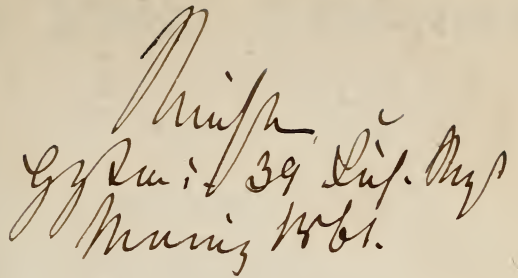
LIBRARY OF CONGRESS.

UNITED STATES OF AMERICA.

CHAP. PT2423

SHELF L3P7 1859

9—404



Nieser
Gymn. i. 39 Lief. Ryt
Mainz 1861.

Prinz Louis Ferdinand.

Ein Zeitbild

von

Fanny Lewald.

Erster Band.

(Die Verfasserin behält sich das Recht der Uebersetzung in das Englische vor.)

Berlin, 1859.

Verlag von A. Hofmann & Comp.

PT2423
.L3P7
1859

131330

An

Moritz Hartmann

in

Paris.

Lieber Freund!

Ich hatte mir vorgenommen Ihnen zu schreiben, um Ihnen die zweite Auflage meines Prinzen Louis Ferdinand zu senden. Nun ich mich zu dem Briefe anschicke, dünkt es mir das Beste, ihn lieber gleich dem Buche voranzusetzen, weil ich dasjenige, welches ich Ihnen bei dieser Gelegenheit über meine Arbeit zu sagen beabsichtigte, auch dem größern Publikum meiner Leser aussprechen möchte, und weil Vorreden zu schreiben sonst eben so wenig meine Sache ist, als das Lesen derselben die Sache des Publikums.

„Bücher haben ihre eigenen Fata!“ Hat schon der alte römische Dichter gesagt, und ich finde dies nun auch in meiner eigenen Erfahrung bestätigt. Denn die erste meiner größern Arbeiten, bei welcher die Gunst des Publikums eine zweite Auflage nothwendig gemacht hat, ist grade diejenige, für die ich vom künstlerischen Standpunkte aus dieses Schicksal am wenigsten erwartet hatte, obschon ich für dieselbe, als ich sie vor zehn Jahren der Oeffentlichkeit übergab, eine besondere Vorliebe hegte.

Diese Vorliebe gründete sich auf das psychologische Interesse, welches mir die Gestalt des Prinzen Louis Ferdinand, die Gestalt jenes unglücklichen preußischen Fürstensohnes einflößte, der zum Helden oder zum Künstler geboren, durch seine Lage zu gänzlicher Thatlosigkeit verdammt, für alle seine Irrthümer ein offenes Feld, für das, was er Großes und Edles erstreben mochte, keinen Raum im Leben fand.

Aus diesem Interesse, das durch die Zeit und die Zeitgenossen des Prinzen, für mich noch wesentlich gesteigert wurde, weil auch in den Meisten von ihnen sich Irrthum und Wahrheit, Materialismus und Idealismus in der räthselhaftesten Weise zusammenfanden, erwuchs in mir der Plan zu meiner Dichtung, der ich bei ihrem ersten Erscheinen den Titel eines Romans beilegen zu können glaubte. Aber ich habe nicht diese zehn Jahre nöthig gehabt, um mich zu überzeugen, daß meine Arbeit diesen Titel nicht zu beanspruchen hat.

Der Roman ist, was auch immer die modernen Aesthetiker sagen mögen, eine bestimmte Kunstform. Er setzt eine freie, schöpferische Thätigkeit bei dem Verfasser voraus. Er verlangt Gestalten, welche sich von Anfang an und für einen bestimmten Zweck organisch heranbilden, und er soll und muß, so weit das dem Schaffenden eben erreichbar ist, ein in sich künstlerisch geschlossenes, in sich vollendetes Ganze sein. Dies ist aber Beides unmöglich, bei Vorwürfen, welche von der Art sind, daß der Dichter es fast durchweg mit historisch- und biographisch fertigen und bekannten Persönlichkeiten zu

thun hat. Er gewinnt damit freilich, daß die Theilnahme, welcher der Leser für die ihm bekannten und vielleicht lieben Gestalten, fertig an das Buch heranbringt, dem Buche ohne des Dichters Zuthun zustatten kommt; aber der Dichter selbst ist gezwungen sich beständig zwischen dem thatsächlich Gegebenen und der eigenen Erfindung, zwischen Dichtung und Wirklichkeit, zwischen Poesie und Realität zu bewegen, und unter diesen Verhältnissen ist ein befriedigender Abschluß solcher Dichtungen, im künstlerischen wie im sittlichen Sinne, wenn er nicht zufälliger Weise in der Wirklichkeit selbst gegeben sein sollte, gradezu eine Unmöglichkeit.

Diese Einsicht war es, welche mich nach jenem ersten Versuche ein für allemal abgehalten hat, mich wieder an den sogenannten historischen Roman, an das dichtende Rechnen mit benannten Zahlen zu wagen, so verlockend dies ist, wenn man dabei nur an das eigene Interesse für irgend eine historische Gestalt, und an die Gunst der Leser denkt. Es ist aber, wie mir scheint, Beweis gebend gegen die Zwitter-Gattung des sogenannten historischen Romans überhaupt, daß schon sein Titel eigentlich einen Widerspruch in sich enthält, und daß man stillschweigend übereingekommen ist, diesen Titel ausschließlich jenen Dichtungen zu ertheilen, die sich an berühmte Personen oder an merkwürdige Zeitpunkte knüpfen, während doch jeder Roman, dem es gelingt, das Bild eines Menschen im Zusammenhange mit der Zeit, in welcher er lebte, als ein Ganzes darzustellen, den Charakter und die Bezeichnung einer historischen Dichtung zu beanspruchen hat.

Wenn ich nun in eine neue Auflage und in das neue Erscheinen meiner Arbeit willigte, obschon ich wußte, daß sie ihrer Natur nach den Titel eines Romans nicht verdient, so geschah es, weil ich anderseits das Werk nach dem Ausspruche bedeutender, zum Theil noch lebender, zum Theile jetzt schon hingegangener Genossen jener Epoche, und nach meinem eigenen Urtheil als Zeitbild und als Charakterbild des Prinzen Louis Ferdinand gelten lassen darf.

Als ein solches Bild jener bedeutenden und uns in vielem Betrachte schon fremden Zeit, und als ein Charakterbild des Prinzen Louis Ferdinand mag ich das Buch auch heute noch Ihrer Theilnahme, und dem freundlichen Antheil anderer Leser empfehlen, und es mag denn unter dem ihm gebührenden Prädikate eines Zeitbildes aufs Neue seinen Weg in's Publikum wagen.

Ihnen liebster Freund! soll es aber noch im besondern meinen Dank bringen, für den Genuß, welchen mir Ihre vortrefflichen „Erzählungen eines Unstätten" bereitet haben, und Ihnen mit der Erinnerung an die letzten froh mit einander verlebten Tage, ein Pfand baldigen Wiedersehens in der Fremde oder in der Heimath werden.

In alter treuer Freundschaft die Ihre.

Fanny Lewald.

Erstes Kapitel.

Einleitung.

Das achtzehnte Jahrhundert hatte in heißen, blutigen Kämpfen geendet, und wie einst der tapfere Held Riwalin in seiner Sterbestunde dem männlichen Tristan das Dasein gegeben, so hatte das scheidende Jahrhundert noch in seinen letzten Momenten die Anerkennung der Menschenrechte erzeugt.

Wiedergeboren in dem Bewußtsein der Völker, mußte endlich die Freiheit aus dem Geiste Einzelner in die Wirklichkeit treten für Alle. Eine Gottheit erschien sie auf der Erde, aber die Menschheit war noch nicht vorbereitet, nicht rein genug, für ihren Kultus.

Königthum, Adelsmacht, Priestergewalt wurden in Frankreich auf dem Altar der Freiheit geopfert, ohne daß diese heimisch werden konnte. Sie floh die bluttriefenden Kämpfer. Selbstsüchtiger Parteistreit, wilde Anarchie zerrissen das unglückliche Land und verbreiteten sich von dort über ganz Europa. Nicht den Frieden, nicht die Entsagung fordernde gleiche Berechtigung für Alle, schien man unter der Erklärung der Menschenrechte verstanden zu haben, sondern ein geistiges Faustrecht, nach dem Jeder nur für den persönlichen Vortheil kämpfte. Die unausbleibliche Folge davon mußte der Sieg des Stärksten, die unumschränkte Herrschaft Napoleons sein.

Seit dem Anfang der neunziger Jahre bebte Europa unter diesen furchtbaren Erschütterungen. Man hatte einen König ermordet, Gott geläugnet, und ohne König, ohne den Glauben an Gott, war der Sieg den französischen Fahnen treu geblieben. Das wies die Menschen auf sich selbst, auf die Kraft des Genius in dem Einzelnen. Bonaparte's Beispiel, der sich aus der Dunkelheit zu irdischer Allmacht emporgeschwungen, entflammte den Ehrgeiz aller Strebsamen, während man andererseits die glänzendsten Erscheinungen schnell wie Meteore verschwinden sah.

Die Bedeutung, die Kürze des Daseins machten sich abwechselnd geltend. Die starken Geister strebten nach Ruhm und Macht; schwächere Naturen klammerten sich in dem schnellen Wechsel des Irdischen, trostsuchend an das unwandelbare Jenseits; noch Andere verspotteten Ruhm und Jenseits als Hirngespinnste, vom Leben Nichts begehrend, als die Möglichkeit, es in verfeinerten Genüssen zu durchschwelgen.

Auch in Preußen, das mitten in den Kämpfen Europas eines nur wenig unterbrochenen Friedens genoß, zitterten diese Stürme nach. Unter Friedrich's des Großen Regierung mächtig gewachsen, hatte sich in Berlin des Königs religiöse Freisinnigkeit auf alle Stände ausgedehnt; Toleranz und Bildung eine Verschmelzung der verschiedensten Klassen herbeigeführt, als sein Neffe den Thron von Preußen bestieg.

Friedrich Wilhelm der Zweite glich einem Boden, in den die Stürme der Zeit von allen Blüthen in buntem Durcheinander Saamen verstreut hatten, welcher wüst und ungezügelt aufsproßte, die Ernte erstickend, die sein Vorgänger fast bis zu ihrer Reife gepflegt. Eitle Ruhmsucht, blinde Orthodoxie, zügellose Wollust wucherten in ihm neben gutmüthiger Schwäche. Die verunglückten Feldzüge in der Champagne, das Wöllnersche Religionsedikt, die Orgien der Gräfin Lichtenau waren die Früchte davon; und jene vorerwähnte Verschmelzung der Stände, der Kanal, welcher die

Wollust und Entsittlichung des Hofes durch alle Klassen der Gesellschaft leitete.

Unter der Regierung eines solchen Königs schrumpfte der Schatz Friedrichs des Großen schnell zusammen; der blanke Schild des preußischen Ruhmes ward durch den Rost des Zweifels angetastet, und Preußens hinterlistige Politik, die nur den eigenen Vortheil suchte, hatte sich bei der zweiten Theilung Polens genugsam kund gegeben, als der König starb. Kurz vor dem Beginn des neunzehnten Jahrhunderts fiel das gewichtige Scepter in die unbefleckten Hände seines Sohnes, Friedrich Wilhelms des Dritten.

Zwei Jahre später ward in Frankreich Bonaparte auf zehn Jahre zum Konsul erwählt. Der Glanz seiner Thaten erfüllte die Welt. Die Schlachten bei Hohenlinden und Marengo beugten auch Oesterreichs Fahnen vor ihm in den Staub: Oesterreich und Preußen hatten in ehrvergessenen Verträgen einzelne Theile ihrer Erblande, für den Preis anderweit vergrößerten Besitzes ihrer Staaten, an Frankreich abgetreten, der Frieden von Lüneville ward geschlossen. Das linke Rheinufer war zur französischen Provinz geworden, die Grundbasis deutscher Reichseinigkeit war zerstört. Die Treue der Fürsten unter einander, das Vertrauen der Unterthanen, welche so gewaltsam vom deutschen Stamme abgerissen und einer feindlichen Nation einverleibt wurden, waren für immer erschüttert; der Weg für alle künftigen Siege der Franzosen in Deutschland durch die Unredlichkeit der beiden Großmächte des Landes mit Sicherheit vorbereitet.

Vergebens forderten Oesterreich, Rußland und England abwechselnd Preußen zu einem Bunde gegen Frankreich auf. Preußen beharrte in einer vorgeblichen Neutralität, als es heimlich schon lange die Befehle des ersten Konsuls vollzog. Diese abhängige Stellung Preußens ward gegen Ende des Jahrhunderts von den übrigen Mächten nicht mehr bezweifelt. Kaiser Paul betrachtete sie als eine Feindseligkeit gegen Rußland und ließ seine

Heere an die preußische Grenze rücken; England, seit zehn Jahren mit Frankreich im Kriege, kaperte preußische Schiffe. Friedrich Wilhelm sah sich endlich genöthigt, ein kleines Korps nach Ritzebüttel zu beordern, wohin die Engländer ein preußisches Schiff geführt hatten. Damit hoffte der König die Beleidigung der preußischen Flagge zu rächen und sich zugleich in Frankreichs Gunst durch dieses Auftreten gegen England zu befestigen.

Wohl erkannte ein Theil des Volkes in Preußen die unwürdige Schwäche seiner Regierung; indeß ohne allen Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten, strebten die Abhängigen, denen Aenderung durch männliche Selbsthülfe unmöglich schien, nur nach Vergessenheit und Zerstreuung.

Man versenkte sich in Kunst und Literatur, um sich vor dem traurigen Eindruck der Wirklichkeit zu bewahren. Göthe's Einfluß auf die Gebildeten war mächtig, sein Beispiel verlockend. Die Religion absoluter Schönheit, genießender Ruhe, deren Priester er nach den stürmischen Jahren seiner Jugend geworden war, konnte in der kampfdurchwühlten, leidenschaftvollen Wirklichkeit nicht ihre Stelle finden, nicht Gemeingut der Kämpfenden sein. Darum hielt sich Göthe fern von ihnen, in einem Bereich sorglich abgegrenzter Ausschließlichkeit, wohin weder der Lärm des Kampfes noch der Wehschrei der Völker zu dringen vermochte. Hier fühlte er sich behaglich und sicher; hierher, unter die Aegide seiner Abgeschlossenheit, flüchteten Alle, welche genießen und nicht aus dem Schlummer erweckt werden wollten, obschon Kant, Schiller und Fichte bereits mächtig an das Bewußtsein der Deutschen klopften und ihnen beim Beginn des Jahrhunderts ihr mahnendes „Erwachet!" zuriefen.

Diese Zustände bilden den Boden dieser Dichtung. Sie mußten angedeutet werden zum Verständniß derselben; denn wie Erdreich und Pflanze sich gegenseitig fordern und bedingen, so erzeugen sich gegenseitig die Charaktere und die Ereigniße einer Zeit.

Zweites Kapitel.

Der Sylvester-Abend des Jahres Eintausendachthundert näherte sich seinem Ende. Ein frischer Frost hatte am Tage den Regen und Schnee des Dezembers in den Straßen von Berlin getrocknet, der Mond stand hell am Himmel und leuchtete mit seinem ruhigen Lichte wieder einem Jahrhundert zu Grabe.

Von dem Thurme der Dreifaltigkeitskirche schlug es halb eilf, als ein schlanker, in einen Offiziersmantel gehüllter, junger Mann aus dem Palais des Prinzen Ferdinand hinaustrat auf die Rampe vor demselben. Ein zweiter Offizier begleitete ihn; Diener leuchteten ihm vor, die Wachen präsentirten, ein Jäger öffnete den wartenden Wagen. Aber im Augenblick des Einsteigens schien dem Erstgenannten ein anderer Gedanke zu kommen, er trat von dem Wagen zurück.

Fahren Sie ohne mich, sagte er zu seinem Begleiter gewendet, ich bin erhitzt und werde zu Fuße gehen, um mich abzukühlen.

Mit diesen Worten schritt er die Treppe hinab, bog von dem Wilhelmsplatz in die Wilhelmsstraße und wanderte eilig die Linden entlang, einem Hause zu, das in der Friedrichsstraße lag. Durch ein Paar Fenster des ersten Stockes flimmerte ein blasses Licht; er stieg schnell die Treppe hinauf und trat in das Gemach.

Es war ein Krankenzimmer. An der Wiege ihres Kindes saß eine junge, zarte Frauengestalt. Sie winkte der Wärterin sich zu entfernen und reichte dem Eintretenden, von ihrem Platze aus, die Hand entgegen.

Ich wußte wohl, daß Du noch kommen würdest, obgleich Du das Gegentheil gesagt hattest, flüsterte sie und rückte in die Ecke des weiten Lehnstuhles, Raum zu machen an ihrer Seite für den Ankommenden, der sich neben ihr niederließ und sie in seine Arme zog.

Ich mußte Dich noch sehen, entgegnete der junge Mann. Mir wurde angst und bange unter den lachenden, heuchelnden Menschenlarven, die sich aus einem Jahrhundert in das andere lügen. Ich sehnte mich nach Deinen lieben Augen, ich wollte mit Dir und unserm Kinde die Ankunft des neuen Jahrhunderts erwarten. Wie geht's denn jetzt? fragte er, sich zur Wiege neigend und die Hand behutsam auf die Stirn des Säuglings legend. Das Fieber scheint nachgelassen zu haben.

Ja! sagte die Mutter. Er schläft seit einer halben Stunde. Der Arzt erklärt, es sei jede Gefahr vorüber; aber Du mußt nicht so laut sprechen, sonst weckst Du ihn auf.

So komm' zu mir, damit ich Dich nahe habe, entgegnete der junge Mann, und zog sie auf seinen Schooß, seinen Kopf an ihre Schulter lehnend.

Als sie eine Weile so bei einander gesessen hatten, das Bild glücklichster Häuslichkeit, schlug die Uhr halb zwölf. Ein Seufzer rang sich aus der Brust des Mannes, und mit ernster Stimme sprach er: Noch dreißig Minuten, und das Jahrhundert ist vorüber!

In dreißig Minuten kannst Du, Liebster! mir noch viele hundert Küsse geben! Komm', laß uns das alte Jahr mit Küssen begraben und das neue damit begrüßen, sonst wirst Du mir wieder ernst und traurig, wie Du es schon die ganze Zeit gewesen bist.

Mit Küssen begraben und mit Küssen begrüßen! wiederholte

der junge Mann. Das ist's! das ist der Fluch! — Warum mußtest Du das sagen Henriette?

Er ließ die Geliebte aus seinen Armen, stand auf und ging lebhaft im Zimmer umher.

Die junge Frau blickte erschrocken und traurig zu ihm empor. Sie wollte ihm folgen, aber eine unruhige Bewegung des Kindes hielt sie an ihrem Platze zurück. Während sie sanft die kleine Wiege schaukelte, blickte sie sorglich bald nach dem Kinde, bald angstvoll nach dessen Vater. Endlich sagte sie: Wie kann Dich ein unschuldiger Scherz so ganz verstimmen! was habe ich denn Schlimmes gesagt? —

Der Angeredete blieb vor ihr stehen. Was Du gesagt hast? Ach! Du weißt es freilich nicht, armes Kind! Du weißt es nicht! Eine unsichtbare Macht legte es Dir in den Mund. Wie eine Pythia hast Du in der Scheidestunde der Jahrhunderte bewußtlos mir Vergangenheit und Zukunft meines elenden Daseins enthüllt.

Ich verstehe Dich nicht, klagte sie. Wie magst Du Dein Dasein elend nennen!

Nein! nein! Du verstehst es nicht! und verständest Du es, so könntest Du nicht helfen; rief er. Du thust, was Du kannst, Du liebst mich, Du bist sanft und gut, und ich quäle Dich. Vergieb mir liebes Kind!

Er fuhr mit der Hand über seine Stirne, als wolle er dort böse Gedanken verscheuchen, setzte sich wieder zu ihr nieder, küßte ihre rothen, vollen Lippen, tändelte mit ihren goldblonden Flechten, aber seine Seele war offenbar mit andern Gegenständen beschäftigt; er blieb zerstreut und düster.

Plötzlich, als müsse er seinen Gedanken durchaus Worte geben, sagte er: Was ist in diesen hundert Jahren geleistet! welche Männer, welche Thaten hat das Vaterland gesehen! Und jetzt! Diese Wolken, welche den Flug des Adlers hemmen! Diese Ver-

blendung, diese schmachvolle Schwäche! — und ich stehe da, thatenlos, gefesselt, unfähig zu helfen! Ich — —

Da dröhnten zwölf mächtige Schläge durch die Stille der Nacht, alle Glocken der Stadt läuteten, von den Thürmen wurden geistliche Lieder geblasen, ein verworrenes Getöse von Menschenstimmen erklang in den Straßen und der Donner der Kanonen rief dem Jahrhunderte den Scheidegruß nach, während es in den Schooß der Ewigkeit versank.

Der junge Mann hielt inne, hob das schlafende Kind aus der Wiege, legte es in die Arme seiner Mutter, und, Weib und Kind umfassend, rief er: Das wenigstens ist mein eigen.

Der Knabe erwachte weinend. Die Mutter nahm ihn an ihre Brust. Der junge Vater kniete vor sie nieder, küßte das Kind und sagte: Weine nicht, mein Sohn! Dein Stern steht nicht so hoch am Horizonte, als der Deines Vaters, Du wirst glücklicher sein!

Dann küßte er nochmals die Mutter und verließ das Gemach

Drittes Kapitel.

Niemand hatte von Friedrichs des Großen Wahlspruch: „In meinen Staaten kann Jeder auf seine Façon selig werden," größeren Vortheil gezogen, als die Juden, welche, unter der Regierung seines Vorgängers noch vielfach eingeschränkt und bedrückt, sich jetzt einer größeren Duldung erfreuten.

Die gute Wirkung davon blieb nicht aus, die Früchte zeigten sich bald. In verschiedenen jüdischen Familien traten bevorzugte Naturen in hoher Geistesentwicklung hervor. Besonders waren es die Frauen, welche, ungehindert durch die Sorge für den Erwerb und die praktischen Verhältnisse des täglichen Lebens, sich schnell auf den geistigen Höhepunkt ihrer Zeit zu schwingen gewußt hatten.

Indeß alles Gewaltsame hat seine Gefahren. Selbst der Luftballon, der den Aether durchschiffen soll, darf nur langsam steigen, sich nur allmählig des Ballastes entledigen, der ihn an die niedere Region der Erde kettet. Der plötzliche Aufschwung der Jüdinnen Berlins zu Ende des vorigen Jahrhunderts entbehrte der wohlthätigen Fessel, des Zusammenhanges, welcher das Neue mit dem Alten verbindet. Ausnahmswesen, selbst innerhalb ihrer Familien, sahen sie sich gezwungen, die Anerkennung, deren sie sich

mit vollem Rechte würdig fühlten, außerhalb derselben zu suchen, und hier trat ihnen in den Mittelständen hart und schroff das alte blinde Vorurtheil gegen ihr Volk hindernd in den Weg. Sie mußten eine andere Region für sich entdecken.

Diese fand sich bald. Die französische Revolution, die Encyklopädisten hatten ihnen vorgearbeitet. In den Seelen der Aufgeklärten war die Gewalt der Vorurtheile zerstört oder doch mindestens ein Ringen bemerkbar, sich davon zu befreien. Man hatte die christlichen Dogmen, die christliche Askese als Fesseln erkannt, von der Hierarchie zur Knechtung der Menschheit erschaffen; man fühlte sich wieder der Natur eingeboren, geistig zu freiem Forschen, sinnlich zum Genuß berechtigt. Philosophische Prüfung trat an die Stelle des religiösen Glaubens; man warf, um das frühere Bild aufzunehmen, allen Ballast aus dem Ballon der aufsteigenden Gedanken und — das leichte Fahrzeug ward ein Spiel des Sturmes.

Die Berechtigung der Leidenschaft, dieses Hebels aller großen Thaten, die Berechtigung der verschiedenartigen Menschennaturen zu freier, angemessener Entwicklung wurde anerkannt. Man machte Gebrauch davon ohne Bedacht auf die Rückwirkung, welche dies nothwendig auf Andere haben mußte. Man sprach von dem Fortschritt der Menschheit, aber jeder liebte die Menschheit, ihren Fortschritt, ihre Freiheit nur in sich selbst. Unter dem Deckmantel der Freiheit, dieser Religion allumfassender und darum sich selbst verleugnender Liebe, überließ man sich einem verfeinerten Egoismus, der um so genußbringender war, je weniger er schöne Regungen der Seele ausschloß, und je mehr erhabene Empfindungen er zuließ, welche dem Ich schmeicheln konnten.

Jeder war der Gott und der Priester seines Egoismus, Jeder wählte die ihm angemessenste Form für seinen Kultus der Selbstsucht. Sinnliche Ausschweifungen, verhüllt unter der Anbetung des vollendet Schönen, des unerforschbar Mystischen; religiöse

Spielereien mit dem Urchristlichen; kindische Lust an dem ursprünglich Volksthümlichen gingen geschätzt, beachtet und bewundert einher, neben edlen Bestrebungen und ernstem Forschen nach Wahrheit. Die Toleranz des Egoismus, welcher Duldung gewährt, um sie für sich zu erhalten, verband Männer und Frauen in Liebe und Freundschaft zu einer gesonderten Gesellschaft in der Gesellschaft.

Den Mittelpunkt dieses Kreises bildeten jene Jüdinnen, deren wir gedachten. Marianne und Sara Meier, Dorothea Mendelson, die Tochter Moses Mendelson's, Rahel Levin und Andere hatten zu schwer von Vorurtheilen gelitten, waren zu sehr von Unduldsamkeit gequält worden, um nicht frei von diesen Fehlern zu sein. Jedem geistig bedeutenden Menschen, der ihnen die Abstammung von dem mißachteten Volke verzieh, wurde Alles gestattet, was er seiner Persönlichkeit nach an Freiheit zu bedürfen glaubte, und Vieles vergeben, worüber man in andern Kreisen strenge den Stab gebrochen hätte. Einzelne Frauen der Adels-Aristokratie, denen vielleicht gerade diese selbst zu einer hemmenden Schranke geworden war, geistvolle Schauspielerinnen schlossen sich jenen Jüdinnen an, und wußten Männer wie Gentz, Schlegel, die Humboldt's und Andere um sich zu vereinen und dauernd zu fesseln.

Ein Theil dieses Kreises hatte sich in der Sylvesternacht bei Marianne Meier versammelt, die seit Jahren an einen Kurländer, Baron von Grotthuß, verheirathet war und ihr gastliches Haus gern und oft den Freunden öffnete.

Dorthin richtete der junge Mann seine Schritte, den wir an der Wiege seines Kindes verlassen haben.

Tief in Gedanken versenkt, durchschritt er eilig die Straßen, als plötzlich vor der Kaserne des Regimentes von Romberg ein Volkshaufe seine Aufmerksamkeit erregte, der, von den Schildwachen schimpfend zurückgewiesen, sich dennoch der Kaserne zu nähern versuchte.

Was geht hier vor? fragte er den Nächststehenden.

Ein Soldat hat, als es zwölf Uhr schlug, seine Liebste in der Kaserne erstochen, antwortete ihm dieser und begann eine Erzählung seiner Vermuthungen.

Aber der junge Mann hörte sie nicht mehr. Er eilte in die Kaserne. Seine Uniform bahnte ihm den Weg.

In der Wachtstube herrschte eine unheimliche Verwirrung. Die Lichte waren niedergebrannt, die Flammen glimmten matt auf den langen Schnuppen. In einzelnen Haufen standen die Soldaten beisammen, leise mit einander flüsternd. Die Schauer einer furchtbaren That lagen auf ihnen. Sie hatten nicht den Muth laut zu sprechen, nicht die Ruhe zu schweigen. Halbgeleerte Bierkrüge und Karten, mit denen man die Sylvesternacht hatte feiern wollen, sahen zwischen den Feldmützen hervor, die sich auf den Tischen befanden; dicke Rauchwolken erfüllten das Gemach.

Seitwärts auf einer Bank lag, mit einem Soldaten-Mantel bedeckt, die Leiche eines jungen Mädchens. Man hatte nicht gewagt, sie vor der Ankunft des Regiments-Auditeurs zu entfernen.

Bei dem Eintritt des jungen Mannes malte sich ein allgemeines freudiges Erstaunen auf den Gesichtern der Soldaten. Die Mehrzahl schien ihn zu kennen. Der Mantel war ihm von der Schulter herabgeglitten, eine Generals-Uniform wurde sichtbar; auf seiner Brust funkelte der schwarze Adlerorden.

Lebhaft schritt er auf die Bank zu, auf welcher sich die Ermordete befand. Es war ein hübsches Mädchen der dienenden Klasse in ärmlicher, aber sauberer Kleidung. Unter der Haube stahl sich hellblondes Haar hervor, das über den entblößten Busen niederfloß und sich in dem Blute tränkte, welches noch frisch der Wunde entquoll. Der Messerstoß hatte das Herz getroffen, die Züge der Todten waren vollkommen ruhig.

Unweit davon in einer Ecke des Gemaches saß, an Händen und Füßen gekettet, ihr Mörder, still und ruhig nach der Leiche

hinüber blickend. Das blutige Messer, mit dem er die That verübt hatte, lag noch neben der Todten.

Einen Augenblick betrachtete der junge General die Ermordete, dann wendete er sich an den Mörder. Was hat Dir das Mädchen gethan? fragte er ihn.

Sie hat mir Nichts gethan, sie war meine Liebste!

Und Du hast sie ermordet?

Ich hab's nicht aus Haß gethan, antwortete Jener, sondern aus Liebe. Weil ich sie nicht in dieser Welt heirathen sollte, wollte ich mit ihr in die andre Welt. Sie hat mich darum gebeten; ich hab's ihr zu Lieb' gethan und ich folge ihr ja nun auch nach. Er fing bei diesen Worten zu weinen an, und wollte sich der Leiche nähern, die Soldaten aber, welche ihn bewachten, hielten ihn davon zurück.

Während deß war der wachthabende Offizier herbeigerufen. An diesen wendete sich der General mit der Frage, wie das Frauenzimmer in die Kaserne gekommen sei?

Sie ward mit dem Füselier Kugler vom Regimente Kanitz eingebracht, mit dem sie von Prenzlau in's Mecklenburgische entflohen war, weil man ihnen keinen Trauschein geben wollte, antwortete der Lieutenant. Da sie ihn auch dort nicht erhielten, kamen sie zurück. Ein Werbeoffizier unseres Regimentes begegnete ihnen, und der Kugler ließ sich wieder anwerben, da man ihm im Pardonbrief einen Trauschein versprach.

Und warum hat man ihm nicht Wort gehalten? warum ist er denn als Gefangener eingebracht?

Es ist gerade in den Tagen eine Konvention zwischen den Regimentern geschlossen worden, die Deserteure gegenseitig auszuliefern, und Lieutenant von Heldrich vom Regimente von Kanitz traf gestern hier ein, den Kugler zu reklamiren.

Ja! der ist Schuld! der ist an allem Schuld! rief der Gefangene in einem Tone so tiefen Grimmes, daß der General aufmerk-

sam darauf wurde, und den Soldaten in ein anderes Zimmer zu führen befahl, wohin er ihm folgte. Sein Wink entfernte die Wachen.

Als er allein mit dem Mörder war, setzte er sich ruhig nieder und sagte: Kugler! Du hast Dein Leben verwirkt, man wird Dich hinrichten, das weißt Du selbst. Besinne Dich, was hat das Mädchen Dir gethan? Was hat der Lieutenant Heldrich damit zu schaffen? Kein Mensch ermordet ja seine Liebste aus Liebe. Hat Dich das Mädchen betrogen? Besinne Dich, vielleicht giebt es eine Entschuldigung für Deine That, die Dir das Leben retten kann.

Sie hat mir Nichts gethan, wiederholte der Soldat, ich hab's ihr versprochen, weil uns Alle verfolgten und weil es uns zu schlecht ging. Ich will auch keine Gnade haben, sondern ich will sterben, um mit meiner Liebsten vereint zu werden; aber Ihnen Herr General, will ich erzählen, wie das Alles gekommen ist, denn ich seh's, Sie haben Mitleid mit dem Armen, Sie denken, daß ein armer Gemeiner doch auch ein Mensch sei.

Ja! bei Gott! das denke ich! rief Jener mit Wärme und ermunterte den Soldaten zum Sprechen, der also anhub.

Dazumal vor Jahren wie ich mich anwerben ließ in Prenzlau bei dem Regiment Kanitz, da war ich auf der Wanderschaft, denn ich bin meines Zeichens ein Kürschner aus Nürnberg. Wenn ich nun nicht im Dienst war, so suchte ich mir ein paar Groschen zu verdienen, und half bei einer Frau, die eine Rolle hatte, das Weißzeug rollen. Dabei habe ich die Friederike kennen gelernt, die bei dem Obrist von Heldrich als Hausmädchen diente. Wir haben uns geliebt und wollten uns heirathen, und die Friederike wollte selbst die Frau Obristin um einen Trauschein für uns bitten. Die wird ihn schon vom Obrist zu schaffen wissen, sagte sie, denn ihr wird lieb sein, daß ich heirathe, weil mir der Lieutenant Heldrich, das war der Sohn vom Obrist, nachstellt. Die Obristin wollte ihn auch gleich besorgen, aber der Lieutenant sagte dem Obrist, ich sei ein Taugenichts, ich würde Weib und Kinder sitzen

lassen und meine Löhnung versaufen, und so bekamen wir keinen, und die Friederike wurde aus dem Hause gethan, weil der Lieutenant immer dreister wurde und ihr den Trauschein versprach, wenn sie ihm zu Willen sein wollte.

Der Soldat hielt inne, bis der General fragte: Und was wurde dann weiter aus Deiner Liebsten? wie kamt Ihr denn hierher?

Es ging uns so elend, daß wir fort mußten, sagte Kugler. Die Friederike konnte keinen Dienst bekommen, weil es hieß, sie habe Liebschaften; sie mußte sich also kümmerlich mit Nähen und Stricken durchbringen. Ich hatte auch schlechte Tage bei der Kompagnie. Sah mich der Feldwebel mit ihr, so steckte er es dem Lieutenant und drohte mir, er werde sie zur Stadt herausjagen und mich einsperren lassen. Das Einsperren geschah auch. Ich dachte, ich könnt's nicht überleben, meine Braut so lange nicht zu sehen, und der Friederike ging es eben so. Wie ich nun frei kam, beschlossen wir davon zu gehen, es war nicht mehr auszuhalten. Im schlechtesten Wetter schlichen wir uns durch das Land bis über die Grenze und baten in Mecklenburg um den Trauschein. Aber wir bekamen keinen, und hatten Nichts mehr zu beißen und zu brocken, da wir all' unsere Sachen schon verkauft hatten. Da ließ ich mich denn wieder anwerben von einem preußischen Offizier, denn von den zwanzig Thalern konnte sie lange leben, und ich erhielt einen Pardonbrief und das Versprechen, ich sollte auch einen Trauschein haben.

Kaum aber kamen wir nach Berlin, so nahmen sie mich fest und sagten, ich könnte nicht bei dem neuen Regimente bleiben, sondern müßte gleich nach Prenzlau an mein altes Regiment abgeliefert werden. Wie die Friederike das hörte, bat sie mich vor Gott und nach Gott, ich sollte ihr das Leben nehmen. Nach Prenzlau zurück könnte sie einmal nicht, und ohne mich leben das könnte sie auch nicht. Ich redete es ihr aus, aber sie blieb dabei. Nun kam vor einigen Tagen gar mit dem Feldwebel der Lieute-

nant Heldrich selbst, mich zu holen, und wie der mich sah, sagte er: Dir kann Nichts geschehen, denn Du hast den Pardonbrief; aber einen Trauschein kriegst Du nun und nimmermehr, und der Friederike lasse ich in Prenzlau die Röcke abschneiden und sie vom Profoß zum Thore hinauspeitschen, so wahr ich Heldrich heiße.

Wie ich nun hier in der Arreststube saß, schlich sich die Friederike ein paar Mal an das Fenster auf den Hof und zeigte mir mit einem Messer auf ihre Brust, daß ich sie todt stechen sollte denn der Feldwebel hatte sie ausfindig gemacht und ihr gesagt, was der Lieutenant ihr zugedacht habe. Ich wollte gar nicht darauf hören, aber wenn ich schlief, dann sah ich im Traum den Lieutenant bei meiner Liebsten, oder den Profoß, der sie auspeitschte und ich dachte, da sei doch sterben besser. Und wie sie nun vorgestern früh die Friederike auch festnahmen, weil sie in Prenzlau von meiner Flucht gewußt hatte, und sie hierher brachten, damit wir gleich nach Neujahr abgeführt würden, da warf sie sich mir an die Brust und sagte: Peter! jetzt mußt Du es thun. Ein Messer habe ich mitgebracht, und besser treu und ehrlich gestorben, als mit Schande gelebt.

Ein neuer Thränenstrom unterbrach die Erzählung; der junge General stand auf und ging heftig erregt im Zimmer umher. Plötzlich blieb er stehen und fragte: Hast Du denn nicht versucht, dem Mädchen den Gedanken auszureden, Kugler? Wie war es Dir denn möglich, ihr das Messer in die Brust zu stoßen?

Es kam mir hart genug an, seufzte der Unglückliche. Den ganzen Tag, die ganze Nacht redete ich es ihr aus und bat sie zu warten, bis wir auf dem Wege wären, weil ich dachte, sie sollte sich doch noch anders besinnen. Aber sie sagte: Bilde Dir doch nicht ein, daß sie uns auf dem Transport zusammen lassen werden. Dich nimmt der Feldwebel auf seinen Wagen, mich wird wohl der Lieutenant zu sich kommen lassen; und nachher sehen wir uns nicht wieder. Ich bin mein Leben satt, die Nacht ist

das Jahrhundert aus, für uns wird's aber in alle Ewigkeit nicht anders, und wenn Du ein braver Kerl bist und mich liebst, so machst Du selbst dem Elend ein Ende. Sie küßte mich und weinte und bat den ganzen Tag. Gegen Abend faßte sich mich unter, ging mit mir Stub' auf und ab und erzählte mir Alles, was wir schon gelitten hatten, und stellte mir Alles vor, was uns noch an Elend und Schimpf und Schande begegnen mußte. Darüber wurde es eilf Uhr, sie zog mich auf die Bank hinter den Ofen, da legten wir uns nieder und sie sagte mir, wie wohl ihr sein würde, wenn sie erst todt wäre, und wie sie mir es ewig danken und mich im Himmel wie ihren Retter ansehen wollte. Auch wie ich sie zum Begräbniß anziehen sollte, befahl sie mir, und gab mir ein schwarzes Band, mit dem sie um ihre Mutter getrauert hatte, das sollte ich ihr im Sarge umbinden. Und wie es nun Zwölf schlug, da machte sie ihre Jacke auf, gab mir einen Kuß und sagte: Nun Peter leb' wohl! nun ist's genug; hier stoß' zu, dann ist's schnell vorbei. Dazu gab sie mir ihr Messer in die Hand, und — so hab' ich's denn gethan, so schwer mir's wurde, weil ich sie doch nicht in Elend und Schande allein verlassen konnte. Sie hat mich fest umschlungen gehalten und keinen Laut von sich gegeben. Ich dachte auch immer, sie lebte noch, bis ihr die Hände und Lippen kalt wurden, da merkte ich erst, daß sie todt sei, und sagte dem Feldwebel: Herr Feldwebel! Ich habe meine Liebste todt gestochen.

Der Soldat hatte mit ruhigster Rechtsüberzeugung gesprochen, wie Jemand, der eine schwere Pflicht erfüllt hat. Der General war tief erschüttert. Er fragte, weßhalb sich Kugler nicht bei den Vorgesetzten des Lieutenants beschwert habe? warum er nicht den König um einen Trauschein gebeten?

Des Lieutenants Vorgesetzter, das war sein Vater, entgegnete Kugler, und den König bitten? Wir konnten Beide nicht schreiben, in Prenzlau waren wir ganz fremd, wer sollte sich da unse-

rer annehmen, und wer glaubt denn einem Gemeinen gegen seinen Feldwebel und gegen seinen Lieutenant? Für unser Eins ist keine Hülfe; es ist hier wie in Mecklenburg, in Mecklenburg wie hier! Uns hilft nur der Tod, die Friederike hatte ganz recht; ich bin auch froh, daß es bald mit mir vorbei sein wird.

Der General sah ihn lange an, und mit Thränen in den Augen sagte er: Ich kann Dir Deine todte Liebste nicht wieder schaffen, aber ich will sehen, was ich für Dich zu thun vermag, denn Dir ist schweres Unrecht widerfahren.

Machen Sie, Herr General, daß ich ihr bald nachkomme; leben ohne sie kann ich nicht; ich hab's mir schwer genug erkauft, daß ich ihr nachkommen kann; aber wollen Sie mir eine Gnade erzeigen, so schaffen Sie der Friederike ein ehrliches Begräbniß. Ich werde doch nicht bei ihr zu liegen kommen, mich scharren sie am Galgen ein.

Der Gedanke überwältigte ihn, er weinte laut und rang die Hände, als der General das Zimmer verließ, mit dem Versprechen, nach besten Kräften für den Unglücklichen zu sorgen.

Er befahl sogleich, daß man ihn nicht wieder in das Zimmer bringe, in welchem die Leiche sich befand und wo es schon wieder ganz munter herging.

Man hatte die Todte auf die Bank hinter den Ofen gelegt, die Soldaten saßen wieder bei den Karten, mit Tabak und Bier; das erstochene Mädchen lag verlassen unter all' den fremden Männern. Kein Herz gedachte der Unglücklichen, keine Thräne floß für sie; nur der General trat noch einmal an sie heran, legte seine Hand auf ihre kalte Stirne und sagte, leise für sich selbst sprechend, während er das todtbleiche Antlitz betrachtete: Armes, treues Weib! —

Dann verließ er die Kaserne, nachdem er dem wachhabenden Offizier die Anweisung gegeben, das Mädchen auf seine Kosten anständig beerdigen zu lassen, wie der Soldat es gewünscht hatte.

Viertes Kapitel.

Der Festjubel in den Straßen war verstummt, die Menschen waren in ihre Wohnungen zurückgekehrt, auch der General schlug den Weg nach der seinigen ein; aber ihm graute vor der Einsamkeit seiner Gemächer. Eine Welt von Schmerzen, das Leid jedes Unterdrückten, schien sich über seine Seele zu wuchten, jede Thräne auf Erden ihn anzuklagen, daß er sie nicht trockne. Die einsamen Straßen, die Dunkelheit bevölkerten sich mit Leidensgestalten, die von ihm Hilfe erflehten, die bittend aus der Tiefe zu seiner Höhe die Hände emporstreckten. Er wollte zu ihnen eilen, aber dämonische Gewalten hielten ihn zurück, drängten sich zwischen ihn und die Menschheit. Seine Hände waren gefesselt, selbst seine Seele war in Banden, die er nicht zu zerreißen vermochte, so sehr die Nothwendigkeit der That in ihm kämpfte, sich zu befreien. Die gewaltigste Verzweiflung ergriff ihn, seine Brust drohte zu zerspringen, wenn er dem Wehschrei seiner Seele nicht Worte geben konnte; sein Herz verlangte nach einem Menschenherzen, tief und fest genug, den ganzen Strom seines Schmerzes darein zu ergießen. Aber er hatte keines. Er stand allein, einsam mit diesem Schmerz, mitten unter den frohen Gefährten seiner lachenden Stunden.

Indeß die innere Trauer war zu mächtig; er mußte sie mit

einem Menschen theilen, oder sie zu übertäuben suchen. Da fiel ihm die Gesellschaft bei, die er aufzusuchen gedachte, als er in der Kaserne zurückgehalten ward. Dorthin lenkte er seinen Schritt. Es war nach zwei Uhr, und doch glänzten die Lichter noch so hell aus dem gastlichen Hause der Frau von Grotthuß, als könnten dorthin niemals die Dämonen dringen, welche den Geängsteten verfolgten.

Oben im Saale erklang lautes, fröhliches Lachen. Die dampfende Punschbowle erhob ihre Rauchwolken durch den erwärmten, behaglichen Raum. Die feinen Hände der Frau von Grotthuß füllten die Gläser auf's Neue, und sein Glas gegen die schöne Schauspielerin Unzelmann neigend, rief der Kriegsrath Friedrich Gentz, einer der geistvollsten und elegantesten Männer Berlins: Den Frauen, die uns lieben!

Die Unzelmann lachte hell auf und sagte: Hört nur, wie Gentz sich vorsieht; er sagt nicht, die wir lieben, sondern, die uns lieben, das ist seiner würdig!

Gewiß! meinte Gentz, denn ich dachte an ein Glück. Geliebt werden ist ein immer neuer Genuß; Lieben eine Arbeit, eine Krankheit, die ein vernünftiger Mann, wie alle Kinderkrankheiten nur einmal durchmachen darf. Nur die leichte Empfänglichkeit der Frauen setzt sie wiederholten Rückfällen aus, die aber auch, je öfter sie sich zeigen, um so gefahrloser werden.

Nein! rief Friedrich Schlegel dazwischen, das ist falsch, grundfalsch. Jedes Menschenherz ist wie die Mutter Erde zu unablässigem Blühen bestimmt; aber wir Männer haben in der philisterhaften Verzopfung unseres Lebens die Naturfrische verloren, die allein noch in den Weibern glüht und ihnen die Möglichkeit immer neuer heftiger Leidenschaft gewährt. Weil die Natur lebhafter auf ihre zarteren Nerven einwirkt, weil die Luft ihnen in ihrer schönen freien Kleidung unablässig Brust, Schultern und Arme umfächelt, sind die Frauen Menschen geblieben, die noch gesund mit den Sinnen empfinden.

Und womit empfinden Sie, lieber Schlegel? fragte die Unzelmann.

Gewöhnlich nur durch Kombination! entgegnete er. Legt sich im täglichen Leben ein frischer Arm um meinen Nacken, preßt sich ein klopfendes Herz an meine Brust, nicht mich, nur mein unelektrisches Tuchkleid berührt die magnetische Wärme, ich selbst fühle sie nicht, und muß mir aus der Seele die wonnige Empfindung kombiniren, welche mir der frische Kontakt mit der Schönheit hervorrufen würde!

Da legte sich leise ein Arm um seinen Nacken, eine kleine Frauengestalt lehnte sich an ihn, und lächelnd fragte ihn seine Gattin, Dorothea Mendelson, die sich eben von dem Kaufmann Veit hatte scheiden lassen, um Schlegel zu heirathen: Und was kombinirst Du in diesem Augenblicke, mein Friedrich?

Er antwortete mit einem Kusse auf ihre Hand, während der schöne Graf Tilly, ein französischer Emigrirter, in die Worte ausbrach: Welch wunderbares Volk, diese Deutschen! Philosophen, Skeptiker bis tief in die Mysterien des Kusses hinein. Wie kommt Ihr nur einmal in Eurem Leben zum Genießen, wenn Ihr die Präliminarien desselben so gewissenhaft zergliedert?

Il n'y a que le premier pas qui coute! meinte Gentz. Es geht uns mit der Liebe wie den Insekten mit der Flamme. Wir starren sie an, umkreisen sie, möchten ihr Wesen ergründen, werden von der lieblichen Wärme, die uns anmuthet, näher und näher gezogen, bis plötzlich das verrätherische Element unsere Flügel erfaßt hat. Dann ist Flucht unmöglich, und süß betäubt, halb willenlos, versinken wir in die Gluth, die uns verzehrt, indem sie uns erwärmt. Nicht wahr, Rahel?

Rahel Levin, an die jene Worte gerichtet waren, lehnte schweigend in der Ecke des Sopha's. Sie war die älteste Tochter eines wohlhabenden jüdischen Kaufmanns; ihr Geist, ihre Bildung hatten ihr eine Art von Berühmtheit verschafft, und obgleich sie drei-

ßig Jahre zählte und man sie eigentlich nicht schön nennen konnte, war sie der Gegenstand vielfacher Bewunderung und Bewerbung. Ihr etwas bleiches, ernstes Gesicht war auf die Hand gestützt, ihre mächtigen dunkeln Augen glitten in ruhiger Prüfung von Einem zum Andern. Als Gentz sich mit jener bestimmten Frage an sie richtete, hob sie den Kopf empor, sah ihm fest in das Antlitz und sagte: Was sprecht Ihr doch von der Liebe, die Ihr nicht versteht! Ihr lebt nicht einmal für Eure Liebe, und für die rechte Liebe muß man in sich ganz und gar sterben können, um wiedergeboren zu werden für sie. Aber das versteht Ihr auch nicht; also trinkt nur weiter Punsch und freut Euch, daß wieder ein neues Jahrhundert für Eure Sorte Liebe beginnt. Meine Zeit ist's noch nicht, ich muß warten bis sie kommt.

Plötzlich, als besinne sie sich eines Anderen, strich sie das volle schwarze Haar, das über ihre Stirne gefallen war, mit lebhafter Bewegung zurück und rief: Pfui, Rahel! schäme Dich und krächze nicht Deine Kassandralieder, die ganz aus der Mode sind, in gebildeter Gesellschaft. Ihr Alle habt Recht, und ich allein bin eine Thörin; denn meine Liebe gleicht schweren Goldbarren, die Niemand nützen im täglichen Verkehr, die Niemand begehren kann, weil das Prägen nur Königen zusteht. Eure Liebe ist schöne, gangbare Münze, die Lebensgenuß verschafft. Gentz, Tilly, Schlegel, wer will mich Eure Sorte Liebe lehren, ich bin auch jung und will auch das Jahrhundert genießen, so gut als — der Prinz! — rief sie, als sich plötzlich die Thüre öffnete und der junge General hereintrat, dem wir schon zweimal begegnet sind.

Es war Prinz Louis Ferdinand, der Neffe Friedrichs des Großen, der Vetter des regierenden Königs, eine jugendliche Heldengestalt in voller Schönheit und Majestät.

Frau v. Grotthuß ging ihm entgegen, Alle standen auf, ihn zu begrüßen; er war vertraut in diesem Kreise. Man wünschte ihm Glück zum neuen Jahre und er erwiederte es freundlich,

während sein Auge Jemand zu suchen schien. Endlich fragte er: Ist Vetter nicht hier?

So wissen Sie es nicht, Hoheit! sagte Rahel lebhaft, „daß heute bei der Geheimräthin Cäsar Paulinens Verlobung gefeiert wird?

Mit Vetter? fragte der Prinz.

Nein, mit Wiesel!

O! das ist unmöglich, denn Vetter selbst hat mir gesagt, so oft er von Mademoiselle Wiesel sprach, daß er sie anbete.

Niemand begreift es, sagte Gentz. Pauline, das reizendste Geschöpf, das die Erde trägt, voll Geist, voll Herz und Phantasie, umschwärmt, begehrt von aller Welt, behauptet plötzlich, Wiesel zu lieben, der gar nicht an eine Heirath mit ihr dachte, um so weniger, als er Vetters Leidenschaft für sie kannte, der sein Freund ist. Indeß zu klug, die Hände nicht zusammen zu schlagen, wenn der Zufall ihm eine Krone zuwirft, hat Wiesel Paulinens Gunst angenommen. In wenig Wochen ist die Hochzeit, und das junge Paar geht in Vetter's Begleitung auf Reisen.

Ihrem Manne eine Krone zu verschaffen, ist Pauline die rechte Natur! meinte Tilly.

Und Sie würden gern der Erste sein, der das nöthige Material dazu lieferte, warf Gentz hin.

Thorheit! fiel Dorothea Schlegel ihnen in's Wort. Pauline kann wohl wie die Julia des Shakespeare sagen: „Doch glaube, Mann, ich werde treuer sein, als die, die fremd zu thun geschickter sind." Hoheit kennen Pauline doch?

Nein! antwortete der Prinz, der während dessen neben Rahel Platz genommen hatte. Ich erinnere mich ihrer nur als eines Kindes, aus der Zeit, in welcher ihr Vater noch in Diensten meines Vaters stand; später habe ich sie wohl noch einmal als heranwachsendes Mädchen gesehen, ehe ich zur Campagne an den Rhein ging. Dann starb ihr Vater, sie verließen ihre Wohnung im

Schlosse, waren auf Reisen und ich ebenfalls oft abwesend von Berlin, so daß ich sie nicht wiedererkennen würde. Sie soll sehr schön sein.

Sich ewig verdammen zu lassen für Sie! rief Tilly, und Gentz fügte hinzu: Besonders, wenn man nicht an die ewige Verdammniß glaubt.

Paulinens Vorzüge und Mängel, ihr Verhältniß zu Wiesel und ihre beabsichtigte Reise zu Dreien wurden nach allen Richtungen hin besprochen und zergliedert, während der Prinz, gegen Rahel gewendet, es beklagte, den Referendarius Vetter nicht hier gefunden zu haben, den er unter allen Personen des Kreises, um seiner Offenheit und Frische willen, besonders werth hielt.

Er erzählte Rahel, wie er den ganzen Abend mit sich gekämpft unter dem Drucke einer unüberwindlichen Schwermuth, er schilderte ihr sein Verweilen am Lager seines Kindes, das entsetzliche Ereigniß in der Kaserne, die wilden Phantasiegebilde, vor denen er Zuflucht gesucht in diesem Kreise, er legte einen Theil seines Schmerzes in ihre Seele nieder.

Sie hörte ihm mit tiefem Verständniß zu, während die Worte geflügelten Scherzes und munterer Laune von den Lippen der Anderen strömten. Pläne und Wünsche für die nächste Zukunft wurden ausgesprochen, und Alle lachten, als die Unzelmann sich nur ewige Jugend und ewige Schönheit wünschte, weil diese für sie der Zauberstab zu allem Glück der Erde wären.

Eine Schauspielerin und ein Prinz bedürfen nur dies, alles Andere haben wir, sagte sie neckend; darin Hoheit bin ich Ihres Gleichen.

Prinz Louis hat nicht seines Gleichen! rief Frau von Grotthuß schmeichelnd.

O doch! meinte Rahel, Ich bin seines Gleichen!

Man nahm es für einen Scherz, der Prinz aber verstand sie und, sich zu ihr neigend, sprach er leise: Das heißt, Sie sind ein-

sam, machtlos, unglücklich! und dazu — ewige Jugend! rief er laut, stürzte, als habe er einen Toast ausgebracht, sein volles Glas hinunter und verlor sich, die Schwermuth durch erzwungene Lust bekämpfend, in eine wilde Laune, die sich bis zur tollsten Ausgelassenheit steigerte.

Es war gegen Morgen, als Prinz Louis in das Palais zurückkehrte, sich überreizt an seinem Flügel niederwarf und in mächtigen Phantasieen die stürmische Gluth seiner Seele ausströmte, um sich zu beruhigen, ehe er erschöpft sein Lager suchte.

Fünftes Kapitel.

Prinz Louis Ferdinand stand in seinem acht und zwanzigsten Jahre. Geboren mit allen körperlichen und geistigen Vorzügen, welche den Helden machen, hätte er in einer kraftvollen Zeit, wie die Regierungsjahre Friedrichs des Großen, das rechte Feld für die Benutzung seiner Anlagen gefunden. Aber weder die letzten Regierungsjahre Friedrich Wilhelms des Zweiten, noch die ersten seines Nachfolgers, boten einer feurigen Heldennatur Gelegenheit zur That.

Freilich hatte der Prinz die beiden unglücklichen Feldzüge am Rheine und in der Champagne zu Gunsten des französischen Königthumes mitgemacht, und sich durch Beweise persönlichen Muthes hervorgethan; bei seiner großen Jugend war jedoch seine Stellung im Heere keine entscheidende gewesen, und der ganze Krieg konnte, als ein unreifes und unfruchtbares Unternehmen, dem fürstlichen Jünglinge keine erhebende Erinnerung gewähren.

Durch den darauf folgenden Frieden seiner eigentlichen Laufbahn entrückt, der Krone nahe genug, um ihre Macht sich angemessen zu halten, und doch durch die monarchische Regierungsform des Vaterlandes von jedem Einfluß auf die Regierung ausgeschlossen, blieb für die thatkräftige Seele des Prinzen keine Sphäre,

in der sie sich schöpferisch oder auch nur wirksam beweisen konnte. Die Musik, welche er leidenschaftlich liebte und als Virtuose trieb, füllte viele seiner Stunden aus; als Bürgerlicher wäre er vielleicht glücklich durch sie geworden, hätte er vielleicht in dem Ruhm des Künstlers Genüge gefunden. In seiner Stellung war das unmöglich; und ernsten wissenschaftlichen Beschäftigungen widerstrebte seine unruhige Lebhaftigkeit, sobald in ihnen nicht ein bestimmter Bezug auf das wirkliche Leben, auf den Fortschritt und die Entwicklung des Vaterlandes abzusehen war, an dem der Prinz mit leidenschaftlicher Begeisterung hing.

Die damaligen Zustände Preußens waren jedoch nicht von der Art, dieser Begeisterung Nahrung zu geben. Ueberall an den Grenzen von Feinden umringt, in seinem Besitz, in seinen Rechten bereits vielfach gekränkt, schien der König in seiner gänzlichen Unbeweglichkeit Schutz gegen Frankreich zu suchen, wie die Wilden sich todt stellen, wenn sie dem Tiger nicht mehr entgehen können, dessen raubgierige Kralle sich über ihnen erhebt. Dem Prinzen, einer ganz persönlichen, auf sich und ihr inneres Bedürfen, nicht auf das Allgemeine gerichteten Natur, mußte dies schweigende Ertragen der Unbill durchaus unleidlich erscheinen, und, unfähig diese Zustände zu ändern, strebte er nur noch, sie in Genüssen jeder Art wo möglich zu vergessen.

Indeß die Leichtigkeit sich diese Genüsse zu verschaffen, trug für ihn den ersten Keim des Ueberdrusses in sich. In der Liebe, im Spiel, in tollkühnen körperlichen Uebungen suchte er nur die nöthige Bewegung, die erforderliche Spannung für seine Seele. Umsonst! Mühlos und leicht errang er Liebe, wo er sie begehrte; Gewinn und Verlust im Spiele beschäftigten ihn nur während flüchtiger Augenblicke, und die Gewißheit, jeder ritterlichen Uebung Meister, seines Körpers Herr zu sein in der Gefahr, raubte für ihn selbst dieser ihren anregenden Reiz.

Ermüdet von den vergeblichen Bestrebungen, sich innere Be-

friedigung zu verschaffen, hatte der Prinz sich etwa zwei Jahre vor dem Beginne unserer Erzählung nach Schricke, seinem Landsitze bei Magdeburg, zurückgezogen. Dort war ihm in der Familie seines Verwalters, des Amtsraths Fromm, die Nichte desselben, Henriette Fromm, begegnet, die, seit kurzem verwaist und mit einem Kammerrath verlobt, bis zu ihrer Hochzeit im Hause des Onkels verweilen sollte.

Henriette Fromm war damals achtzehn Jahre alt und das Bild reinster, schuldlosester Jugend gewesen. Unberührt von dem zügellosen Leben der großen Welt, in der ländlichen Stille eines Pfarrwittwenhauses erwachsen, hatte sie den Glauben an Gott, an Menschen und Tugend bewahrt, der dem Prinzen durch seine Erfahrungen in einer verderbten Gesellschaft schon lange entrissen war. Ihre Kindlichkeit, ihre jugendliche Schönheit fesselten ihn. Stundenlang konnte er bei ihr sitzen und der Bewegung ihrer zierlichen Hände folgen, wenn sie die Leinenvorräthe ihrer Aussteuer nähte und, das Köpfchen dann und wann in die Höhe hebend, ihm von den einfachen Ereignissen ihres Lebens erzählte. Ihre Mutter hatte die wärmste Liebe ihres Herzens besessen; in dem Andenken an sie sammelten sich noch jetzt alle Strahlen ihrer Seele, während sie für den bedeutend ältern Bräutigam jene achtungsvolle Hingebung hegte, die nur ihr eigenes unerfahrenes Herz für Liebe halten konnte. Sanfte Ruhe und Jungfräulichkeit machten die Grundzüge ihres Wesens und das Entzücken des Prinzen aus.

Gewohnt an die Zuvorkommenheiten, welche die Frauen der vornehmen Gesellschaft für den schönen geistvollen Fürsten an den Tag legten, von ihrer Gefallsucht abwechselnd angezogen und abgestoßen, aber doch immer in unbefriedigender Bewegung erhalten, ward ihm die absichtslose, kindliche Freundlichkeit Henriettens zu einer wahrhaften Erquickung. Sie dachte nicht daran, ihm zu gefallen, sie fragte sich nicht, welchen Eindruck er auf sie mache; war er doch ein Prinz, sie ein Bürgermädchen und obenein die Braut

eines geliebten Mannes. Sie fühlte sich sicher, ja nicht einmal der Gedanke an die Möglichkeit einer Gefahr kam in ihre Seele, als in der Brust des Prinzen die harmlose Freude an ihrer Natur schon längst dem Wunsche nach ihrem Besitze gewichen war.

Wie es den vom Sonnenbrand der Heerstraße Ermatteten sehnsüchtig lockt, Schatten zu suchen im stillen Hain, an rieselnder Quelle, so zog es den Prinzen, sich in der Reinheit dieses kindlichen Weibes neues Leben, neue Liebe und neuen Glauben zu gewinnen. Sie sollte der Engel sein, der ihn einführte in die stille Umfriedung ihres eigenen Lebens, der Lichtglanz ihrer Natur sollte die Dämonen des Ehrgeizes, des Ueberdrusses, des Ungenügens von ihm scheuchen. Je näher der Tag ihrer Hochzeit kam, je undenkbarer schien es ihm, jemals die Gegenwart dieses Mädchens wieder entbehren zu können.

Nie hatte er sich mitten in dem Leben eines bewegten Hofes, in dem Vergnügungsstrudel der großen Stadt, so ausgefüllt, so in sich begnügt gefühlt, als in Henriettens Nähe. Die kleinen Verrichtungen des Haushaltes, bei denen sie behilflich war, gewannen Reiz für ihn. Der Stand des Landmannes, sein näheres Verhältniß zur Natur, die Herrschaft, die Wirksamkeit in einem kleinen Kreise wurden ihm lieb, und der Gedanke, sich an Henriettens Seite dies stille Glück zu gründen, darin Ersatz zu suchen für Alles, was ihm unerreichbar war, beschäftigte seine Seele immer lebhafter.

Allmälig steigerte sich dieser Gedanke, der ein poetisches Spielwerk der Phantasie gewesen war, an seiner Sinnlichkeit bis zu einer Leidenschaft, die er weder verbergen wollte noch konnte. Henriettens ruhige Sicherheit schwand vor dieser Flamme, wie das sanfte Morgenroth vor dem aufglühenden Tage. Sie liebte den Prinzen, ehe sie selbst es wußte, und, gedrängt von seinen stürmischen Bitten, wie von der Gewalt des eigenen Herzens, verließ sie nach der Ankunft ihres Bräutigams, am Vorabende

des Hochzeitstages, heimlich mit dem Prinzen das Haus ihrer Verwandten, um ihm nach Berlin zu folgen.

Aber der Knabe, der in wilder Lust, mit flammenden Wangen, den glänzenden Schmetterling verfolgt und aufjubelt in Besitzesfreude, wenn seine Hand ihn aus der Luft herabzieht, bedenkt nicht, daß er damit den leuchtenden Schmetterling verletzt und ihm die schönsten Farben seiner Schwingen raubt. Dasselbe geschah dem Prinzen mit Henriette. Dem Familienleben, der ehrenvollen Häuslichkeit im Kreise ihres Onkels entrissen, hineingezogen in eine fremde Welt, verlor Henriette die unschuldige Ruhe und Heiterkeit ihrer Seele, die ihren Hauptreiz gemacht für das Empfinden des Prinzen. Der Luxus, mit dem seine verschwenderische Liebe sie überhäufte, bot ihr keinen Ersatz für ihre stille, friedliche Heimath. Sie fühlte sich beengt, gedrückt in den Mauern der großen Stadt, wie sie sich fremd fühlte in der Gesellschaft der geistreichen Männer und Frauen, in die der Prinz sie führte. Die frische Feldblume konnte nicht in der künstlichen Atmosphäre des Treibhauses gedeihen. Ihre Begriffe von Recht und Sitte zeigten ihr in jedem Augenblicke, in dem nicht die Liebe und die Gegenwart des Prinzen sie über jedes Bedenken forttrugen, ihr Verhältniß zu ihm in der Ehrlosigkeit, mit der die bürgerliche Gesellschaft es brandmarkte. Sie gerieth in den vollständigsten Zwiespalt mit sich selbst. Ihre Liebe, die sie nicht lassen konnte, schien ihr ein Verbrechen; bürgerlich ehrlos auch in ihren eigenen Augen fühlte sie sich durch die Freiheit der Sitten, die in ihrer nächsten Umgebung herrschte, dennoch tödtlich verwundet. Sie verachtete die untreuen Frauen, die leichtfertigen Männer, und konnte sich selbst weder anklagen noch freisprechen. Was ihr heilig war, Tugend, Sitte, Religion, wurden in ihrer Gegenwart verspottet; man nahm ihr den Boden ihres Daseins, und der Prinz wurde mißmüthig, fühlte sich gekränkt, da die Blume nicht mehr blühen wollte, die er doch selbst gebrochen hatte.

Henriettens Trauer, ihr stilles Leiden steigerten und erkalteten abwechselnd seine Liebe. Er suchte Zerstreuung fern von der Geliebten, ihre Eifersucht wurde rege. Sie war der Verzweiflung nahe, als die Hoffnung Mutter zu werden, sie auf's Neue erhob und die Rückkehr ihrer Heiterkeit ihr die volle Liebe des Prinzen wieder zu geben schien.

Aber dauerndes Glück war für Henriette in ihren Verhältnissen unmöglich. Voll und ganz, wie sie einst die Mutter geliebt hatte, gab sie sich dem Prinzen hin. Er war ihre Welt. Er sollte ihr Ersatz sein für die verlorne Ehre, für den verlornen Frieden, er sollte sie lieben, wie sie ihn. In ihr, in dem Kinde sollte er auch seine Welt finden, wie er es ihr in den Tagen verheißen und geschworen, die ihrer Flucht vorangegangen waren. Sie wußte nicht, daß sie Unmögliches verlangte.

Prinz Louis liebte Henriette, liebte den Sohn, den sie ihm geboren hatte; aber der Adler lernt es nicht, in dem Taubenschlag zu wohnen. Große weltumgestaltende Ereignisse tauchten aus dem Schooße der Zeiten hervor, Bonapartes Riesengestalt hielt die Würfel zum großen Spiele um Kronen und Völker bereits in ihrer ehernen Hand und schien die Mitspieler zu erwarten auf dem blutigen Plan; Preußen mußte der nächste Einsatz sein.

Des Prinzen ganze Seele, auf diesen Punkt gerichtet, erbebte in höchster Spannung all' ihrer Kräfte; das Idyll seiner Liebe trat vor dem Epos der Weltgeschichte in den Hintergrund, und Henriettens einsame Trauer bewies ihm, daß er ihr Unglück begründet habe, ohne selbst reicher zu werden an Glück. Sie liebten, aber sie verstanden einander nicht. Was der Eine besaß, konnte der Andre nicht brauchen. An den Quellen der Liebe schmachteten Beide mit brennender Lippe nach Erquickung, nach Verständniß, in dem allein das Glück des Einandergehörens beruht, und nur in der Liebe für ihr Kind begegneten sich ihre Seelen in vollem, tiefem Empfinden.

Sechstes Kapitel.

Es war an einem der letzten Tage des Februar, als Rahel Levin einsam an dem Fenster des Erkerstübchens saß, das sie in dem Hause ihrer Mutter bewohnte, und hinab sah auf die Jägerstraße, durch welche die Leute sich nach dem Schauspielhause begaben, um der ersten Aufführung des Götheschen Egmonts beizuwohnen. Sie selbst ward von dem Besuche des Theaters, für das sie lebhaften Antheil nahm, durch einen der Krankheitsanfälle abgehalten, denen ihre Nervenreizbarkeit sie häufig unterwarf.

Ihre niedrigen, aber freundlichen Zimmer, welche sonst allabendlich einige ihrer Bekannten in sich aufnahmen, schienen heute, des Theaters wegen, leer bleiben zu sollen. Plötzlich klopfte es an ihre Thüre, und der Referendarius Vetter trat in das Gemach.

Es war ein schlanker, hübscher Mann in den ersten zwanziger Jahren. Eine hohe, biegsame Gestalt, ein heiteres lebensfrohes Gesicht.

Rahel reichte ihm die Hand entgegen und sagte: Sie kommen Abschied zu nehmen, lieber Vetter! nicht wahr? Wiesel mit der Frau waren vor einigen Stunden zu gleichem Zwecke hier, und sagten mir, daß Sie wirklich bei dem Vorsatze geblieben wären, das junge Paar auf seiner Reise zu begleiten!

Es lag ein Ton mißbilligenden Zweifels, eine Art von Besorgniß in Rahels Worten, welche Vetter wohl empfand, und die ihn zu der Frage veranlaßten: Und sollte ich nicht?

Nein! antwortete Rahel bestimmt.

Vetter schien von dieser festen Entschiedenheit betroffen, schwieg einen Augenblick und sagte dann: Liebe Freundin! verdammen Sie mich nicht; ich folge einer innern Nothwendigkeit, ich kann nicht anders.

Dann müssen Sie freilich! gab Rahel zu; aber sind Sie gewiß, daß Ihre Leidenschaft Sie nicht über sich selbst verblendet? Innere Nothwendigkeit, der wir folgen müssen, ist nur das, was uns in ruhigem Seelenzustande als solche erscheint. Sie sind nicht ruhig, Vetter! Ihr Herz ist von tiefem Leid durchwühlt, Sie sind eifersüchtig und —

Und doch muß ich mit! fiel er ihr in das Wort, sowohl um meinetwillen, als Paulinens wegen. Ich kann Pauline nicht entbehren, ich bete sie an, ich liebe sie bis zur Raserei, aber auch Wiesel ist mir werth. Ich schätze ihn um seines klaren, unerbittlich scharfen Verstandes willen, seine Kenntnisse sind bedeutend, sein Umgang fördernd. Er ist ein zuverlässiger Freund für Männer, die in sich selbst die Richtschnur für ihr Handeln haben; das werden Sie mir jedoch zugestehen, er ist kein Mann, in dessen Herzen die Liebe einer jungen Frauenseele wohl geborgen wäre; er ist gefährlich und doppelt gefährlich für Pauline. Ihre Phantasie, ihr Verstand werden seine Theorie des Egoismus in sich aufnehmen und ihre Seele wird darunter verwildern, ihr Herz leiden. Ich zittre für ihr Glück.

Das muß Jeder, sagte Rahel, der Wiesel kennt. Wie die wahnsinnigen Alchymisten Diamanten und Gold verbrennen und mit Scheidewasser auflösen, um den Stein der Weisen zu finden, so zersetzt Wiesel mit seinem ätzenden Verstande alles Große und Gute, woran man sich erbaut, um als letzten Kern der Handlun-

gen den Egoismus zu entdecken. Ich bin oft vor ihm erschrocken, wenn er uns eine Erhabenheit, an die wir glaubten, mit diabolischem Lächeln als nackten Egoismus zeigte, wenn er uns die Asche der Diamanten hinstreute und sie verächtlich in die Luft blies. Auch Pauline selbst kennt ihn von dieser Seite; fürchtet ihn und — verliebt sich in ihn. Das ist natürlich.

Nein! liebe Rahel, das ist es nicht! rief Vetter. Pauline kann die Treulosigkeit jenes Schuwaloff nicht vergessen, den sie noch heute leidenschaftlich liebt. Als er, uneingedenk seiner Schwüre, uneingedenk ihrer Hingebung, sie verließ und sich verheirathete, da trat Wiesel auf und rief sein Feldgeschrei: Die Liebe ist Egoismus, sie endet, wenn sie es sich angemessen findet; Hingebung ist Wahnsinn, Genuß liegt nur in der Herrschaft, die wir über Andere üben. Das hat Pauline schmerzbetäubt geglaubt, das predigt ihr Wiesel als Richtschnur ihrer Handlungen, das ist der Zauberspruch, mit dem er sie absichtslos fesselte. Ihre Ehe wird ein Kampf um Herrschaft sein, und in diesem Kampfe will ich Pauline nicht verlassen, ich will ihr zur Seite bleiben, denn das Erwachen aus ihrer Verblendung wird furchtbar sein.

Und denken Sie nicht, lieber Vetter! an das, was Sie selbst leiden werden? Denken Sie nicht an Ihr eigenes Glück?

Glück? der Rausch des Genusses, den man oft Glück nennt, reizt mich nicht mehr, ich habe ihn seit Jahren erprobt; aber Pauline gewährt mir ein anderes Glück: das Glück des leidensvollsten Liebesschmerzes. Ich muß für sie sorgen, ich muß sie begleiten, denn ich liebe Pauline! antwortete er, mit solcher Opferfreudigkeit und Selbstverleugnung, daß Rahel ihm die Hände reichte.

Gehen Sie mit Gott! sagte sie warm; Sie müssen und Sie können Pauline begleiten; denn trotz Ihrer Leidenschaft werden Sie ein guter Engel sein für die Arme. Ich gebe Ihnen meinen Segen.

Bei diesen Worten stand sie auf, legte ihre Hände auf seine Schultern, sah ihm prüfend in die Augen, während sich die ihren mit Thränen füllten, und drückte einen flüchtigen Kuß auf seine Stirne. Vetter preßte ihre Hände an seine Lippen. Dann warf sie sich in ihren Lehnstuhl zurück und sagte: Nun behaupte einmal Einer, daß es nicht einen gerechten Gott im Himmel giebt, der für die Guten sorgt. Da ärgre ich mich und schmolle über mein Geschick, über meine elende Gesundheit, die mir den Genuß des Egmont versagt, und da kommt das Schicksal ganz ruhig und sachte und spricht: sei still, Rahel, weine nicht; ich habe was Besseres für Dich! das zeige ich Dir allein. Was ist's, frage ich? Einen guten Menschen! antwortet das Schicksal, und Vetter kommt und meine ganze Seele liegt vor ihm auf Knieen — in der stockfinstern Stube! rief sie mit einem Tone, der zwischen Schmerz und tiefer Rührung schwankte, während sie zur Klingel eilte, um Licht zu bestellen.

Als man dies brachte, sah Vetter nach der Uhr und verkündete Rahel, daß Prinz Louis sich vorgenommen habe, sie zu besuchen, sobald eine Audienz bei dem Könige zu Ende sei, zu der man ihn am Morgen beschieden hatte. Die Stunde war vorüber und bald darauf trat der Prinz in das Zimmer.

Sein ganzes Wesen zeugte von heftigster Erregung. Rahel und Vetter fragten ihn, was ihm begegnet sei?

O! eine Kleinigkeit! rief er. Mein königlicher Kousin hat mir gesagt, ich sei ein naseweiser Bursche, hat mir erklärt, es sei mein Beruf zu vegetiren in der Sonne seiner Gnade, und ich sei ein Nichts, wenn mir diese fehle!

Hoheit! sagten Vetter und Rahel zugleich, mit tiefem Erschrecken, das ist unmöglich, das hat der König nicht gesagt.

Es ist der Sinn der Rede! rief der Prinz, der Schleier des Wortes verhüllt ihn, ohne ihn zu verbergen.

Er ging heftig im Zimmer umher, warf den Degen von sich

und rang mühsam nach Fassung. Vetter wollte sprechen, um ihn zu beruhigen, aber Rahel gab ihm ein Zeichen, zu schweigen, und flüsterte leise: Das aufgeregte Meer mit Oel besänftigen kann man nicht; es wird nur ruhig, ist der Sturm vorüber. Lassen Sie ihn gewähren.

Eine Weile schwiegen Alle, nur einzelne heftige Bewegungen des Prinzen verriethen den Kampf seines Innern, dann blieb er stehen und sagte: Es giebt sogenannte Gemeinplätze, deren schreckliche Wahrheit uns oft durch Keulenschläge des Schicksals klar gemacht wird. Der Maler, der ohne Hände geboren ward, das ist ein ganz gewöhnlich Bild; aber nun denkt, daß ein schadenfroher Dämon es über seine Wiege schrieb: Dies ist ein Maler; daß alle Welt ihn fragt: Maler! warum malst Du nicht? Daß seine ganze Seele danach dürstet, daß sie sich in Gluthen verzehrt, die Bilder seines Innern schöpferisch zu gestalten, und — daß er keine Hände hat! Entsetzlich! rief er selbst und fing wieder an auf und ab zu schreiten.

Da trat Rahel an ihn heran, legte ihre Hand sanft auf seinen Arm und bat ihn: Haben Sie Mitleid mit mir, Ihre Erregtheit martert mich, die Angst um Sie schnürt mir das Herz zusammen, sprechen Sie um Gotteswillen! was ist vorgegangen Hoheit?

Der Prinz blieb stehen, gab Rahel freundlich die Hand und ließ sich von ihr zum Sopha führen, auf dem er neben ihr Platz nahm, dann hub er also an: Ich habe Ihnen Beiden das Begegniß der Neujahrsnacht, den Mord der Friederike Flemming durch ihren Bräutigam erzählt, und wie sehr ich davon erschüttert wurde. Schon am nächsten Tage hatte ich die nöthigen Schritte gethan, die Wahrheit zu erforschen. Es verhielt sich Alles, wie der unglückliche Mensch es mir berichtet hatte, und dennoch verurtheilte man ihn zum Tode. Ich sprach mit allen einzelnen Gliedern des Gerichtes; ich suchte nicht ihr Mitleid für ihn zu

gewinnen, nur ihr Rechtsgefühl zu erregen, ihnen nur die Einsicht aufzudringen, daß man den nicht einen Verbrecher nennen könne, der, durch fremde Bosheit, durch Unverstand und Liebe getrieben, einen Mord vollbringt, vor dem sein eigenes liebevolles Herz zurückbebt. Umsonst! Man gab mir Recht, aber man blieb dabei, er müsse sterben, um so mehr, als mancherlei Dienstwidrigkeiten und Ueberspannungen in Folge der französischen Ereignisse im Heere sich bemerkbar machten, und man ein Exempel statuiren wollte. Ich trug der Königin die Sache vor, ich suchte ihre Theilnahme zu erregen; sie fühlte wie ich, aber auch ihre Fürbitte scheiterte an der Ueberzeugung des Königs, daß eiserne Strenge das Heer zusammenhalten müsse. Als ob Strenge der Obern denkende Menschen in Maschinen verwandeln, ihren Herzen zu schlagen, ihrem Hirn zu denken verbieten könne!

Aber der Unglückliche hat ja schon vor vielen Tagen seine That mit dem Leben bezahlt, wendete Vetter ein, wodurch sind denn Hoheit in diesem Augenblick so lebhaft auf das traurige Ereigniß zurückgeführt worden?

Hören Sie nur! Sie wissen, daß ich den Kugler am Tage vor seinem Tode aufsuchte, daß ich ihn um seine letzten Wünsche befragte, und daß er ruhig war gleich einem Helden. Er hat mir die Sorge für eine alte blinde Mutter übertragen; sie allein machte ihm den Tod schwer, denn er selbst war lebensmüde ganz und gar. Als er hingerichtet war, als ich für ihn Nichts thun konnte, dachte ich nur an Bestrafung des elenden Heldrich, dessen Verfolgungen den Kugler zum Morde getrieben hatten. Er war gerichtlich unantastbar. Er hatte keine Gewaltthat begangen, seine Drohungen, so ernst sie gemeint waren, wurden für leere Redensarten eines heftigen Menschen erklärt, und ein Verweis war Alles, was ihn traf. Mein ganzes Empfinden empörte sich dagegen. Wo der Arm staatlicher Justiz nicht hinreicht, muß menschliches Rechtsgefühl den Richter machen. Ich sprach mit

einigen Offizieren des Regimentes Gensd'armen davon, ich verlangte ihre Einwirkung auf die Offiziere des Regimentes von Kanitz, bei welchem Heldrich stand; sie wußten diese zu der Erklärung zu stimmen, daß sie mit Heldrich nicht dienen wollten; Heldrich ward moralisch gezwungen, seinen Abschied zu fordern.

Das lohne Ihnen der Himmel! rief Rahel erglühend.

Das dankt mir der Teufel! warf der Prinz spöttisch hin. Heute früh werde ich zur Majestät befohlen. Als ich eintrete, ist die Königin bei ihm mit den Kindern, er schickt sie fort und nun beginnt ein förmliches Verhör. Ich solle mich rechtfertigen über meine Einmischung in Verhältnisse, die über und unter meiner Sphäre liegen. Mein Besuch in der Kaserne, meine Unterredungen mit Kugler werden unschicklich und ungesetzlich genannt; meine Verwendung bei seinen Richtern verbrecherisch; meine Einwirkung auf Heldrich's Kameraden leichtsinnig. Der König warf mir vor, daß ich nach einer leicht erkäuflichen Popularität strebe, daß ich sie erringen wolle zum Nachtheil des Staates und meiner eigenen Würde, aus bloßer Ruhmsucht. Ich vertheidigte mich ruhig mit Selbstüberwindung. Ich versicherte dem König, daß ich nur Gelegenheit fordere, zu beweisen, ob das Wohl Preußens mir theuer sei; in jedem Augenblicke sei ich bereit, mein Blut dafür zu vergießen. Aber nicht, es zu zügeln in seinen gefährlichen Wallungen! sagte der König. Hoheit sind ungeduldig, möchten, daß ich Krieg anfinge zu Ihrer Zerstreuung, aber auch ich liebe mein Volk, wenn schon anders als Sie. Wer sein Volk liebt, muß auf eigenen Ruhm verzichten können, nicht ihn suchen in der wohlfeilen Bewunderung der Unterthanen. Ich betheuerte, daß ich nicht nach Ruhm gestrebt habe, daß ich einzig dem inneren Drange gefolgt sei; ich stellte dem Könige die Niederträchtigkeit Heldrich's vor, und was meinen Sie, daß er mir antwortete?

Der Prinz stand auf und ging wieder im Zimmer umher. Ob Hoheit wohl auch so streng gedacht haben über Moral, sagte

der König, an dem Tage, an dem Sie Mamsell Fromm entführten?

Rahel und Vetter fuhren empor. Sie erschrecken? fragte der Prinz. Auch mich durchfuhr es wie ein Dolchstoß, und ich mußte schweigen, denn er ist mein König, ich bin sein Unterthan. — Und die Majestät, mit der er auf mich herniedersah, im Gefühle seines fleckenlosen Lebens! König sein und ein Mensch ohne Leidenschaften, das heißt die Macht haben, zu verwunden bis zum Tode. Aber, Rahel, Vetter! wie ertragt Ihr denn Eure Ohnmacht, Ihr seid ja auch Menschen, auch Unterthanen, wie ertragt Ihr das Unrecht, das Ihr geschehen seht, ohne es ändern zu können, und das Unrecht, das man Euch selbst thut? Wie ertragt Ihr's?

Lieber Prinz! das fragen Sie eine Jüdin? rief Rahel. Man erträgt es mit Stolz, mit Zorn, mit großen Thaten und wartet auf die Rache Jehova's, der ein starker Gott ist. Die Juden sind das lebende Symbol der Unterdrückung, aber noch lebt auch ihr alter Gott, und in Frankreich hat er schon angefangen, die Fahne des Gerichtes gegen die Tyrannei zu schwingen. Geduld, Hoheit! Sie leiden in Fesseln, wie wir, und goldne Fesseln drücken gleich eisernen; indeß die Welt hat Raum und Stunde für Jeden zu den Thaten, die er als seinen Beruf erkennt. Mein Volk wartet geduldig auf diese Stunde seit fast zwei Tausend Jahren, und Sie Prinz, wollten ungeduldig werden schon jetzt?

Aber die Zeit drängt! sagte der Prinz.

Um so schneller rückt die Stunde heran! tröstete Rahel.

Ist die Ankunft des Prinzen Adolf von England von politischem Einfluß, oder ist es eine bloße Lustreise? fragte Vetter, um den leidenschaftlich Erregten wo möglich von der Rückkehr zu der Quelle seines Zornes abzuhalten.

Die kleine List gelang. Prinz Louis erzählte, daß es sich um eine Verbindung Englands und Preußens handle, daß England Schonung für preußische Schiffe geübt, während es die Schiffe

der übrigen mit Frankreich verbündeten Mächte gekapert habe, und daß er selbst diese Verbindung lebhaft wünsche. Dabei schilderte er die persönliche Liebenswürdigkeit des Prinzen, dem er mehrere Jahre vorher in Pyrmont begegnet war, wo sie sich in der Bewerbung um die Gunst einer schönen Frau als Nebenbuhler gegenübergestanden, und wo nur durch die Vermittelung des verstorbenen Königs von Preußen, in dessen Begleitung sich Prinz Louis befunden hatte, ein Duell zwischen den beiden fürstlichen Jünglingen verhütet worden war.

Jetzt, erzählte der Prinz, drängen sich Feste auf Feste ihm zu Ehren. Morgen ist Diner beim Könige, Abends bei der Königin-Mutter Ball, dann Maskerade bei meinen Eltern und täglich ein Fest die ganze Woche durch.

So werden Hoheit gewaltig in Anspruch genommen und vielfach beschäftigt sein, meinte Vetter.

Ich werde keines der Feste besuchen. Ich mag dem Könige nicht begegnen und werde Urlaub fordern, nach Schricke zu gehen. Der Boden Berlins brennt mir unter den Sohlen, auch Henriette sehnt sich fort, und wenn mir auch meine Furien überall hin folgen, so wird sie wenigstens sich dort glücklicher und freier fühlen.

Hoheit! bat Vetter, gehen Sie nicht fort, überwinden Sie Ihren Zorn, Ihren Unwillen, denken Sie, daß Ihre Anwesenheit hier nützen kann, so lange Prinz Adolf in Berlin verweilt. Lassen Sie die Kluft nicht tiefer werden, die Sie vom Könige trennt. Es kann die Stunde kommen, und sie kommt vielleicht bald, in der das Vaterland die Hilfe all' seiner Söhne nöthig hat; dann darf Prinz Louis Ferdinand dem Throne nicht so ferne stehen, daß seine Einwirkung unmöglich wäre. Bleiben Sie hier!

Ja! bleiben Sie! stimmte Rahel bei. Ein großer Theil des Volkes sieht auf Sie, liebt Sie. Ihre Ansicht ist maßgebend für die Jugend, für die Offiziere. Sie müssen bleiben, um das Feuer der Vaterlandsliebe in diesen nicht verlöschen zu lassen, während

es in dem republikanischen Frankreich in immer helleren Flammen emporlodert; auch wird der König Sie im Zorne nicht scheiden lassen. Glauben Sie mir das, Hoheit!

Der Prinz hörte ihnen ruhig zu, dann sagte er: Wie Ihr geschäftig seid, mir einen Einfluß, eine Wichtigkeit vorzuspiegeln, die ich gar nicht habe, nie haben kann in dieser Zeit! Wie die gute Rahel mich gleich einem kranken Kinde, mit artigen Mährchen tröstet! — Sehen Sie, Rahel! Ihre Güte hilft. Das Kind wird still und lächelt über — die freundliche Trösterin!

Als Vetter den Prinzen beruhigter sah, schickte er sich zum Fortgehen an und empfahl sich seiner Gunst. Dadurch kam das Gespräch noch einmal auf Vetters beabsichtigte Reise zurück. Der Prinz mißbilligte diesen Plan, wie es Rahel zu Anfang ebenfalls gethan hatte, weil Vetter unnöthig sich den täglichen Folterqualen der Eifersucht aussetze, und fügte hinzu: Man muß so unmusikalisch sein als Vetter, um nicht zu fühlen, daß dies nimmermehr einen reinen Akkord giebt, sondern eine Dissonanz, die schwer zu lösen sein dürfte.

Ach theurer Prinz! rief Rahel, die meisten Ehen sind unharmonisch, und diese Wieselsche Ehe wird ein solches Kapriccio werden, daß es auf eine Dissonanz mehr oder weniger kaum noch ankommen kann; zudem ist Vetter kein störender Ton, sondern einer, der hineingehört zur Auflösung der Dissonanz. Lassen wir ihn gewähren.

Siebentes Kapitel.

Jener ersten Aufführung des Egmont war bald eine zweite gefolgt, welcher Rahel in der Loge der Baronin von Grotthuß beigewohnt hatte. Gentz war mit ihnen gewesen. Im Wagen der Baronin begleitete er sie nach dem Hause derselben zurück, wo man noch ein Paar Stunden beisammen bleiben wollte.

Frau von Grotthuß war trotz ihrer vierzig Jahre noch eine sehr anziehende Erscheinung zu nennen und strahlte heut in allem Glanz der Freude, welche die Begeisterung des Publikums für das Gedicht Göthe's in ihr hervorgerufen hatte. Sie war seit langer Zeit mit Göthe befreundet, sie stand mit ihm in Briefwechsel, hatte ihm gleich nach der ersten Darstellung des Egmont über den Erfolg desselben geschrieben; ihr war zu Muthe, als habe sie Theil an dem Enthusiasmus, den der Dichter erregte.

Gentz theilte denselben nicht unbedingt.

Es liegt in diesem Drama, sagte er, wieder ein Stück der inneren Götheschen Lebensentwicklung verborgen, ein Kampf, den er durchgemacht hat, und der unbehaglich auf uns zurückwirkt, weil er offenbar in dem Dichter noch nicht beendet ist. Ueberdem macht die Geistererscheinung am Ende des Dramas, als Schluß dieser ganzen handfesten Wirklichkeit, auf mich den Eindruck, als

gäbe mir Jemand nach einem scharfen kernigen Spaniol ein vertrocknetes Veilchen zu riechen.

Frau von Grotthuß fuhr auf und schlug scherzend nach ihm mit dem Ende der Zobelpalatine, die sie über ihr helles, seidnes Kleid geworfen hatte. Sie behauptete, Gentz thue den Ausspruch nur, um sie zu kränken; er aber versicherte, der Schluß mit der Vision habe ihm in beiden Aufführungen einen gleich unangenehmen Eindruck gemacht, und die Siegessymphonie nach dem Fallen des Vorhanges, die Göthe ausdrücklich vorgeschrieben, verstärke sein Mißfallen, denn sie sei eine unpoetische Effektjägerei.

Als dann Frau von Grotthuß in ihn drang, ihr deutlich zu machen, was er unter dem unbeendeten Kampfe Göthe's verstehe, erklärte er sich bereit, dies zu thun, sobald sie zu Hause sein würden, weil er zu dergleichen geistigen Anstrengungen eine äußere Ruhe und Behaglichkeit bedürfe, welche ihm jetzt fehlten. Dabei aber lag er so bequem als möglich in der Ecke des wohlgepolsterten Wagens, und Frau von Grotthuß lachte, als sie sein befriedigtes kluges Gesicht, von dem Lichte der Wagenlaternen beschienen, sich gegenüber erblickte. Er war mäßig groß, etwa sechsunddreißig Jahre alt, und edel gebaut. Sein glattes Haar trug er an den Schläfen ein wenig frisirt; es war so wohl gehalten und zierlich, als die ganze Person. Der blaue Frack mit den Goldknöpfen, die weißen Casimirescarpins und Weste, die seidenen Strümpfe, die Manschetten, das gefältelte Jabot, die Schnallenschuhe, das Alles glänzte in äußerster Sauberkeit. Friedrich Gentz gefiel sich in dieser Eleganz und mußte auch Anderen gefallen.

Frau von Grotthuß, immer bemüht, den Menschen freundlich zu sein, sprach ihm ihren Beifall über die Wahl seiner Kleidung aus, und fragte Rahel, ob sie nicht ebenfalls fände, daß Gentz, wie in Allem, so auch hierin sehr viel guten Geschmack verrathe.

Statt der Antwort rief Rahel, gleich Jemand, der aus einem Traume erwacht und die Wirklichkeit noch nicht begreift: Und er

hat ihn doch nicht gekannt; er hat ihn doch nur gesehen, nur flüchtig gesehen!

Wer? Wen? fragten die Andern zugleich.

Göthe den Prinzen!

Aber welchen? fragte die Grotthuß.

Findest Du nicht, liebe Grotta! daß er ihm tausend Züge abgelauscht hat? sagte Rahel lebhaft. Seine entzückende Sorglosigkeit um allen täglichen Bedarf, die so ganz königlich ist; seine Großmuth; selbst seine unerklärliche Liebe für das glückselige, schlichte Bürgermädchen. Und die Begeisterung für die Freiheit und des Volkes Anbetung für ihn! — als ob ich Louis sähe!

Die Baronin blickte sie befremdet an, während Gentz schnell erröthete und dann erblaßte, und Frau von Grotthuß fragte Rahel: Also darum Rahel, hast Du so heftig in dem Theater geweint?

Die Ankunft des Wagens vor dem Hause der Baronin überhob Rahel der Antwort. Gentz, immer achtsam auf alle Formen der Schicklichkeit und Sitte, mußte durch irgend einen Gedanken so beschäftigt sein, daß er dieselben heute vergaß. Ohne den Damen bei dem Aussteigen die Hand zu bieten, schritt er voraus in's Haus, sie der Sorge des Dieners überlassend.

Als sich die drei Personen oben in dem erleuchteten Zimmer gegenüberstanden, konnte Anfangs keiner von ihnen die Unterhaltung beginnen. Es war, als sei ein unerwartetes Ereigniß störend zwischen sie getreten. Frau von Grotthuß gab leise ihrem Diener einige Befehle, Rahel saß ganz erschöpft in der Ecke eines Sopha's, Gentz blätterte in einem Buche, das aufgeschlagen lag. Endlich nahm die Baronin das Wort und fragte Gentz nach gleichgültigen Dingen, aber es wollte kein Gespräch zu Stande kommen. Mit jeder Antwort war die Sache abgethan, und man mußte ein neues Thema suchen. Dieser Zustand, den man vergeblich bekämpfte, wurde Rahel unerträglich. Die Gegenwart der beiden Anderen lastete erdrückend auf ihrer Seele; sie stand auf, erklärte, daß sie

sich unwohl fühle, und bat die Grotthuß um ihren Wagen, weil sie nach Hause fahren wolle.

Während man anspannte, kam Friedrich Schlegel mit seiner Frau und der Unzelmann dazu. Die Baronin Grotthuß drückte dieser ihre Freude aus, sie jetzt schon bei sich zu sehen, und fragte, ob sie denn nicht ermüdet sei von der Darstellung des Klärchens.

Ermüdet? wiederholte die Unzelmann und ringelte vor dem Spiegel die langen Phantasielocken ihres schönen Haares zurecht, die auf den weißen, halbentblößten Busen herabfielen. Doch nicht durchs Klärchen? das ist ja gar Nichts. Vier Scenen und von diesen eine ganz ruhig, eine mit einem kleinen Bischen Zärtlichkeit, dann ein wenig Raserei und darauf gleich ein sanfter Tod jenseits der Koulissen! so leicht wird's unser Einem selten.

Dabei hat sie wie ein Engel gespielt, meinte Dorothea Schlegel.

Ach! was ist da zu spielen! So eine bürgerliche Verliebtheit in einen Prinzen, mit Verschämtheit und Herzbrechen, das sind ja Kleinigkeiten. Der gute Göthe macht es uns bequem; solche Liebe kostet nicht viel.

Rahel fuhr bei diesen Worten zusammen; Gentz allein sah es. Man bat sie zu bleiben; die Grotthuß versprach, sie gegen Kälte, gegen blendendes Licht zu schützen, aber sie lehnte dankend diese Fürsorge ab und fuhr nach Hause.

Als sie sich entfernt hatte, und man sich zum Theetisch setzte, näherte sich Frau von Grotthuß ihrem Freunde Gentz. Ich habe nicht gedacht, daß Sie Rahel so ernstlich lieben! sagte sie.

Wie kommen Sie auf den Gedanken, daß ich es thue?

Weil Sie fassungslos sind über Rahels Leidenschaft für den Prinzen Louis, die ich wie Sie, auch jetzt erst entdecke.

Gentz antwortete nicht, Frau von Grotthuß schien das auch nicht zu erwarten, sondern berichtete den Neudazugekommenen Gentz's Urtheil über den Egmont und bat ihn, dieses nun näher zu erklären.

Das ist sehr einfach, sagte Gentz; Göthe hat den Begriff der Freiheit, der Leidenschaft, welche ein ganzes Volk für seine Freiheit hegt, nicht in sich aufzunehmen vermocht. Diese Freiheit steht thatsächlich in den Offenbarungen der letzten fünfzehn Jahre vor ihm, aber er für seinen Theil vermag sie nur als Berechtigung für den Einzelnen zu erfassen und auch da nicht als die Hauptsache, welche das Leben eines Menschen gewaltig ergreift, ganz und gar ausfüllt, sondern nur nebenher, als ein Zufälliges, das an ihn herankommt. Freiheit und Tyrannei berühren ihn nur als etwas Persönliches. Er selbst würde freilich Tyrannei schwer empfinden, Freiheit bedürfen. Aber sein Götz kämpft deshalb auch nur für sich, und auch im Egmont fehlt der Begriff der Freiheit als eines Gemeingutes für Alle. Wenigstens tritt sie im Egmont, in ihrem Repräsentanten, nichts weniger als großartig auf. Die Niederländer, die wir als Kämpfer für Freiheit und Glauben bewundern sollen, sind Philister und engherzige Pfahlbürger. Während das Publikum entzückt ist über dies Freiheits-Drama, habe ich die Empfindung, der feine, kluge Göthe habe die Leute zum Besten gehabt, und habe ihnen nur zeigen wollen, wie gleichgültig nach seiner Ansicht die eigentliche Freiheit dem Volke, wie gleichgültig der Adel dagegen sei.

Aber Oranien und Egmont? fiel ihm Dorothea Schlegel in's Wort; diese haben das Gefühl der Freiheit, diese lieben ihr Volk —

Etwa wie ein Vater seine Kinder liebt, bemerkte Gentz, weil es die seinen sind. Der Göthesche Egmont will Nichts, als fröhlich sein Dasein genießen und möglichst viel Ehre und Einfluß erwerben unter spanischer Herrschaft; Oranien möchte ruhig leben, ungekränkt in seinen angebornen Rechten. Es sind gescheute, liebenswürdige, achtbare Männer, aber sicher keine Helden der Freiheit in dem Sinne, wie Sie es meinen theure Frau!

Nein! rief Schlegel, Sie wissen lieber Gentz! ich bin so wenig

als Sie ein blinder Bewunderer Göthe's, aber daß ein heißer Pulsschlag der Freiheit in diesem Drama lebt, ist nicht wegzuleugnen. Sogar Margarethe von Parma und Machiavell haben Achtung vor den Rechten des Volkes. Machiavell selbst räth zu religiöser Duldung, und mehr als sterben für die Freiheit, wie Egmont, kann doch Niemand.

Ein feines Lächeln flog über das Gesicht von Gentz. Unter dem Drucke der Tyrannei leiden, unter ihrem Beile sterben, heißt an der Tyrannei, nicht für die Freiheit sterben, sagte er. Im Egmont sehe ich Nichts, als die schmachvolle Unterdrückung eines Volkes, die so arg ist, daß selbst ihre Werkzeuge, Margarethe von Parma, Machiavell und Ferdinand, sich des Mitleids nicht erwehren können.

Die Unzelmann hatte ernsthaft zugehört, nun rief sie plötzlich: Herr Schlegel! Gentz hat Recht. Ich fühle es in mir selbst, ich kann mich nicht recht für den Egmont begeistern. Ich muß mir sagen, er ist schön, er ist großmüthig und vor Allem, er ist ein Prinz, damit ich warm werde. Stehe ich als Thekla dem Max, als Leonore dem Fiesko gegenüber, so ist das ganz ein Anderes. Egmont ist auch als Liebhaber kalt und vornehm, er läßt sich lieben; aber wenn er liebt, wird auch der stolzeste Prinz menschlich wahr und ein liebender Mann.

Sprechen Sie aus Erfahrung, schöne Freundin? fragte Gentz.

Die Unzelmann antwortete nicht und wendete sich achselzuckend ab, während Schlegel sagte: Madame Unzelmann's Ausspruch ist richtig. Die Passivität, die man sonst den Romanhelden Göthe's vorwirft, erstreckt sich auch auf den Charakter des Egmont.

Erklärt mir, wie das zugeht? sagte Frau von Grotthuß. Ich habe zwei Aufführungen des Egmont beigewohnt, ich habe ein großes Publikum beide Male auf das Tiefste ergriffen gesehen, Thränenströme sind geflossen, der Beifall ist endlos gewesen, und

nun sagt Ihr, das sei Nichts? Nun leugnet Ihr Göthe's Meisterschaft? Ach, es lohnt wohl in Deutschland ein großer Dichter zu sein, unter Euch Undankbaren! Wäre Göthe ein Franzose, seine Arbeiten wären dem Volke Gesetze, jedes seiner Worte ein unumstößliches Recht; aber Ihr grübelt und zergliedert, und wenn Ihr das Götterbild, vor dem Euer Gefühl Euch anbetend in den Staub warf, auf dem Anatomirtische Eurer kalten Kritik in todte, leblose Glieder verstümmelt habt, dann wendet Ihr Euch mit Widerwillen davon ab und ruft: Und davor konnte man knieen!

Dorothea stimmte ihr bei. Sie gestand, durch das Trauerspiel höchst ergriffen worden zu sein, vor Allem bewunderte sie Göthe's tiefe Auffassung und Kenntniß der Frauencharaktere.

Es ist wunderbar dargestellt, das Clärchen, sagte sie. Man muß ihn empfunden haben wie ich, den Kampf eines Frauenherzens, das zwischen gebotener Liebe, zwischen der Dankbarkeit und Gewohnheit früherer Neigung und einer großen unwiderstehlichen Leidenschaft schwankt, um Göthe anzubeten für das Clärchen. Es ist herzzerreißend, einen Mann nicht mehr lieben zu können, den man einmal geliebt hat, und doch unmöglich, eine friedliche Liebe festzuhalten, wenn der Sturm der Leidenschaft uns ergreift.

Man müßte alle Frauen entweder in ihrer Liebe kränken, wie wir es heute mit unserer Wirthin gethan haben, oder sie mindestens dahin bringen, von Liebe zu sprechen, sagte Gentz zu Schlegel. Sehen Sie, wie schön die beiden Frauen in diesem Augenblick sind.

Und ich nicht? fragte die Unzelmann.

Auf ihnen, entgegnete Schlegel, ruht noch der Wiederschein von dem Beifall der Menge, Sie strahlen noch davon, denn die höchste Leidenschaft einer Schauspielerin ist doch das Publikum.

Das gab die Unzelmann zu. Sie schilderte die Wechselwirkung zwischen dem Schauspieler und den Zuhörern und sagte, wie ihr heute der sichtliche Eindruck, den ihre Scene mit Egmont

auf Rahel gemacht habe, wahrhaft begeisternd gewesen sei. Ich mußte natürlich den Egmont ansehen und konnte die Blicke nicht von Rahel abwenden, deren ganze Seele in ihren Augen lebte. Sie hauchte mir förmlich neue Gedanken ein; ich fühlte noch das ganze Feuer in der nächsten Scene mit Brackenburg. Aber des unglücklichen Menschen Hände sind immer eisig kalt; als er mich anfaßte, war es mir wieder so unangenehm, daß ich darüber allen Schwung verlor und immer nur dachte: wenn er Dich nur nicht wieder berührte! So hielt ich mich in gemessener Entfernung von ihm, was das Publikum, wie ich von Herrn Schlegel höre, als tief und fein von mir bewundert hat.

Kindisches Kind! sagte Gentz, während die Andern lachten. Es hat nicht Jeder solch marmorfrische Haut als Sie.

Fi donc! wer spricht davon! schalt Frau von Grotthuß.

Warum denn nicht? meinte Schlegel. Von der Farbe, von der Feinheit der Haut darf man sprechen, ohne eine Frau zu beleidigen, warum denn nicht von ihrer Wärme, in der sich eben so ein Theil ihres Wesens, ihres Temperamentes, ihrer Stimmung offenbart? Das sind sittliche Vorurtheile, die aus Unsittlichkeit entstanden. Mir ist die Haut der Thermometer für das Wesen eines Menschen und die Hand, die in der meinen erglüht oder erkaltet, die unter meiner Berührung die Wärme wechselt, sagt mir, was die Lippe verschweigt.

Die Unzelmann nannte dies eine neue Theorie, die so unsicher und so grob materialistisch sei, als Galls eben entdeckte Schädellehre; man spottete und lachte über Schlegels Idee.

Nur Dorothea sah ganz ernsthaft darein. Sie war zu sehr die Schülerin ihres Mannes, zu sehr aufgegangen in seine übersinnlich sinnliche Anschauungsweise, um irgend eine seiner Behauptungen auffallend zu finden.

Seht nur! wie ungerecht dies Lachen ist, sagte sie. Findet Ihr es nicht natürlich und entzückend, daß die Liebe, die das

ganze Wesen eines Menschen erfüllt, sich so vielfach als möglich offenbart? daß man strebt, sie in jeder ihrer Aeßerungen zu genießen und zu empfinden? Liegt darin nicht die höchste Anbetung der Liebe?

Nun! meinte Frau von Grotthuß, Schlegels Theorie geht aber für den geselligen Verkehr doch zu sehr in die Details!

Sie bewundern einen Buffon, einen Linné, sagte Schlegel, der das kleinste Thierchen, das zarteste Moosäderchen untersucht, prüft und als einen Theil des großen Ganzen, als einen Theil der Natur verehrt. Wie dürfen Sie es für unsittlich halten, wenn ich der Liebe, dieser Sonne der Natur, gleiche Prüfung, gleiche Anbetung weihe? Erst durch die wahre, volle Erkenntniß der Liebe wird der Mensch ein Mensch, ein würdiger Priester im Tempel der Natur.

Ernsthaft und scherzend besprach man dies Thema noch eine Weile mit aller Freiheit, welche damals in der Unterhaltung herrschte, als die Liebe und die Berechtigung der Leidenschaft den Mittelpunkt bildeten, der die Gesellschaft zusammenhielt. Die Lehre von der Emancipation des Fleisches, welche dreißig Jahre später in Deutschland so heftige Kämpfe erregte, war in dem Bewußtsein jener Zeit und jenes Kreises eine Wahrheit und Friedrich Schlegel einer ihrer eifrigsten Vertreter geworden. Ereignisse aus den Liebesabenteuern der Umgebung wurden als Beweise für die Richtigkeit der Theorie angeführt und mit lebhafter Theilnahme behandelt, bis die Gesellschaft sich trennte.

Achtes Kapitel.

Während die Freunde den Abend so in heiteren Gesprächen verplauderten, und Rahel die Stunden in düsterem Brüten vergingen, saß die Dienerschaft des Prinzen Louis im Domestikenzimmer beisammen.

Monsieur François, der erste Kammerdiener, und seit des Prinzen Kindheit in seinen Diensten, der Leibjäger und der Reitknecht, ein besonderer Günstling des Herrn, machten die Hauptpersonen und führten fast ausschließlich die Unterhaltung, der die übrige, ab- und zugehende Dienerschaft lauschte, während Einzelne gelegentlich selbst ein paar Worte dazwischen warfen.

An dem Herumschlendern Aller konnte man wahrnehmen, daß die Herrschaft nicht anwesend, keines Dienstes bedürftig sei. Monsieur François hatte den Livreerock ausgezogen und beide Arme behaglich auf den Tisch gelegt, so daß seine fetten, von keiner Arbeit verdorbenen Hände und sein heiteres, wohlgenährtes Gesicht hell von dem Lichte auf dem Tische beleuchtet wurden. Der Reitknecht, ein ehemaliger Soldat des Regimentes Pellegrini, saß steif in seiner Amtstracht, als gelte es, auf einer Parade zu erscheinen, und goß aus halbvollen Weinflaschen den Inhalt in sein Glas, das er, eine Kalkpfeife rauchend, in kurzen Pausen

leerte. Er und der Kammerdiener fühlten offenbar alle Behaglichkeit sicherer Ruhe, während der Jäger, ein schöner, junger Mensch, dann und wann nach der Uhr blickte, als habe er einen bestimmten Zeitpunkt zu beobachten.

Voyez Monsieur Johann! sagte François zum Reitknecht, wer Monsieur Oehrdorf so nach der Uhr blicken sieht, der müßte meinen, er sei der pünktlichste Diener auf der Welt; mais point du tout! er ist nur der furchtsamste Liebhaber. Mademoiselle Leonore schließt ihm die Thüre, wenn er nicht auf die Minute zum Rendezvous kommt, die sie ihm bestimmt hat, und jeder lustige Abend des Prinzen bringt für Monsieur Oehrdorf einen traurigen zu Wege.

Kinderei! rief der Jäger mit aller Geckenhaftigkeit eines vornehmen Stutzers, ich bin auch der Mann danach, mich von einem Mädchen schulmeistern zu lassen! Ich klopfe nicht zum zweitenmale an eine Thüre, die man mir einmal verschließt!

Nun! wenn Sie gestern, als Sie um zwei Uhr retournirten, aus Mamsell Leonore's Zimmer kamen, so muß die Gräfin verdammt schlecht heizen lassen für ihre Leute, und die Liebste sehr kalt gewesen sein, denn sie waren steif gefroren von Kopf bis Fuß à faire pitié. Ma foi! wenn ich in meinen jungen Jahren von solcher Aventüre retournirte, da sprühte ich Funken noch zwei Stunden nachher!

Ist auch was zurückgeblieben von dem Feuer, in dem Kupfer auf Eurer Nase, sagte der Jäger, die Ihr stecken mögt, wohin Ihr wollt, nur nicht in meine Angelegenheiten, das verbitte ich mir.

Hat sich was zu verbitten, Oehrdorf! spottete der alte Reitknecht, über Ihn soll man schweigen und über den Prinzen will Er raisonniren. Hol' mich der Kukuk! Der junge Bursche wird übermüthig, der Hafer sticht ihn. Vergißt Er, daß Monsieur François und ich Ihn hieher gebracht? fragte er, und zündete am Lichte paffend die Pfeife an, die ihm ausgegangen war. Er

hat Nichts zu thun, als hier auf der Bärenhaut zu liegen. Es ist ein Spaß der Dienst, seit wir die Mamsell Fromm haben. Früher, ehe wir solide waren, da hätte Er hier sein sollen! Tag und Nacht auf den Beinen. Morgens mit den Hofdamen zu Jagdpartien, Nachts auf ein Dorf zu irgend einem hübschen Weibe. Zwei, drei Meilen im gestreckten Karriere, über Dick und Dünn, bei Frost und Regen. Und dann hieß es an irgend einem Fleck, wo der Wald am dichtesten war: Halte Er die Pferde! bis ich komme, und dann Adieu! Und wenn er wieder kam, dann war's heller Tag, und nun mit den steifgefrornen Beinen wieder halloh auf's Pferd und Plein-Karriere zurück, damit man die Parade nicht versäumte! Das war ein anderer Dienst, dabei wurde man nicht so dick und sah nicht so geleckt aus, wie eine Katze, die sich geputzt hat. Freilich, von zehn bis eilf bei der Mamsell Fromm zu warten, und Vormittags ein Zettelchen zu der gelehrten Judenmamsell nach der Jägerstraße zu tragen, das ist keine Kunst! Da hat unser Einer andere Zeiten gehabt!

Er strich sich wohlgefällig den ergrauenden Schnurbart, goß sich ein neues Glas Wein ein und wollte dasselbe auch für François thun, der aber schob es vornehm und übersättigt mit der Hand von sich, und Oehrdorf sagte: Dafür habt Ihr auch andere Einnahmen gehabt. Das Geld ist Euch nur so zugeflogen von den vornehmen Damen; bei den bürgerlichen Liebschaften kommt nichts heraus; Mamsell Fromm hat Nichts.

Lassen Sie Mademoiselle Fromm aus dem Spiele, je vous prie, sagte François. Es ist wahr, sie giebt nicht viel, aber sie kostet auch nicht viel, und das ist gut, denn der Prinz ist ein wenig genirt, wie mir der Intendant sagte, als es neulich hieß, es solle nach Schricke gegangen werden, weil der Prinz ein rencontre mit dem Könige gehabt hat.

Das wäre der Teufel! schon wieder auf dem Trocknen! rief Johann, und es sind kaum zwei Monate, daß wir Sukkurs er-

halten vom alten Prinzen Heinrich aus Rheinsberg. Ein Prinz ohne Geld, das ist wie ein Fisch auf dem Sande, oder wie diese Pfeife Tabak ohne Luft. Er hielt abermals die Pfeife an das Licht, paffte und fragte: Sagen Sie mir, Monsieur François! was fangen nur all' die vertriebenen Prinzen in Frankreich an? Daß sie nicht das ganze aufsetzige Volk zum Galgen schicken, das ist mir unbegreiflich; mit Hunden ließ ich sie hetzen, wenn ich König wäre.

Monsieur! entgegnete François und strich behutsam mit einem Kämmchen über sein fein gepudertes Haar, während er sich mit wichtiger Miene in den Stuhl zurücklehnte, Monsieur Johann! die Tage, in denen man die Leute mit Hunden hetzte, sind grâce à dieu vorüber in meinem Vaterlande. Ich will nicht sagen, daß man gut gethan habe, den König hinzurichten und die Königin; au contraire! denn das Land braucht einen König, wie der König einen Hofstaat; aber daß man uns für Menschen erklärt hat, daß man égards hat für unsere Rechte und das Jeder Alles werden kann, wie der Lieutenant Bonaparte erster Konsul, c'est très bien. Voyez Vous! was wäre aus mir geworden, wäre das in meiner Jugend geschehen! Ah mon dieu! ich könnte vielleicht Minister sein statt Kammerdiener!

Kammerdiener ist auch nicht zu verachten, meinte Johann, und ich möchte mein Lebetage nichts Anderes sein, als meines Herrn Reitknecht. Er hat mir das Leben gerettet, als er mich bei Mainz im Jahre 1793 auf seinen eigenen Schultern davon trug. Ihr wißt's ja, aber so etwas von prinzlicher Gnade kann man nicht oft genug hören. Die Feinde waren uns auf den Hacken, nicht tausend Schritt von uns; kein Kamerad wollte umkehren, mich mit zu nehmen, so viel ich bat und rief. Da sprang unser Prinz selber herzu, nahm mich, er war dazumalen erst zwanzig Jahr alt, und schlank zum Zerbrechen wie diese Pfeife, auf seine Schultern und trug mich weg. Nun soll mir Einer sagen, wie der naseweise

Monsieur Oehrdorf, man braucht eigentlich keine Prinzen und keine Könige! An mir könnt Ihr sehen, ob man sie braucht! Aber ich gehe für unsern Prinzen auch durch's Feuer, und der ist ein Hundsfott, der es nicht eben so thut.

Das ist ja grade, wie ich es sage, rief der Jäger, so Du mir, so ich Dir. Euch hat der Prinz das Leben gerettet, Ihr wollt ihm Euer Leben geben; das ist keine Kunst, denn Ihr hättet dabei an die dreißig Jahre Profit.

Der alte Reitknecht antwortete mit einem Schimpfworte, der Jäger blieb die Entgegnung nicht schuldig, Beide wurden heftiger; der Kutscher, der zweite Kammerdiener kamen dazu, das Zanken schien allgemein werden zu wollen, als Monsieur François sich in das Mittel legte.

Silence Messieurs! rief er, schämen Sie sich vor den Domestiken, vor den Stallknechten und Küchenjungen, die sich in der Antichambre umhertreiben. Und Sie, Monsieur Oehrdorf, sagen Sie mir doch, wer ist der Mensch, den ich nun schon ein paar Mal hier im Schlosse gesehen habe, der lange, blonde Civilist, der gestern mit Ihnen sprach.

Ich kenne seinen Namen nicht; er fragte nur, wo Mamsell Fromm wohne, ob sie viel ausgehe, wohin und wann gewöhnlich? Es wird auch wieder so ein Supplikant sein, der durch sie Etwas vom Prinzen erbetteln will.

Und was haben Sie geantwortet, Monsieur?

Nun, was ich wußte. Ich sagte, daß Mamsell gewöhnlich nur mit dem Kinde ausfahre, oder um Besuche zu machen. Er wollte wissen, ob sie nie ausgehe? Ich sagte, in die Kirche. In welche? fragte er. In den Dom, antwortete ich und —

Und Sie haben gehandelt wie ein Gelbschnabel, que vous êtes! pardonnez Monsieur Oehrdorf! Merken Sie sich, wenn man die Ehre hat, ein Staatsdiener zu sein, wie wir, so ist es die erste Regel, Alles zu wissen, alle Geheimnisse seines Herrn zu kennen

und sie zu verschweigen. C'est comme cela, daß man seinen Weg macht. Mit meiner Diplomatik, mit meinem savoir faire wäre ich Minister geworden, hätte ich das Glück gehabt, jung und in Paris zu sein, in der Revolution. Vive la révolution! et la France! und Sie, Monsieur Oehrdorf, erkunden Sie, wer jener Frager ist, ich will es wissen und es dem Prinzen melden.

Melde Du und der Teufel! brummte der Jäger unter seinem blonden Schnurbart hervor, nahm den Mantel des Prinzen über den Arm, winkte dem diensthabenden Kutscher, der im Küchenzimmer wartete und entfernte sich. Auch die übrige Dienerschaft ging auseinander. Der Reitknecht schlief bald ein. Da holte Monsieur François ein Päckchen Briefe und Billette herbei, die für den Prinzen eingegangen waren, hielt sie, dieselben so weit als möglich entblätternd, gegen das Licht und versuchte ihren Inhalt zu lesen. Indeß er schien nicht zufrieden mit seinem Erfolge. Kopfschüttelnd legte er sie fort.

Les temps ont bien changés! sagte er. Die guten Sitten verlieren sich mehr und mehr! tout le monde, besonders die Frauen fangen an nur deutsch zu schreiben, wer kann aus dieser diable d'écriture den Inhalt erfahren? Und doch ist es die Pflicht eines ersten Kammerdieners königlicher Herrschaft, Alles zu wissen, um die Angelegenheiten übersehen und leiten zu können au profit de tout le monde. Er blieb eine Weile in Nachdenken versunken sitzen. Dann stand er auf, nahm aus einer silbernen Dose eine Prise, säuberte vorsichtig Hände und Wäsche von dem Tabaksstaube, zog die Livree an und harrte, in einem Lehnstuhl halb schlummernd, der Rückkehr des Prinzen.

Es währte jedoch noch ein paar Stunden, ehe das Rollen des Wagens vor dem Pallaste, das ganze Gebäude wie durch Zauberschlag erweckte.

Mit schnellem Schritte stieg der Prinz die Treppe zu seinen Gemächern in die Höhe, François leuchtete mit dem Armleuchter

vor, während der zweite Kammerdiener, als sie oben im Zimmer angelangt waren, auf silbernem Teller die Briefe für den Prinzen auf den Tisch stellte und sich entfernte.

Der Prinz schien sehr erhitzt. Er war nach einer Abendgesellschaft, welche der englische Gesandte seinem Prinzen Adolf zu Ehren gegeben hatte, mit einigen jungen Männern des höchsten Adels in die Wohnung des schon früher erwähnten Grafen Tilly gefahren der, einst Page der unglücklichen Maria Antoinette, mit Verehrung an der vertriebenen Dynastie hing und den lebhaftesten Haß hegte gegen die Republik und Bonaparte. Ihm mußte die Verbindung Preußens und Englands gegen Frankreich ein erwünschtes Ereigniß sein, und Prinz Adolph der ersehnte Helfer, auf den sich seine Augen wendeten.

Man hatte Anfangs von Politik gesprochen, die Wahrscheinlichkeiten für Krieg oder Frieden, für ein Bündniß mit Frankreich oder England abgewogen. Prinz Louis, obgleich im Innern ebenso als die Andern dem Kriege geneigt und der zögernden Politik Friedrich Wilhelms des Dritten abhold, hatte sich, der Preußischen Ehre halber, berufen geglaubt, die Handlungsweise des Königs zu vertheidigen, um so mehr, als er sich persönlich von ihm gekränkt fühlte. Aber offenen, wahrhaften Naturen fällt die Lüge so schwer, daß sie dieselbe nur mit Anstrengung aller ihrer Kräfte in sich erzeugen können, indem sie ihr besseres Selbst besiegen. Die Nothwendigkeit, Etwas gut zu heißen, was ihm in innerster Seele entgegen war, machte den Prinzen im höchsten Grade unmuthig. Er trank viel, um sich zu zerstreuen, und war bereits heftig erregt als man zu spielen anfing und zwar, da die Karten nicht gleich bei der Hand lagen, pair ou inpair; ein Spiel, welches die Franzosen als das bequemste und schnellste, bei ihren Märschen liebten und das durch sie zur Mode geworden war.

Graf Tilly hatte eine Hand voll Goldstücke zum Spiele aus der Tasche genommen und die Frage: pair ou inpair? ausgesprochen,

als Prinz Louis ausrief: nein! nicht pair ou inpair, sondern la paix ou la guerre!

Wohl! sagte Graf Tilly, schüttelte das Geld in der Hand und fragte: Und nun?

La paix! rief Louis und verlor.

La Prusse ne gagnera jamais avec la paix! meinte Tilly.

Das wird sich zeigen! antwortete der Prinz und hielt immer weiter auf la paix. Das Glück war gegen ihn, dennoch beharrte er mit Leidenschaft bei diesem Spiele, bis er eine bedeutende Summe verloren hatte und die Gesellschaft sich trennte.

Wie alle phantasiereichen Menschen liebte Louis Ferdinand es, in Angelegenheiten, die ihn innerlich beschäftigten, in denen seine Seele zu keinem Entschlusse kommen konnte, den Zufall zu befragen und entscheiden zu lassen. Er that es scherzend, und doch machte der günstige oder ungünstige Ausfall des Versuches mehr Eindruck auf ihn, als er sich selbst oder Andern gestehen wollte. So hätte ihn der Verlust, den er am Abend erlitten, gleichgültig gelassen wie immer, wäre nicht der Gedanke damit verknüpft gewesen, daß Preußen verlieren, Unglück haben werde bei dem Festhalten an diesem künstlich erzwungenen Frieden, was ohnehin seine Ueberzeugung war.

Ein Zug von düsterm Mißmuth, der sich selten in des Prinzen offnen Zügen kund gab, verrieth dem feinen François die üble Stimmung seines Herrn, während dieser zum Tische ging, die Briefe öffnete und die meisten mit Gleichgültigkeit auf die Seite warf.

Als er sie alle durchflogen hatte, sagte er: François! der Intendant soll morgen zweihundertsiebenzehn Friedrichsd'ors dem Grafen Tilly senden. Sie aber gehen in die Porzellan-Manufaktur, kaufen dort ein Dejeuner, tragen es zur Gräfin Molke und melden, ich würde um zwölf Uhr kommen, es mit ihr einzuweihen.

Und der Preis, Hoheit?

Das schönste, das Sie finden! Sie beklagt sich mit Recht über Vernachlässigung. Dem Musikdirektor und den Musikern, die gestern bei mir gespielt haben, soll auch das Gewöhnliche gesendet werden, und meine Chatoulle frisch gefüllt.

Hoheit! meinte François, ich fürchte, der Herr Intendant werde hors d'état sein, dies Alles auszurichten; er hat mir aufgetragen Hoheit zu bitten, ob er gleich morgen früh Sie sprechen könne, da mancherlei Rechnungen von Ouvriers eingegangen sind, die er nicht zu honoriren vermag.

Der Prinz antwortete nicht darauf, sondern befahl dem Diener, ihm in das Schlafzimmer zu leuchten. Während des Auskleidens fiel ein Goldstück aus der Westentasche des Prinzen. François hob es auf und legte es auf den Tisch.

Behalten Sie! sagte der Prinz, es ist republikanisches Geld, ich mag es nicht.

François dankte, das Goldstück gegen das Licht haltend. Das République française war deutlich und schön darauf ausgeprägt.

Nun! fragte der Prinz, was sehen Sie das Geld so an, haben Sie auch Widerwillen gegen die Münzen der Republik?

Tout au contraire! Hoheit! Ich denke nur so, es ist doch hübsch, mit einer Republik. Wenn der König seinen Namen auf die Münzen schreibt, so heißt das: Eigentlich ist dies Geld mein, wie Alles, was Ihr besitzt, und ich zeichne es mit meinem Namen, damit ich es wiederfordre de manière ou d'autre quand bon me semble. Nun aber, da die Republik, da alle Bürger ihren Namen darauf prägen lassen, da das Geld und das Land Allen gleich gehört, so möchte es mit dem Einfordern eines Einzelnen schlimm stehen, und Jedem das Seine gesichert sein. Das ist doch eine gute Maßregel quoi qu'on en dise!

Nun, so wandre aus, sagte der Prinz, der diesen alten Diener liebte, geh' Deine in Preußen gesammelten Schätze in Frankreich hüten, wenn Du des Dienstes müde bist; werde wieder ein Bürger

von Frankreich und hilf die Republik regieren; Du wirst's so gut verstehen, wie mancher Andere, und was die Finanzen betrifft, suchst Du Deines Gleichen, wie mir scheint.

O! Hoheit, meinte François, da er sah, daß der Prinz auf einen Scherz einzugehen geneigt war, ich wäre auch für die Polizei nicht übel, je ne manque pas de capacités. Seit einiger Zeit kommt oft ein Mann in das Haus, der sich mit der Dienerschaft zu enfiliren sucht, viel nach Ew. Hoheit und nach Mademoiselle Fromm fragt, wann sie ausgehe, wann sie retournire? et caetera. Ich habe Oehrdorf, an den er sich adressirt hat, beauftragt, zu erkunden, wer er ist?

Der Prinz wurde aufmerksam und that einige Fragen über das Aeußere des Menschen, die François nicht zu beantworten vermochte. Rufen Sie den Oehrdorf! befahl der Prinz.

Dieser kam und mußte seinen Bericht erstatten. Der Prinz schien nach einem Zusammenhange zu suchen, wollte wissen, ob der Mann sich vielleicht für einen Verwandten, einen früheren Bekannten von Mademoiselle Fromm ausgegeben habe.

Oehrdorf verneinte es.

Und sah er ärmlich aus? fragte der Prinz.

Nein Hoheit! im Gegentheil. Er trug ein apfelgrünes Trikot-Beinkleid, Klappenstiefel, eine grüne Weste, braunen Frack und darüber einen russischen Pelz mit Schnüren. Als er den öffnete, sah ich, daß er zwei Uhren hatte mit reichen Berloques.

War er alt? jung? wie sah er aus?

Er mag fünf und zwanzig Jahre sein, Hoheit! er ist groß, trägt keinen Puder, hat röthlich blondes Haar, das militärisch geschnitten ist, und einen starken Schnurbart. Ich würde ihn für einen Militair in Civilkleidung halten.

Plötzlich schien dem Prinzen eine Vermuthung zu kommen. Hat er eine Narbe? eine Narbe wie von einem Säbelhiebe auf der Wange? fragte er.

Ja, Hoheit!

Das ist Heldrich! rief der Prinz. Der Portier soll es melden, ihn nicht fortlassen, wenn er sich wieder hier sehen läßt. Und erkundigen Sie sich morgen, wo der ehemalige Lieutenant von Heldrich wohnt. Ich will es bis Mittag wissen, Oehrdorf.

Mit diesen Worten entließ der Prinz seine Leute und ging zur Ruhe.

Neuntes Kapitel.

Prinz Louis Ferdinand war, wie wir es in dem vorigen Kapitel gehört, nicht nach Schricke gegangen. Rahel hatte richtig vorausgesehen, daß man ihn zurückhalten würde.

Seinem Vorsatz getreu, die Begegnung mit dem Könige zu vermeiden, hatte er sich für die ersten Hoffeste nach jenem Ereignisse entschuldigen lassen, aber schon auf dem Balle bei der Königin Mutter war die regierende Königin zu ihrer Tante, der Prinzessin Ferdinand, getreten, sich nach dem Befinden ihres Sohnes, des Prinzen Louis, zu erkundigen. Sie sprach die Hoffnung aus, der Prinz werde am nächsten Abende im Stande sein, bei dem Balle seiner Eltern zu erscheinen, da sie ihn in der ersten Quadrille, die sie mit dem Prinzen Adolf tanze, zum Gegenüber zu haben wünsche. Dabei erwähnte sie flüchtig eines Mißverständnisses, das zwischen dem Könige und dem Prinzen Louis obwalte, sprach von den trefflichen Eigenschaften des Letztern, die Jeder schätze, von seinem Enthusiasmus für Recht und Menschenachtung und bedauerte nur, daß ihn sein edler Eifer doch bisweilen etwas zu weit führen möge.

Aber wem von uns geht es denn anders? sagte die schöne Königin mit dem zauberischen Lächeln, das ihr immerdar die Her-

zen gewann! Ist doch der stets so ruhige, gerechte König vielleicht auch ein wenig in den Fehler Ihres Sohnes verfallen. Da wir indessen Alle noch jung sind, werden wir auch klüger werden. Helfen Sie uns dazu, theure Tante!

Dergleichen konnte die Königin nicht ohne den Willen Ihres Gemahls aussprechen; der König selbst also wünschte den Prinzen zu versöhnen, die Mutter des Letzteren wurde die Vermittlerin und Prinz Louis blieb um so williger in Berlin, als die politischen Verhältnisse immer verwickelter wurden.

Mitten in den Festlichkeiten jener Tage war nämlich aus Petersburg die Nachricht von der Ermordung des Kaisers Paul durch die Großen seines Reiches erklungen. Dieser Meuchelmord war die Parodie, welche ein uncivilisirtes Volk auf den Königsmord in Frankreich machte. In Frankreich hatte das Freiheitsbedürfniß einer ganzen Nation die Tyrannei im Symbol des Königthums gerichtet; in Rußland befreite ein herrschsüchtiger Adelshaufe sich von dem Tyrannen, der ihm persönlich verhaßt worden war, um sich sklavisch unter das Joch seines Nachfolgers zu beugen. Das war folgerecht: der gebildete Mensch bekämpft die Idee, als die Erzeugerin der That; der Ungebildete greift die Thatsache an, wie Kinder, die das Unkraut in ihren Gärtchen abpflücken, ohne die Wurzel desselben zu zerstören.

Dieses Ereigniß in Rußland rief eine neue Gestaltung der politischen Verhältnisse hervor. Pauls Nachfolger Alexander sagte sich von dem Frieden mit Frankreich los, um sich mit England gegen Frankreich zu verbinden. Dadurch ward der Bund der nordischen Mächte zerstört, und der Auftrag des Prinzen Adolf ging nun doppelt darauf hinaus, auch Preußen zu einer Vereinigung mit England und Rußland zu bewegen, damit man sobald als möglich dem Umsichgreifen der französischen Uebermacht wirksam entgegen treten könne.

Prinz Adolf, eben so jung und liebenswürdig als Prinz Louis

Ferdinand, eben so sehr Meister aller ritterlichen Uebungen und Günstling der Frauen als Jener, überließ sich in Berlin willig den Genüssen eines Hofes, an dem ein Kreis junger lebensfroher Prinzen die schöne anmuthsvolle Königin umgab, und heiterer Lebensgenuß die tägliche Aufgabe des Hofes zu sein schien. Dennoch konnte dieser Lebensgenuß ihn nicht dem Gedanken an seine Aufgabe entfremden. Er konnte nicht vergessen, daß er, ein englischer Prinz, als Pair des Oberhauses, Theil an der Regierung seines Vaterlandes habe, für dessen Wohl und Weh er doppelt verantwortlich geworden war, seit man ihn mit einem für dasselbe wichtigen Auftrage beehrt hatte. Seine Thätigkeit, sein Ernst in diesen Verhältnissen machten auf Louis Ferdinand den lebhaftesten Eindruck. Die Kenntnisse, welche Prinz Adolf von den Regierungsverhältnissen, von den Gesetzen seines Vaterlandes entwickelte, beschämten ihn und ließen ihn um so schmerzlicher die eigene Unthätigkeit, den Mangel an Einfluß empfinden. Seine militairischen Obliegenheiten, welche sich, seit dem Feldzuge in der Champagne, auf einen geisttödtenden Paradedienst und einige ungeführliche Manöver beschränkten, wurden ihm verhaßt. Was er im Umgange mit Prinz Adolf über Englands Institutionen und dem daraus erwachsenden Selbstgefühl des Einzelnen, über die gegenseitige Achtung und die strenge Aufrechterhaltung der Standesverhältnisse vernahm, erfüllte seine ganze Seele mit Bewunderung, da ein Prinz es aussprach. In England war jene Achtung des Menschen als Gesetz festgestellt, die Prinz Louis oft in dem edlen Zorne seines Herzens in einzelnen Fällen zur Geltung zu bringen strebte; dort herrschte nicht Einer unumschränkt, mit seinem Willen die Einsicht eines ganzen Volkes aufwiegend; dort fand der Prinz so wie der Bürger eine angemessene Thätigkeit und angemessenen Einfluß für Alle und auf Alles.

Die Zustände Preußens erschienen ihm im düstersten Lichte; seine Seele empörte sich dagegen. Ein ganzes Volk verlangte

Krieg und der Wille eines Einzelnen erzwang den Frieden; die öffentliche Stimme verlangte Anschluß an England wider Frankreich, der Wille des Königs entschied das Gegentheil. Preußen bedurfte Freiheit des Handels, der König sperrte die Häfen der Elbe, Weser und Ems für die englischen Schiffe und ließ plötzlich das Königreich Hannover von seinen Truppen besetzen, als Rache für frühere, als Abwehr künftiger Beleidigungen von Seiten Englands, obgleich dasselbe bisher für Preußen allein eine Ausnahme von seinem Kapersystem gemacht hatte.

Sogleich verließ Prinz Adolf Berlin, voll Verachtung gegen diese treulose Politik. Man hatte ihn gastlich empfangen, seinen Anträgen scheinbar Gehör gegeben, während man den Gewaltstreich gegen Hannover vorbereitete, der immer eine Treulosigkeit war, sei es, daß man Hannover auf geheimen Befehl Bonapartes, oder im eigenen Interesse besetzte, um sich durch diesen Besitz für die Länderverluste am linken Rheinufer schadlos zu halten.

Die Entfernung des Prinzen Adolf, die Maßregeln gegen Englands deutsche Besitzungen erfuhren das lebhafteste Bedauern, den lautesten Tadel des Prinzen Louis. Er besuchte die Hofcirkel so wenig als möglich und hielt sich fast ausschließlich in den Kreisen jener ihm befreundeten bürgerlichen Männer und Frauen, was ebenfalls die Mißbilligung des Königs hervorrief.

So kam das Frühjahr und endlich die Osterwoche heran. Während die Glocken zur Kirche luden, war Louis Ferdinand einsam in einem geräumigen Zimmer seines Palastes, das in den Garten hinaus sah.

Die Fenster waren geöffnet, die ersten warmen Lüfte eines Aprilmorgens säuselten durch das Gemach und spielten durch die hellbraunen, noch ungepuderten Locken des Prinzen, der nahe am Fenster auf dem Stuhle vor seinem Flügel saß und die edelgebildeten Hände mechanisch über die Tasten gleiten ließ. Er hatte den Rock abgeworfen, nur das Hemde verhüllte den Oberkörper

und zeigte die hohe, kräftige Brust des schönen Mannes. Seine Augen hingen träumerisch an dem Himmel; sie verfolgten das Spiel der weißen, luftigen Wölkchen, die gleich Engelsflügeln auf dem sonnendurchzitterten, goldglänzenden Blau des Firmamentes erschienen und verschwanden.

Anfangs drängte sich, wie es schien, das kirchliche Glockengeläute der Phantasie des Prinzen auf; die ernsten choralartigen Klänge sprachen dafür, mit denen er das Spiel begonnen hatte. Dann mußten andere Ideengänge ihn beschäftigt haben. Wilde, chaotische Tonmassen entströmten seinen Händen, der Sturm der Seele, ein heißer Kampf wogte in den Tönen auf und nieder. Gleich grellen Blitzen zuckte einzelnes Wehschrein und himmelan strebendes Jauchzen daraus empor. Aber wie mitten im Sturme der Elemente der weiße Gischt sich bäumender Wogen in Myriaden goldglänzender Funken zerstäubt, zurücksinkt in das wallende Dunkel der Meeresfluthen, so tauchten allmälig sanftere Melodieen aus dem düsteren Grunde der Komposition hervor, verklingend und wiederkehrend, um auf's Neue zu verklingen, bis plötzlich die ganze Phantasie einen milderen Charakter gewann.

Ein kleiner Vogel war in das Zimmer geflogen und wiegte sich auf dem Aste eines Orangenbaumes, der auf dem Fensterbrette stand. Dies rief dem Prinzen eine ähnliche Scene aus dem Frühling seiner Liebe für Henriette in das Gedächtniß zurück. Ein schlichtes Volkslied, das er einst von ihr gehört, bildete nun das Thema, welches er in vielfachen Variationen durchführte, während Henriette selbst mit dem geliebten Kinde vor seinem inneren Auge stand. Die lebhafteste Sehnsucht nach ihr, nach jenen friedensvollen Tagen in Schricke bemächtigte sich seiner. Er wäre gern in diesem Augenblicke zu ihr geeilt, hätte gern ihr sanftes Antlitz geschaut, aber er wußte sie in der Kirche. Daß sie gläubig geblieben in der Freigeisterei ihrer jetzigen Umgebung, daß sie Trost finden konnte im Gebet und auch für seinen Frieden betete

in dieser Stunde, erfreute ihn. Er wußte wie mild beruhigt sie immer aus der Kirche heimkehrte, er hoffte sie auch heute in dieser Stimmung zu finden, und ließ in vorahnendem Genusse seine Phantasie den kurzen Zeitraum durchfliegen, der ihn noch von der Geliebten trennte.

Seine Seele war friedlich und hoch gestimmt, er hatte alle Verhältnisse vergessen, die ihm schmerzlich und störend waren, er fühlte ein rein menschliches Genügen in der Macht der Musik und in der Liebe; er hatte eine wahre Empfindung von Glück in diesem doppelten Besitze, als François eintrat, den Intendanten des Prinzen zu melden.

Unwillig über die Störung, wollte der Prinz ihn fortschicken, aber schon bei einem früheren Anlasse hatte er diese Besprechung zu umgehen gesucht, weil er selbst die Unordnung in seinen Geldangelegenheiten genugsam kannte und sich außer Stande fühlte, ihr in seinen Verhältnissen durch Einschränkungen zu begegnen, die nicht zu verbergen waren. Es konnte also nur die Rede davon sein, neue Hilfsquellen zu finden, und zu diesem Zwecke befahl der Prinz, den Intendanten eintreten zu lassen.

Was dieser berichtete, war nicht geeignet, die heitere Stimmung des Prinzen zu nähren. Von allen Seiten drängten Forderungen auf ihn ein. Die Einnahme des Prinzen, die Vorschüsse, welche sein Vater und sein Onkel, Prinz Heinrich, ihm bewilligt hatten, waren zu Ende; sein Kredit war fast erschöpft.

Plötzlich unterbrach der Prinz den Berichterstatter: Machen Sie nicht so viel Worte, über das, was uns fehlt! Sie haben die Totalsumme genannt, das genügt. Sagen Sie kurz, woher Sie die Mittel zur Deckung nehmen werden, denn schaffen müssen Sie diese.

Hoheit! sagte der Intendant, ein Greis mit weißem Haar, das des Puders spotten konnte und noch heller erschien, gegen das breite, schwarze Zopfband, dessen stattliche Schleifen zu beiden

Seiten des Kopfes sichtbar wurden; Hoheit! es ist kein Rath, ich erhalte von den bisherigen Quellen Nichts mehr. Wenn Hoheit sich gnädigst selbst entschließen wollten, anzufragen —

Unmöglich! rief der Prinz.

Da ist der dicke, reiche Cohen von der Mohrenbrücke; fuhr der Intendant fort. Dem Manne sind einige Tausende Nichts, aber die Ehre, es den andern vornehm gewordenen Juden gleich zu thun, die ist ihm Alles. Er hat mir, wenn ich sonst mit ihm unterhandelte, immer von dem Theater erzählt, das er bei sich im Hause errichtet hat, und mich eingeladen, es zu besuchen.

So gehen Sie hin, wenn er Ihnen dafür das Geld giebt.

O! um mich ist es nicht; ich war dort und kann Hoheit versichern, daß dies Liebhabertheater der Mühe des Ansehens werth ist. Die schönsten Mädchen, treffliches Spiel und sehr namhafte Gesellschaft! Graf Bernstorf, Major Goualtieri, der Adjutant seiner Majestät, General Köckritz! — Auch Prinz Radziwil Durchlaucht waren dort.

Ich weiß das, rief der Prinz, aber was kümmert es mich? ich bin nicht in der Stimmung, Stadtgeschichten zu hören, ich will fort, also machen Sie, daß wir zu Ende kommen, und schaffen Sie das Geld.

Als ich neulich Graf Tilly das Geld senden und das Service für die Gräfin Molke bezahlen sollte, war ich bei Cohen. Er hat erklärt, für die Ehre, einmal Königliche Hoheit unter seinen Gästen zu sehen, wäre ihm keine Summe zu groß; Hoheit hätten nur zu befehlen über seine Kasse. Sie spielen den sechszehnten April bei Cohen den Clavigo, wir haben heute den vierzehnten.

Der Prinz wendete sich ab, sah nach der Uhr, rief François, um sich ankleiden zu lassen, und noch immer stand der alte Intendant mit seinen Rechnungsbüchern auf demselben Flecke. Endlich, als die Toilette des Prinzen beendet war, der Wagen vorfuhr und der Kammerdiener ihm Hut und Mantel reichte, schien der Prinz

sich wieder des Wartenden zu erinnern, und sich mit einer Miene tiefen Unmuthes zu ihm wendend, sagte er im Hinausgehen: Sie können Ihrem dicken Cohen melden, Prinz Louis Ferdinand werde übermorgen in seinem Hause dem Schauspiel beiwohnen, aber schaffen Sie zehn Tausend Thaler.

Er eilte hinaus, athmete tief auf, wie Jemand, der eine Last von sich abgewälzt hat, und befahl dem Kammerdiener, ihn zu Mademoiselle Fromm fahren zu lassen. Bei ihr wollte er sich erholen von dem Unangenehmen dieser Unterredung, bei ihr den Frieden seiner heutigen Morgenstunden wiederfinden.

Mit sehnsüchtiger Hast flog er die Treppe empor zu Henriettens Zimmer. Sein Gesicht leuchtete vor Liebe, aber Henriettens Erscheinung machte ihn erstarren.

Todtenbleich kniete sie, die Augen von vergossenen Thränen geröthet, an dem Bette des Kindes. Als sie den Prinzen eintreten sah, flog sie ihm entgegen, sich angstvoll in seine Arme werfend.

O! nimm mich zu Dir, rief sie, nimm mich zu Dir, Louis! bleibe bei mir, beschütze Du mich, bringe mich fort von Berlin!

Ihr goldner Kamm war bei der heftigen Bewegung herausgefallen, das ungeflochtene hellblonde Haar floß über ihre Gestalt und über die Arme des Prinzen hernieder, der sie an sich drückte und erschreckt nach der Ursache ihrer Thränen fragte.

Halte mich fest in Deinen Armen! nur bei Dir ist Frieden für mich. Selbst das Haus Gottes schützt mich nicht vor Schmach! Auch das Kind wird mir fluchen, mir und Dir, daß wir ihm sein elendes Dasein gaben, schluchzte sie.

Der Prinz erbebte. Um Gottes Willen! rief er, Henriette, sage mir, was vorgegangen ist, wenn Du mich nicht um den Verstand bringen willst. Sprich! ich beschwöre Dich.

Ach sei nicht böse, daß ich Dich betrübe, bat Henriette plötzlich besänftigt, als sie die Erschütterung des Prinzen bemerkte. Sie lehnte sich an ihn und weinte krampfhaft.

Der Prinz, selbst erschüttert wie Henriette, suchte sie zu beruhigen, und seine Küsse, seine Worte brachten es endlich dahin, daß sie zusammenhängend zu erzählen vermochte.

Ich war im Dom, sagte sie, die Sonne leuchtete so warm in die Kirche hinein, schien so hell auch auf mich; ich dachte, auch auf mir ruht Gottes Segen, und betete recht von Herzen für uns und für das Kind. Die Seele wurde mir frei wie in der Kirche zu Hause, wenn ich mit der Mutter da saß und auf den Anfang der Predigt wartete. Als ich eine Weile in meiner Bank saß, kamen zwei Frauen herein, die sich neben mich hinsetzten; ein Herr, der zu ihnen gehörte und lange für sie nach einem Platze umher gesucht hatte, blieb stehen außerhalb der Bank. Aber kaum hatten sich die Frauen niedergelassen, als ihr Begleiter sich zu ihnen neigte und so laut, daß ich und die Anderen es hören konnte, sagte — —

Sie fing wieder zu weinen an, und barg ihr Gesicht an der Brust des Prinzen. Nun! was sagte er? fragte dieser dringend.

Er sagte: Steht auf! das ist die Maitresse des Prinzen Louis!

Neue Thränenströme erstickten ihre Stimme; der Prinz fuhr empor, als stände der Beleidiger ihm gegenüber, und weinend erzählte Henriette: Die Frauen erhoben sich, gingen fort und sahen mich mit Verachtung an. Um mich her flüsterten die Zunächstsitzenden; ich kannte Niemand, so weit mein Auge reichte, lauter fremde Gesichter. Von der Predigt vernahm ich keine Sylbe, ich hörte Nichts als die Worte des Schrecklichen, sah Nichts als die beiden Frauen, die mich wie eine Aussätzige flohen — alle Blicke schienen auf mir zu liegen — sie konnte nicht weiter sprechen.

Der Prinz umschlang und küßte sie. Armes Weib! rief er, während auch seine Stimme vor Thränen bebte, armes Weib! und das Alles um mich? Zum Brandmal also wird Dir meine Liebe, in die ich Dich einhüllen möchte, Dich zu bewahren vor jedem Schmerz?

Er setzte sich zu ihr und ließ sie an seinem Herzen weinen. Plötzlich richtete er sich empor.

Wie sah er aus? fragte er. Hast Du ihn angesehen? Nicht wahr, er war groß, röthlich blond? ein Offizier in Civilkleidung? Er hatte eine Narbe auf der Wange?

Gott im Himmel! rief Henriette. Du kennst ihn, Louis?

Ich kenne ihn! nun ist's gut! Weine nicht, Henriette, nun ist es gut. Er stand auf und wollte sich entfernen, Henriette hielt ihn zurück.

Louis! sagte sie, wo willst Du hin? Was willst Du thun?

Kannst Du das fragen?

Aber Du bist ein Prinz, ich bin — Gott! rief sie, kann denn selbst Deine Liebe, die mein ganzes Leben ist, die mich so glücklich macht, mich nicht darüber trösten? O! ich bin glücklich Louis, glaube es mir!

Und in Thränen über die Schmach! sagte er schmerzlich.

Vergiß sie Louis; denke dieser Schwäche nicht. Du hättest es nie erfahren, wärest Du nicht gekommen in dieser Stunde. Denke, daß ich glücklich bin, und bleibe bei mir.

Aber der Prinz war nicht zu überreden. Sei ruhig liebes Herz! ich komme bald zurück, sagte er, schloß sie an seine Brust und verließ eilig das Gemach.

Zehntes Kapitel.

Einige Tage darauf trat Gentz mit der Frage in Rahels Zimmer, ob sie es schon wisse, daß Prinz Louis abgereist sei.

Abgereist? wiederholte Rahel, und wohin?

Er hat Befehl erhalten, zu seinem Regimente nach Magdeburg zu gehen und dort bis auf weiteres zu bleiben.

Rahel war überrascht, nahm sich aber gewaltsam zusammen, ihren Schmerz zu verbergen und fragte um die Veranlassung. Gentz erzählte ihr, daß nach jenem Ereigniß am Ostermorgen der Prinz, in der ersten Aufwallung über die, seiner Geliebten zugefügte öffentliche Beleidigung, dem Grafen Tilly aufgetragen habe, dem Lieutenant Heldrich eine Ausforderung zu überbringen. Vergebens habe Tilly ihm vorgestellt, daß dies unmöglich sei, daß ein Prinz von Preußen sich nicht mit einem Lieutenant schießen könne, den das Offizierkorps selbst zum Austritt aus der Armee gezwungen habe. Der Prinz sei außer sich gewesen, habe erklärt, daß er keine rechtliche Bestrafung des Unverschämten erhalten könne, daß er eben so wenig ihn, wie Jener es eigentlich verdiene, mit der Hetzpeitsche in der Hand zu züchtigen vermöge, und daß es ihm auch nicht darauf ankomme, sich Genugthuung zu verschaffen, sondern nur den Elenden niederzuschießen, was bei seiner Sicherheit im

Gebrauch der Waffen nicht ausbleiben werde. Unfähig, den Prinzen umzustimmen, habe sich Tilly an den Adjutanten des Königs gewendet; Heldrich habe den Befehl erhalten, Berlin augenblicklich zu verlassen, der Prinz die Weisung, von diesem unpassenden Duelle abzustehen und sich sofort zu seinem Regimente nach Magdeburg zu begeben. Gestern sei er in Begleitung der Fromm dorthin abgegangen.

Das Aergerliche an der Sache ist, so schloß Gentz seinen Bericht, daß ohnehin schon die übelsten Gerüchte über des Prinzen zerstörte Geldverhältnisse und andere Unordnungen umherlaufen. Nachdem alle seine kleinen Gläubiger abgewiesen, auf weithinaus vertröstet worden sind, hat er plötzlich so namhafte Summen zu seiner Verfügung gehabt, daß es Aufsehen erregte und das grundlose Gerede sich verbreitete, der Prinz habe Gelder vom englischen Hofe erhalten, unter der Bedingung, Englands Interessen in Berlin zu vertreten. Das hat den König ganz besonders erzürnt, er ist sehr erbittert gegen ihn und das mit Recht.

Mit Recht? rief Rahel. Das können Sie sagen, der es so gut weiß als ich, daß erst der dicke Cohen ihm eine namhafte Summe borgte, und das jetzt Abraham Gans, eingenommen von des Prinzen hinreißender Persönlichkeit, ihm abermals sechszigtausend Thaler gegeben hat, um den Prächtigen diesen kleinlichen Sorgen zu entreißen?

Ich weiß es, liebe Freundin! Auch der König mag es wissen, aber die Welt weiß es nicht, und der Schein ist gegen ihn. Der Prinz erniedrigt in sich die königliche Würde, wie es ihrer Zeit Artois, Orleans und der Graf von Provence leichtsinnig in Frankreich gethan haben. Gestehen Sie, das ganze Abenteuer mit diesem Heldrich ist auch von Anfang an eine Großmuthsdonquixotterie. Wenn jede Magd, der ein Offizier nachstellt, die Virginia spielen will, so werden die Frauen bald ohne Bedienung bleiben müssen; und vollends das beabsichtigte Duell ist thöricht. Die Fromm ist dem Prinzen ge-

fährlicher mit ihrer bürgerlichen Sentimentalität, als die ärgste Kokette, die kostspieligste Maitresse.

Gentz! rief Rahel, heute sind Sie zum erstenmale unedel, seit ich Sie kenne. Sie wissen es, daß ich den Prinzen liebe und bewundere, wie dürfen sie es wagen, ihn zu tadeln?

Und was lieben und bewundern Sie an ihm? fragte Gentz.

Den Menschen, der so mächtig ist, selbst den Prinzen in ihm zu überwinden! sagte Rahel, und ihr dunkles Auge strahlte in voller Gluth.

Gentz sah sie lange schweigend und prüfend an. Dann sagte er: Wissen Sie Rahel, daß Sie sehr schön sind in diesem Augenblicke? Sehr schön Rahel!

Ich glaube es, entgegnete sie ruhig, denn jede Liebe verklärt die Menschenform, in der sie sich offenbart. Der Ausdruck ihres Gesichtes war voll Erhabenheit und doch voll Demuth; Gentz wurde nicht müde sie zu betrachten, wie man ein Kunstwerk betrachtet, indem sich uns plötzlich die tiefe Idee des Künstlers enthüllt. Sie schienes nicht zu bemerken, es entstand eine neue Pause.

Plötzlich rief er: Sie wissen ja Alles Rahel! so wissen Sie auch, daß ich Sie liebe? nicht wahr? Er stieß die Worte mit einer Heftigkeit hervor, als würde er von einer innern Gewalt wieder seinen Willen dazu getrieben.

Sie lieben mich, sagte Rahel, wie Sie die Revolution liebten, als sie begann, weil Sie Ihnen nützlich schien für Ihre Zwecke. Sie würden kalt für mich sein, wie Sie es für die Freiheit geworden sind, schiene ich Ihnen nicht mehr nützlich.

Und ist das ein Verbrechen? ist es nicht natürlich, menschlich? fragte er. Wie kann die Liebe ewig und unwandelbar sein, da es der Mensch nicht ist? Sie werfen mir vor, ich sei treulos geworden an der Idee der Freiheit; das bin ich nicht; ich habe nur die Welt und die Menschen kennen lernen, ich will nicht mehr Unmögliches wie damals.

Heißt klüger werden immer erkalten, meinte Rahel, so lasse mir Gott mein einfältiges warmes Herz, das mich und Andre erquickt!

Rahel! sagte Gentz, ich habe Ihnen wehe gethan mit meiner frühern Aeußerung über Prinz Louis; Sie haben mich unedel gescholten, ich war nur eifersüchtig. Priesterin der Liebe! können Sie das so hart verdammen, daß Sie kein Ohr mehr haben für mich, kein Verständniß für meine menschlichen Schwächen? Wollen Sie denn nicht mehr einsehen, daß ich zum Helden nicht organisirt bin; daß ich keines Heroismus fähig bin, weil ich nicht zu leiden vermag? Ich kann und ich will auch nicht leiden, und darum müssen Sie mich lieben oder mich achten, denn sonst leide ich! sagte er mit allem anmuthigen Trotz eines schönen verzogenen Weibes.

Rahel mußte lächeln über ihn und schalt ihn ein Kind. So lassen Sie mich handeln wie ein Kind, entgegnete er, setzte sich vor ihr auf ein Fußbänkchen nieder, nahm ihre Hand in die seine und sagte: Nun hören Sie mir zu und wenn Sie mir dann nicht Recht geben, so will ich nicht Friedrich Gentz heißen und Sie nicht mehr lieben.

Sie sagen, der Gentz, welcher bei der Thronbesteigung des Königs ein Manifest an ihn verfaßte, worin er ihn hinwies auf Freiheit und Fortschritt, das sei nicht derselbe Gentz, der jetzt mit Prinzen und Ministern verkehrt und Ehre und Einfluß für sich erstrebt. Es ist derselbe! Ich habe einsehen gelernt, daß es Wahnsinn ist, wie in Frankreich segensreiche Umwälzungen mit brutaler Volksgewalt zu bewirken. Mir graut vor den blutenden Leichnamen der gemordeten Aristokratie, auf denen das Bürgerthum sich über das Königthum erhob. Es ist Barbarei, eine Königin bei ihren goldblonden Locken vom Throne hernieder zu reißen, um sie durch den blutgetränkten Staub zu schleppen. Wie kann Edles gedeihen, wahrhaft Großes und Schönes von Menschen geschehen,

deren thierische Rohheit sie des Namens Mensch unwerth gemacht hat? Auf einen großen Gedanken kommen in Frankreich tausend Schandthaten; und statt der Freiheit, die man von dort durch die Welt zu tragen behauptete, bringen die französischen Heere die Knechtschaft mit, wohin sie kommen. Den Völkern werden ihre angestammten Fürsten genommen, fremde Gesetze werden ihnen aufgedrängt, ihre Länder gebrandschatzt, ihre Weiber entehrt, ihre Söhne zu weitern Eroberungen mit fortgeschleppt — ist das Freiheit Rahel? Kämpfen Bonaparte und seine Generale für die Freiheit? Werden die Völker geistig veredelt, moralisch gebessert, materiell gefördert durch diese Schlachten? Ich frage Sie Rahel?

Nein! sagte sie und wollte ein aber hinzusetzen, als Gentz sie unterbrechend fortfuhr: Wie himmlisch Sie mit Ihren klugen Augen zuhören, rief er, kein Mensch versteht das so gut als Sie, es ist eine Wonne, vor Ihnen zu sprechen. Schweigen und hören Sie nur noch ein wenig, meine Seele öffnet sich vor dem Glanz Ihrer Augen, wie Blumen dem Sonnenlicht. Hören Sie zu. Nicht wahr, jene Freiheit, in der die Massen in Masse sich erheben, das ist also nicht die rechte; und doch bedarf der Einzelne der Freiheit für sich. Ich kann es nicht ertragen, wenn ein Edelmann auf mich herabsieht, weil seine Ureltern schon in Karossen fuhren, während die meinen die Pferde hüteten; ich bin klüger, ich bin so gut, ich bin besser als er. Er soll mich für seines Gleichen erkennen, wenn ich es bin; er soll mich verehren, bin ich ihm überlegen. Stufenweise steige ich rastlos zu seiner Höhe empor, allein auf mein eignes Bewußtsein gestützt und mit jedem Schritte, den ich steige, trete ich zugleich den Berg nieder, auf dem er über mir emporragte; je höher ich gelange, je leichter die Mühe. Der Thron, der auf dem höchsten Punkte stand, fängt an zu wanken unter meinem festen Schritte, man streckt von dort angstvoll die Hände nach Hilfe aus, ich biete die Meine, ich einzelner, unscheinbarer Wanderer, ich biete meine Hand. Man wirft mir Scepter und

Reichsadler zu, ich stütze, ich erleichtere, ich halte das Gleichgewicht, ich regiere, und — es sollte mich nicht wundern, würfe sich mir endlich die schöne Königin an die Brust, weil sie mich ruhig sieht und stark in der allgemeinen Verwirrung.

Das ist ein hübsches Mährchen, sagte Rahel lächelnd, da Gentz die Augen zu ihr erhob und sie in sein flammendes Gesicht blickte.

Aber die Moral davon, rief Gentz freudestrahlend, die Moral, Rahel, merken Sie sich: die Großen überragt man, nicht indem man sie erniedrigt, sondern indem man sich erhebt. Freiheit erwirbt ein Jeder nur für sich allein: thut das Jeder, so haben sie Alle; und stehen Alle auf der Höhe, die sich dort zu halten vermögen, so verschwindet der Thron und seine Besitzer in der Masse. Das ist meine friedliche Theorie, nach der ich revolutionire, zum allgemeinen Besten mein eigenes befördernd.

Gentz! sagte Rahel, das Mährchen wird wahr werden. Ein Egoismus wie der Ihre, der die Welt und die Weltgeschichte nur als einen Rahmen für das eigene Bild, nur als ein Feld der eigenen Thaten betrachtet, ist allmächtig. Hätten Sie Muth und Todesverachtung, Sie wären ein Bonaparte geworden mit diesem Egoismus. Da Sie das Leben lieben und weiche Genüsse, werden Sie — Friedrich Gentz sein und mächtig —

Zuverlässig! bestätigte er.

Und was soll ich dabei? was wollen Sie mit meiner Liebe, neben Ihrer Liebe für die Unzelmann, die Sie nicht leugnen können?

Das fragen Sie? Ich brauche eine Unzelmann, mich Abends auszuruhen, mit ihr zu tändeln, wenn ich müde bin, mich von ihr mit dem süßen Zuckerwerk der Schmeichelei füttern zu lassen, wenn mir das Geringste gelang. Ich brauche sie, um von ihr zu hören, wie vortrefflich ich bin, wenn ich einen Augenblick daran zweifeln könnte; aber Dich Rahel —

Nun mich?

Dich, sagte er plötzlich ernsthaft, möchte ich haben, mich zu

stützen, wenn meine Kraft erlahmt, denn Du bist ein mächtiges Weib, und Dein liebender Beistand würde mich nie demüthigen, wie die übermüthige Hilfe, die ein Mann uns bietet in der Stunde der Noth. Mit Dir möchte ich kämpfen, mit Dir stehen am Ziele, hoch oben auf den Höhen der Menschheit und Dir sagen: sieh, was wir errangen! sieh das Volk, das in blöder Dumpfheit am Boden kriecht! Und Du solltest herabwerfen von unserm Ueberflusse was Du möchtest, und sie sollten Dich anbeten auf Deiner Höhe, auf der Höhe in meinen Armen; und keiner von uns Beiden sollte wissen, wer der Schöpfer ist unseres Glückes, wer der Geber und wer der Empfänger, denn wir wären Eins, weil Du mein wärest, Rahel! Begreifst Du denn nun, daß ich den Prinzen hasse, weil Du ihm giebst, was zu schätzen und zu nutzen seiner leichtsinnigen Natur die Kraft fehlt, Deine mächtige Seele?

Gentz stand auf und lehnte den Kopf schweigend gegen die Fensterscheiben, Rahel schien erschüttert zu sein. Obschon noch früh im Jahre, war das Zimmer drückend heiß. Gentz öffnete die Fenster, er und Rahel schöpften freier Athem. Dann trat er nach einer Weile an sie heran, nahm ihre Hand und fragte: Nun, Rahel? haben Sie kein Wort für mich?

Den Trost, daß Sie Ihr Ziel erreichen werden auch ohne mich, und die Versicherung, daß ich den Prinzen lieben muß, weil ihm all die Kraft, all die Energie der Selbstsucht mangelt, die ich an Ihnen bewundre. Sie können mich entbehren, er wird mich brauchen; ich muß für ihn leben und leiden, auch wenn er es nie erfährt.

Sie werfen einem Verschwender Millionen hin, der sie achtlos verschleudert, während Sie sie mir entziehen, der Wunder damit wirken könnte; müssen Sie unwiderbringlich so handeln, Rahel?

Ich muß, antwortete sie bestimmt, aber wir wollen uns im Auge behalten.

Für das Leben, fügte er hinzu, denn wir sind zwei große Menschen.

Elftes Kapitel.

Prinz Louis Ferdinand an Rahel Levin.

Magdeburg, den 28. April 1801.

Ich bin fortgegangen ohne Abschied von Ihnen, liebe Rahel! das wäre undankbar und herzlos von jedem Andern, von einem Prinzen nicht, denn ein Prinz hat keinen Willen. Ein Prinz ist ein Stift in der großen Drehorgel der Staatsmaschine, Monarchie genannt, die der König nach beliebigem Takte dreht, bald im Wiegenlieder-Rhythmus, das überwache Volk einzuschläfern, bald in Marschmusik, um es aufzustacheln, wie es den Zwecken des Allmächtigen paßt. Wehe dem Stifte, der für sich allein Geltung verlangt, der selbstständig die klingende Seite berühren will. Es wird ein Mißton werden vor dem Ohre des Königs, und hätte er den geahnten Klang der Sphärenmusik hervorgerufen. In einer Maschine darf sich kein Leben zeigen, denn dies macht die Herrschaft des Maschinisten unmöglich.

Sie haben mir in der Neujahrsnacht gesagt: ich bin Deines Gleichen, weil Sie fühlten, Rahel! wie einsam, wie trostlos mein Leben ist; und doch reicht Ihre Vorstellung nicht an die Wirklichkeit hinan. Ein Zustand, der uns nur Pflichten auferlegt, ohne uns Rechte zu gewähren, ist die Hölle — ein apanagirter Prinz erduldet sie. O! das Jenseits müßte mehr sein als ein

Paradies, um mir Entschädigung zu bringen für die Hölle, die auf Erden in meinem Bewußtsein brennt.

Ich war ein offener, ein guter Knabe, mein Herz kam weich aus den Händen der Natur; meine Seele war voll süßer Musik. Ich liebte die Menschen, ich hatte Vertrauen zu ihnen, ich freute mich, wenn sie mir eben so zuversichtlich nahten. Man sagte mir: traue ihnen nicht! Du bist nicht ihres Gleichen, sie lieben Dich nicht, sie schmeicheln Dir, weil sie Dich brauchen. Man senkte Mißtrauen in mein arglosses Herz, aber ich konnte nicht aufhören zu lieben. Ich bat: gebt mir die Macht, die ich habe, sie zu beglücken, damit sie mich lieben, damit ich gewähre, was sie erstreben. Die Macht ist des Königs, antwortete man mir.

Ich fühlte mich einsam, ich verlangte nach Glück, man zeigte mir den Weg des Ruhmes; brennend vor Siegesluft, stürzte ich mich hinein, die Hand des Königs hielt mich zurück. Mitten im Kampfe, in den Stätten, in denen wir rasteten, war mir der Stern des Familienlebens aufgegangen, der Stern der Gatten- und der Elternliebe. Hatte ich nicht Macht, so wollte ich friedliches Glück. Politische Rücksichten traten störend zwischen die Wünsche meines Herzens. Das ebenbürtige Weib, aus dessen Händen ich die friedliche Myrtenkrone zu empfangen begehrte, schmachtet einsam unter der Last des kalten, goldenen Diadems, das man ihr aufgedrückt hat gegen ihren Willen.

Man sah mich leiden, ich floh die Welt. Aber ein Prinz soll nicht leiden, er soll ewig lächeln wie die leichtlebenden Götter, denn er muß erhaben sein über die Menschheit, deren Loos das Leiden ist. Man bot mir Spielzeug mancher Art: ergebene Höflinge, die meine Thorheit priesen, gefällige Weiber, welche meinen Wünschen zuvorkamen. Dem Edeln in mir standen überall Schranken entgegen, für meine Thorheiten fand ich ein offenes Feld. Ich habe es benutzt. Uebersättigung ist die Frucht geworden von der Blüthe des Genusses.

Und wieder verlangte ich die Macht, die man mir gezeigt in den Tagen meiner Kindheit als mein angestammtes Recht. Ich sah Unrecht, Unterdrückung um mich her, ich litt für die Menschen, weil ich das Elend der Unfreiheit fühlte; ich wollte helfen, retten, trösten, bessern, ich war selbst in Ketten, und so kurz ist die goldene Kette, die mich an den Thron fesselt, daß mir jede freie Regung unmöglich ist.

Bei jedem Schritte, den ich zu machen das Recht habe, das eingeborne Recht des freien Willens, hebt angstvoll eine Kamarilla die Hände empor und ruft: Rege Dich nicht, Du bist zu nahe am Throne, Deine Bewegung erschüttert den Thron.

Den Thron! und was ist er mir? Das Sinnbild der Macht meines Vaterlandes, das Erbtheil meiner Väter? Wohl! so erhaltet ihn in der strahlenden Pracht, in der sie ihn uns hinterließen, so macht ihn hell leuchten vor den anderen Nationen, wie mein Herz sein Vaterland zu sehen begehrt. Färbt den Purpur des preußischen Königsmantels, prächtig roth mit dem Blute meines Herzens, laßt mich eine Stütze sein des Thrones, ein Theilnehmer der Macht, laßt mich kämpfen gegen die Schmach, laßt mich ringen für seinen Ruhm — unmöglich! die Macht ist des Königs und untheilbar in ihm.

So gebt mir die Freiheit, ein Bürger zu sein; gebt mir die Freiheit, die in der Gleichheit mit den Menschen beruht! Laßt mich ein Weib nehmen nach meinem Herzen, gebt mir die Freiheit, sie theilhaftig zu machen meiner Ehre, sie zu schützen gegen den Angriff, der sie bedroht, und die Schande abzuwenden, die mich trifft in ihr! Nein! und Nein! und Nein!

Trage Ketten, dulde Schimpf, sei prächtig in Armuth, denn du bist ein Prinz! — Rahel! verstehen Sie den Fluch?

Mein Herz drohte zu brechen unter seiner Last, und in wessen Brust durfte ich den bittern Kelch meines Leidens leeren, als in die Ihre? Ihre Freundschaft, Ihre uneigennützige Treue sind

der Balsam, den ich auf meine Wunden lege, wenn sie mich zu sehr schmerzen in der Einsamkeit der Feste, mit denen man hier meine Ankunft feiert.

Ich werde fortgehen nach Schricke, sobald ich kann. Dort vergesse ich auf Stunden meine fürstliche Knechtschaft, dort fühlt sich auch Henriette glücklicher. Das arme Kind! ich hüte mich, sie ahnen zu lassen, welche Qualen ich erdulde; sie hat keinen Trost dafür, keine Kraft, wie die starke, treue Seele meiner Rahel, die mein einziger zuverlässiger Freund ist in der lieben Gestalt eines sanften Weibes.

Schreiben Sie bald, Rahel, dem armen Prinzen, damit der Mensch in ihm nicht den Glauben an die Menschen verliere und an sein Recht auf Freiheit.

Zwölftes Kapitel.

Nur wenige Wochen verweilte der Prinz in Magdeburg, dann ging er nach Schricke, wohin sowohl seine Neigung als Henriettens Sehnsucht ihn zogen.

Sie war nicht wieder in Schricke gewesen, seit sie es heimlich mit dem Prinzen verlassen hatte, sie sah ihre Verwandten zum ersten Male wieder. Es waren peinliche Augenblicke.

Der Amtsrath kannte die Welt und seinen Vortheil zu gut, war zu sehr angesteckt von den leichten Sitten jener Zeit, um in dem Verhältniß Henriettens zum Prinzen etwas Anderes zu sehen, als den Vortheil, den es ihm selbst bringen mußte; denn gegen den Onkel seiner Geliebten konnte der Prinz nicht mit Strenge verfahren, wenn auch die Zahlungstermine unregelmäßig gehalten wurden oder ganz ausfielen. Anders verhielt es sich mit der Amtsräthin, einer jener gutmüthigen Frauen, die stets wahres Mitleid haben mit fremdem Leid und die doch keiner Freude fähig sind über fremdes Glück. Sie neidete Henrietten das Wohlleben in ihren jetzigen Verhältnissen, sie mißachtete sie als die Maitresse des Prinzen, und haßte sie, weil der Amtsrath verlangte, daß sie ihrer Nichte mit rücksichtsvoller Unterordnung begegnen solle, um des Prinzen willen.

Wochen, Monate hindurch hatte es sich die Amtsräthin ausgemalt, in welchem Glanze, in welcher Pracht Henriette nun in Schricke anlangen, wie herablassend und hochmüthig sie auf ihre Tante herabsehen werde, und sich im Innern vorgenommen, diesem Hochmuth im Stillen durch ihre Verachtung entgegen zu treten, trotz aller Warnungen ihres Mannes. Mehrmals war sie im Laufe der Zeit durch die Zimmer des Jagdschlosses gewandert und hatte mit Unmuth gedacht, welches von diesen Gemächern wohl Henriette bewohnen, welches sie für sich und das Kind einzurichten befehlen würde? Sie hätte gern jede Dienstleistung abgelehnt, sie wollte nicht die Magd ihrer entehrten Nichte sein, aber der jedesmalige Amtsrath der Domaine hatte auch die Oberaufsicht über das Schloß, es blieb ihr keine Wahl.

Plötzlich jedoch war der Befehl angelangt, die Meierei, ein Schweizerhäuschen am Ende des Parks, in wohnlichen Stand setzen zu lassen und dort alle Einrichtungen zum Empfange des Prinzen zu treffen, da Mademoiselle Fromm es vorziehe, in diesem kleinen Landhause zu wohnen. Die Amtsräthin, sehr verwundert und voll von dem Vorurtheile gegen Henriette, hatte die erhaltene Weisung befolgt und darin den Hochmuth ihrer Nichte zu erkennen geglaubt, die lieber schlecht wohnen, als ihren Verwandten begegnen wolle.

Endlich, an einem schönen Abende nach einem der ersten Tage des Maimonates, war ein schlichter Reisewagen über den Schloßhof nach der Meierei gefahren. Henriette mit dem Kinde und der Wärterin hatten in demselben gesessen, Diener und Kammerjungfer hinten auf. Das war der ganze Hofstaat gewesen, den die Amtsräthin sich im Zorne oft so pomphaft vorgestellt. Zwei Stunden später hatte es an ihre Thüre geklopft und Henriette war hereingetreten.

Sie war allein durch den Park gegangen, den sie so oft in jugendlicher Harmlosigkeit durchstrichen hatte. Das erste Laub

der Bäume zitterte im Abendwinde, leicht vergoldet von den schrägen Strahlen der untergehenden Sonne. Aurikeln, Primeln, Hyazinthen drängten sich aus den braunen Beeten duftig hervor, ein leichter Nebel stieg aus dem Boden und legte sich sonnenbeleuchtet, wie ein zarter Flor über die Erde.

Henriette wollte einige Blumen pflücken, aber ihr fehlte der Muth dazu; sie fürchtete den Tadel des Onkels, der es nicht gern sah und sie früher bisweilen dafür gescholten hatte. Jeder Baum, jeder Strauch war ihr hier lieb und bekannt, als Erinnerung an die Tage der Kindheit, welche sie hier, mit der Mutter gastfreundlich aufgenommen, bei dem Onkel verlebt, als Zeugen ihrer beginnenden Liebe für den Prinzen; und doch fühlte sie sich fremd und beklommen. Der Garten kam ihr kleiner, das Schloß nicht mehr so prächtig vor; die Blumen, die Bäume schienen ihr zuzurufen: wir sind die alten geblieben, und Du, bist Du noch dieselbe?

Alle ihre Erlebnisse, ihre Leiden, ihr Glück zogen an ihrem inneren Auge vorüber, sie fühlte sich reich in dem Besitze ihres Geliebten, in ihrem Kinde, aber die Freude über diesen Reichthum war nicht rein. Ihrer Natur fehlte die Kraft, selbstständig, allem Tadel der Welt zum Trotze, ein Glück zu empfinden, das ihr als ein solches erschien.

Sie hatte nicht den Muth der großen Liebe, die sich Achtung erzwingt selbst da, wo sie gegen das Herkommen verstößt. Solch eine Liebe macht frei, macht das Weib zum Gesetzgeber für ihre Umgebung, macht ruhig gegen das Urtheil der Menge und glücklich durch sich selbst. Henriette jedoch bedurfte außer der Zustimmung ihres Gefühls und ihres Gewissens, auch der Zustimmung der Menschen; sie war abhängig von Lob und Tadel, sie blieb ein Kind, das vor jedem strengen Blicke in seiner Umgebung zitterte, selbst in den Armen des Geliebten. Daran krankte ihre Seele, darunter litt der Prinz.

Zagend und scheu betrat Henriette das Schloß, zagend und scheu blieb sie an der Schwelle ihrer Tante stehen und warf sich dann weinend an ihre Brust. Vor dieser Demuth, vor dieser Liebe schwanden der Zorn und alle übeln Eindrücke, welche die Amtsräthin in sich heraufbeschworen hatte. Statt der hochmüthigen prächtigen Maitresse des Prinzen, die sie sich vorgestellt, gegen deren Stolz sie sich gewaffnet, stand ein bereuendes, einfaches Kind vor ihr da, das ihr die Hände küßte und mit dem süßesten Wohlklang der Stimme Vergebung erflehte.

Sie trug wie früher ein schlichtes, weißes Kleid, ein schlichtes rosa Band um die feine Taille geschlungen; sie war nicht frisirt wie die vornehmen Gräfinnen der Nachbarschaft, mit deren lockigen Frisuren zu wetteifern ein Stolz der Amtsräthin war. Kein Schmuck, keine Pracht, keine Glückesjubel beleidigten ihr Gefühl. Henriette war sogar etwas bläßer geworden, ihre Augen hatten den kindlichen Frohsinn verloren, ein Anflug von Schwermuth drückte sich in ihnen und in den Zügen ihres Mundes aus, sie mußte also doch nicht ganz glücklich sein. Von dem Augenblicke ab liebte die Amtsräthin ihre Nichte wieder, denn die Selbstsucht ist befriedigt, wenn sie den Gegenstand ihres Neides beklagen kann.

Die Wärme, mit der die Tante Henriette umarmte, entzückte diese. Die Tante erzählte und fragte, fragte und erzählte, als Henriette sie unterbrechend bat, nur erst das Kind sehen zu kommen.

Ein neues Zorngefühl wollte in der Tante aufsteigen; aber als sie den Garten durchschritten hatten, als Henriette die Treppe der Meierei emporflog und der starken, langsam nachkeuchenden Amtsräthin den schönen Knaben entgegentrug, der freundlich lallend seine runden Aermchen nach ihr ausstreckte, da ward das Weib mächtig über die Frau Amtsräthin, und die alte Tante und die junge Mutter wetteiferten in ächt weiblichem Entzücken über das schöne Kind.

Als dann bei einbrechender Nacht die Equipagen des Prinzen anlangten, als er selber in das Zimmer trat, Henriette umarmte, das Kind herzte, der Tante freundlich die Hand reichte und sich mit allem Behagen eines Hausvaters, der in seine Heimath zurückkehrt, an der gedeckten Tafel niederließ, an welcher auch die Tante und der Onkel Platz nehmen mußten, da fühlte die Erstere sich glücklich in der Liebe zu ihrer Nichte, obschon sie ihr beneidenswerth vorkam.

Eine Reihe friedlicher Tage folgten diesem ersten Abende. Der Prinz schien mit der Uniform all seine Sorgen abgelegt zu haben. In grüner Pekesche, ungepudert, in der leichten Hauskleidung eines Landmannes, so sah man ihn von früh bis spät, bald zu Pferde, bald mit der Flinte über der Schulter oder an Henriettens Seite die Gegend durchstreifen. Die fürstlichen Säle des Schlosses blieben unbenutzt; der Prinz wohnte bei Henriette in der Meierei; keine Feste wurden veranstaltet, keine Besuche des hohen Adels aus der Nachbarschaft angenommen, der sich zu Audienzen meldete. Der Prinz führte das Leben des einfachsten Gutsbesitzers und fühlte sich glücklich darin.

Henriette hatte sich allmälig einen kleinen Haushalt geschaffen, für den sie hausmütterlich sorgte. Sie selbst ordnete den Tisch, sie selbst bereitete einzelne Lieblingsspeisen des Prinzen, zu großem Entsetzen von Monsieur François, der dies zu deutsch und zu bürgerlich fand.

Eines Tages hatte der Prinz mehrere Stunden am Flügel zugebracht, als er vor die Thüre des Hauses trat, wo in einer Fliederlaube, zu Henriettens Füßen, der Knabe auf einem weichen Teppich die kräftigen Glieder dehnte. Henriette sah so glücklich aus, daß der Prinz sich davon erquickt fühlte.

Hat Dir die Musik Freude gemacht? fragte er, Du siehst so schön aus in Deiner Heiterkeit.

Wohl! antwortete sie, aber das ist es nicht allein.

Und was war es denn noch, das dich erfreute?

Henriette zog ihn zu sich, lehnte den Kopf an seine Schulter und sagte mit süßer Verschämtheit: Ich habe heute so sehr das sichere Gefühl gehabt, wie Du mir gehörst, wie wir unauflöslich verbunden sind, daß ich —

Nun? fragte der Prinz, da Henriette mit glühendem Erröthen schwieg, daß Du?—

Daß ich, als ich von Dir sprach, mein Mann sagte; sie stieß die Worte so schnell heraus, als fürchte sie, der Muth dazu könne ihr wieder entschwinden.

Der Prinz blickte sie betroffen und halb verwundert an. Eine lange Reihe von Anschauungen eröffnete sich mit diesen einfachen Worten vor seinem Geiste. Das ganze Glück jenes rechtmäßigen bürgerlichen Besitzes, welches die Gatten so fest verbindet, daß sie nur noch in Bezug auf einander existiren, daß das Weib sich nur als die Frau ihres Gatten, dieser sich nur als den Mann seiner Frau denkt nnd empfindet, wurde ihm plötzlich klar. Er neidete dem ärmsten Bürger das Recht, vor aller Welt seine Erwählte meine Frau zu nennen und für sie, unter dem Schutze dieses Namens, die Achtung fordern zu dürfen, die ihre und seine Verhältnisse mit sich bringen. Es that ihm weh, dies Glück entbehren zu müssen, er fühlte, was Henriette damit entzogen sei. Der Prinz, Henriette, Willy, wie kalt, wie fremd, wie uneigen klang das Alles, gegen das heilige, süße: mein Mann! meine Frau! mein Kind!— Der Begriff der Familie in seiner Schönheit als menschliche Verbindung, als Institut der Gesellschaft ward lebendig in dem Prinzen.

Henriette! sagte er, und empfand, daß er sie selbst in diesem Augenblicke nicht seine Frau nannte, Henriette! heute, hier unter diesem blauen Himmel schwöre ich Dir, daß ich Dich nie verlassen werde, daß keine Macht der Erde mich je dazu bringen soll, mich von Dir und dem Kinde zu trennen, daß ich fester an Euch halten

will, als hätten zehn Priester ihren Segen über uns gesprochen. Du bist mein Weib, es ist mein Kind, Ihr seid meine Familie; ich gehöre Euch für ewig. Louis Ferdinand hat sich Dir angetraut mit seinem freien Willen; hat das nicht die bindende Kraft des Priesterwortes? Gilt ein Priesterwort mehr, als das Wort eines Ehrenmannes? eines Prinzen von Preußen?

Ein reines, stolzes Selbstgefühl strahlte von seiner Stirn, er war erhoben und frei in seinem Inneren.

Henriette blickte ihn beseligt, geblendet an; sie begriff, daß sie diese Natur nicht erfassen, sondern nur lieben könne. Sie vermochte nicht ihn zu umarmen, sie faltete die Hände und sagte: o! ich glaube Dir!

Und mehr als je war er ihr der Prinz in diesem Augenblicke, weniger als je hätte sie ihn ihren Mann zu nennen vermocht.

Ich glaube Dir, Louis! wiederholte sie, aber halte das Priesterwort darum nicht gering. Der Segen Gottes hat so viel Beruhigendes in Glück und Noth.

Der Prinz schwieg schmerzlich. Hier stand er an den Grenzen dieser Natur. Henriette war gebunden innerhalb der Schranken, welche ihr geistiges Auge zu übersehen vermochte; sie hinaus blicken zu lassen über dieselben hinweg, in ein weiteres, freieres Feld, war unmöglich. Sie vermochte es nicht.

Sein verwundetes Gefühl zu verbergen, schlug der Prinz einen Spaziergang vor, und Henriette hatte eben Hut und Schirm genommen, als die Amtsräthin erschien. Sie wollte wissen, wohin der Prinz zu gehen denke? Er würde die Wahl Henrietten überlassen, sagte er.

Wäre es Dir unlieb, mein Louis! fragte diese, wenn wir einmal nach der Schäferei gingen? ich habe den alten Klaus noch nicht wiedergesehen, seit ich zurückgekommen bin.

Wer ist der alte Klaus?

Den kennen Hoheit nicht? fiel die Amtsräthin ein, den kennt ja

jedes Kind auf zehn Meilen in der Runde. Er kurirt alle Krankheiten, die kein Arzt zu heilen vermag; er kennt das Wetter voraus, er bespricht Schäden und, — Hoheit mögen darüber lachen, denn ich weiß wohl, die Aufgeklärten in der Residenz lachen über so Etwas, und ich habe auch gelacht, bis ich es erlebt habe, aber er kann die Zukunft voraussagen. Er hat's ja auch Jettchen prophezeit.

Und was hat er Dir prophezeit, Du Liebe? fragte der Prinz lächend. Etwa einen schönen Prinzen aus dem Feenreich mit goldener Krone? Du siehst, ich habe keine.

Nein! sagte die Amtsräthin, er hat ihr prophezeit, sie würde ihren Myrtenkranz nicht aufsetzen; und das war doch noch, ehe Hoheit nach Schricke kamen und Jettchen sahen; es war, als wir schon Alles zur Aussteuer mit dem Kammerrath zusammengepackt hatten. Die steht nun noch, liebes Kind! und Du kannst sie mitnehmen, auch die Wiege von Deiner Mutter; aber die möchte freilich für die Kinder der Hoheit zu simpel sein. Ich gebe Dir die Aussteuer, die für Dich bestimmt war, auch jetzt noch von Herzen gern.

Es lag Etwas in diesen ganz natürlichen Worten, das den Prinzen sowohl, als Henriette verstimmte. Menschen, in deren Seelen eine wunde Stelle ist, sind selbst von wohlmeinenden Freunden den schmerzlichsten Verletzungen ausgesetzt. Weil sie die Wunde mit der Schamempfindung wahren Unglücks zu verbergen trachten, vergißt man sie, und berührt sie unvorsichtig.

Aber was willst Du eigentlich bei dem Alten? fragte der Prinz.

Ich möchte ihn gern wiedersehn, antwortete Henriette. Als ich noch ein Kind war, ist er schon immer gut und freundlich für mich gewesen, hat mir Weidenkörbchen und Strohkästchen geflochten, und die Mutter hat mich stundenlang bei ihm in der Hürde gelassen, wenn wir hier zum Besuche waren. Ich bin oft den ganzen Nachmittag bei ihm geblieben, und wenn ich mich müde gelau-

fen hatte auf dem Felde, hat er mich auf seinen Armen nach Hause getragen. Du glaubst nicht, wie verständig er ist und was er Alles weiß. Er hat wirklich Etwas von den Erzvätern des alten Testamentes, die ja auch Schäfer waren.

Die Neugier des Prinzen war erregt, er machte sich mit Henriette auf den Weg, welche darauf bestand, daß man ihr den Knaben nachtrage, damit der alte Klaus ihn sähe.

Die Gegend um Schricke ist nicht durch großartige Schönheit ausgezeichnet, sie ist ächt norddeutsch, das heißt flach. Zwischen reichen, fetten Wiesen, aus denen gelbe Butterblumen und rothe Feldnelken hervorwuchsen, schlängelt sich ein kleines Flüßchen. Erlenbüsche, Schilf und Kalmus fassen es ein. Große gelbe Nummeln und träumerische, weiße Wasserlilien ruhten im warmen Sonnenschein auf ihren fetten, glänzend grünen Blättern. Ein Fichtenwald begränzte den Horizont. Aber trotz dieser Einfachheit war die Natur schön durch ihre friedenvolle Stille, durch ihre sanfte Ruhe. Kein Lufthauch regte sich. Einzelne Fische sprangen im Flüßchen empor, sich zu sonnen; Wasser-Insekten schossen pfeilschnell dahin. Zwei Schwäne aus dem prinzlichen Garten zogen in stolzer Ruhe langsam durch die Fluth, während oben eine prächtige Weihe in großen, mächtigen Kreisen in der Luft schwebte. Mit schrillendem Pfiff huschten die Wasserhühner, aufgeschreckt durch die Tritte der Nahenden, in das Uferschilf, und pfeilschnell stieg die Lerche empor, die Luft erfüllend mit ihrem Jubelschall. Jede Blume, jeder Grashalm schien durstig das goldene Sonnenlicht zu trinken. Alles lebte voll Daseinsfreude. Warm und weich wie mit Liebesarmen, umgab die Luft die Erde, und dankbar strömte diese ihr die süßesten Düfte entgegen in träumerischer Ruhe.

Und wie die Natur, so jung, so harmonisch waren die Menschen, die in ihr wandelten. Henriette in ihrem weißen Kleide, mit dem langen flatternden Haar und den rosa Bändern ihres Schäferhutes, war ein Bild blühender Jugend. Ihre Arme,

ihre Brust, die sie nach der Sitte jener Zeit nur wenig verhüllt trug, erglänzten in rosiger Frische. Der Prinz folgte mit Lust jeder ihrer Bewegungen, wenn sie sich losmachte von seinem Arme, hier eine Blume, dort ein Gräschen zu pflücken, das sie bald an ihre Brust, bald in ein Knopfloch des Prinzen steckte, oder es dem Knaben hinhielt, der es fest in seine kleinen Händchen preßte. Scherzend, lachend, mit dem Kinde tändelnd, so erreichten sie die Wohnung des Schäfers Klaus.

Ein großer Wolfshund, der an einer langen Kette vor seinem Häuschen lag, schlug an. Als Henriette näher kam, erkannte er sie und sprang an ihr in die Höhe.

Ach! der Wasser hat mich noch nicht vergessen, rief sie, den breiten zottigen Nacken des Hundes mit ihren Händen liebkosend. Sie wollten in das Haus eintreten, aber der Hund widersetzte sich, sobald der Prinz und die Wärterin Anstalt machten, Henriette zu folgen. Behutsam trat also Henriette allein an das Fensterchen und klopfte an die Scheiben.

Gleich darauf ward es geöffnet, Klaus steckte den Kopf hervor, und mit den Worten: Herr Jesus! die Mamsell Jettchen! wendete er sich schnell fort, den Ankommenden entgegen zu gehen.

Als er die obere und dann die untere Hälfte der Thüre aufklinkte und auf die Schwelle trat, mußte er den Kopf bücken, obgleich das Alter seine hohe Gestalt bereits gebeugt hatte. Der Prinz betrachtete ihn scharf. Nach den Berichten der beiden Frauen hatte er sich auf einen jener wunderthuenden Hirten gefaßt gemacht, welche schlau von ihrer erheuchelten Einfachheit Vortheil zu ziehen wissen. Aber keine Spur irgend einer Unwahrheit oder Berechnung lag in dem Wesen des Schäfers. Es war der norddeutsche Landmann in schlichter, kraftvoller Natürlichkeit.

Seine hohe Gestalt, die breiten Schultern, die gesunden Zähne verriethen eine noch fortdauernde Kraft, welche den siebenzig Lebensjahren getrotzt hatte. Sein langes graues Haar hielt ein

breitzahniger, weißer Hornkamm hinter den Ohren zurück. Hohe Lederstiefel, eine Hose von ungebleichtem Drillich und eine lange Hausjacke von dunklem Flanell, an der Bänder die Stelle der Knöpfe vertraten, machten seinen Anzug. Die Pelzmütze, welche er aufgehabt hatte, und die kleine aus Maserholz geschnitzte, fast schwarz gewordene Pfeife hielt er in der linken Hand, während er die Rechte Henriette entgegenreichte.

Na! endlich! rief er. Ich habe schon all die Tage gedacht, ob ich denn nicht einmal hinauf sollte während Mittag, aber ich hab' gemeint, wenn sie noch die Alte ist, da kommt sie schon.

Ja gewiß! entgegnete Henriette, und nun sind wir ja auch da. Das ist das Kind, Klaus, sagte sie, nahm es in den Arm und hielt es ihm entgegen, freudestrahlend und doch erröthend. Und das ist der Prinz! fügte sie hinzu, während ein noch tieferes Roth ihre Wangen überströmte.

Ich werde ja wohl unsern Prinzen noch kennen, Mamsell Jettchen! rief Klaus, aber das Kind, das ist gerade wie Sie! na! denn nur in's Haus, da ist's nicht so heiß und Sie sind ja oft drin gewesen, da wird's nun auch noch nicht zu schlecht sein, weil Sie ja doch gekommen sind.

Der Alte nahm den Knaben auf den Arm und ging voran, das Kind ließ es sich gefallen, der Prinz und Henriette folgten, die Wärterin blieb in dem kleinen Vorflur stehen, da Klaus die Thüre hinter den Andern zuzog.

Ein Tisch von weißem Holze mit Kreuzfüßen stand am Fenster, ein hölzerner Stuhl mit kleinem Sitz und hoher Lehne daneben. Brod, Käse und ein dickes Taschenmesser lagen auf der reinlichen Platte. Ein großes Bett mit weiß und blau gewürfelten Vorhängen und thurmhohen Kissen nahm fast die eine Wand des kleinen Stübchens ein, der Heerd, dessen Mantel weit in das Gemach hineinragte, das obere Ende. An dem Mantel des Heerdes hingen ein Paar Töpfe. Einige irdene Schüsseln, ein weiß und blauer

Krug mit zinnernem Deckel waren als die Prachtstücke des Hausrathes auf einem Wandbrettchen aufgestellt. Darunter befand sich ein grüner Koffer, dessen geöffneter Deckel eingeklebte bunte Bilder und vergelbte Holzschnitte zeigte. Ein Paar Stühle standen zwischen der Thüre und dem Fenster. Von diesen räumte Klaus den langen Rock und die andern Winterstücke fort, die er eben zu lüften aus dem Koffer genommen hatte, und setzte sie dem Prinzen und Henrietten hin, ohne sie weiter zu säubern oder sonst irgend ein Zeichen jener Verlegenheit merken zu lassen, die gewöhnlich bei uns der Aermere dem Reichen gegenüber an den Tag legt.

Dann zeigte er dem Kinde mit der rechten Hand zur Decke des Stübchens empor, von deren schwarzen Balken drei weidengeflochtene Vogelbauer herniederhingen. Das größte bewohnte ein Dompfaffe, der Stolz und die Freude des Alten, welcher den Vogel selbst in der einsamen Hürde für sich abgerichtet hatte. Als die Andern saßen, pfiff Klaus, mit dem Kinde tändelnd, den Dessauer Marsch, in den der Vogel sogleich mit einstimmte. Das Kind hob das Köpfchen in die Höhe und griff mit den Händen nach dem Vogelbauer hinauf.

Aha! Schatz! rief der Alte, Du schlägst nach der Mama! die hat auch ihre Freud' gehabt an dem Jakob da oben, wenn er seine lustigen Stückchen blies. Wart'! Du sollst's gleich ganz so gut haben als sie.

Damit ging er an den Koffer, holte aus der kleinen Beilade desselben ein Paar große Aepfel hervor, die er auf den Tisch legte und, nachdem er das Käsemesser an seiner Jacke abgewischt hatte, in Stücke zerschnitt. Das erste reichte er dem Kinde hin, welches es begierig in das Mäulchen steckte, dann bot er den Eltern das Uebrige an. Es sind vorjährige, sagte er, große Stettiner, sie sind noch frisch, als kämen sie vom Baume, und Durst mögen Sie wohl haben, denn es ist heiß. Ich dachte nicht, daß ich sie für Mamsell Jettchen verwahrte.

Der Prinz und Henriette nahmen davon, das freute den Alten. Währenddes pfiff der Dompfaffe unabläſſig ſeinen Deſſauer Marſch, die andern Vögel zwitſcherten dazwiſchen und das Kind lallte mit ihnen in die Wette ſeine unverſtändlichen Laute zu großem Ergötzen der jungen Eltern und des Schäfers, der ſtolz die Vorzüge ſeines gelehrigen Vogels pries.

Er war wohl auch Soldat, Alter! fragte der Prinz, daß Er den Deſſauer ſo liebt? Da muß Er noch unter dem alten Fritz gedient haben und den alten Deſſauer gut kennen, mit dem ſie marſchirt ſind, wenn's losgegangen iſt. Das war eine ſchöne Zeit!

Ich war niemalen Soldat, gnädiger Herr! ſagte der Alte, und mit Verlaub, ich halt' auch Nichts davon. Der Krieg, der iſt blos für die großen Herren; die haben davon die Ehre und unſer Einer die Noth. Sie haben ja auch Hof und Haus, gnädiger Herr! und haben nun auch Weib und Kind, da wollten wir doch 'nmal ſehen, wie's Ihnen gefiele, wenn Sie müßten die Frau verlaſſen und den armen kleinen Wurm, und kämen zurück und fänden die Saaten zerſtampft und die Wälder umgehauen und Hof und Haus verwüſtet und das liebe Vieh weggetrieben oder geſchlachtet, und Weib und Kind im Elend. Das iſt eine verflucht ſchlechte Zeit, und ſolche Zeiten haben wir immerfort gehabt unter dem alten Fritz, ſo lang er jung geweſen iſt. Nachher, wie er zu Verſtand kam, da iſt's anders geworden, und unſer König iſt klug, daß er Frieden hält, denn's kommt Nichts raus beim Kriege für unſer Einen.

Aber, Klaus! entgegnete der Prinz, wenn nun die Franzoſen kommen und zerſtampfen meine Saaten und treiben mein Vieh fort, da muß ich mich doch zur Wehre ſetzen, daß ich Herr bleibe in meinem Hauſe.

J! das iſt keine Rede, gnäd'ger Herr! das verſteht ſich von ſelbſt und das thät' ich noch heute, und wenn mir Einer blos wollte meinen Dompfaff da nehmen. Aber wenn ſie ſo ausziehen,

wie unter dem letzten König, dem Nachbar helfen, der sie nicht gebeten hat, komm und hilf mir, weil er sich schon alleine helfen wird, und unser Eins verliert über dem Spaß seinen letzten Sohn, der sich muß todtschießen lassen in Frankreich für Nichts und wieder Nichts, und die Alte nimmt sich's zu Herzen und geht auch unter die Erde, und nun bleibt man seelensallein, das ist kein Spaß, aber danach fragt der König nichts. Er wischte sich mit dem Aermel die Thränen aus den Augen und sagte: Und leicht ist's auch nicht, König zu sein!

Das hast Du mir immer gesagt, fiel ihm Henriette in's Wort, wenn wir uns Geschichten erzählt haben, und ich so gern die Königin sein wollte.

Man braucht's nur zu probiren an den Schafen, meinte Klaus. Da läuft Eins rechts, das Andere links, Jedes will was für sich, Jedes was Apartes haben und Alle rennen durcheinander. Heut ist's naß, das vertragen sie nicht; und morgen ist's kalt, das geht auch nicht; und denn kommt einmal der Wolf und einandermal ein Dieb, man wird nicht fertig, man muß ewig Acht geben, und wenn Gott nicht das Beste thut, so geht die ganze Heerde zum Kukuk. Es bringt's selten Einer zu Stande, daß er es den Schafen recht macht. Kann er das aber und thut er's, so wird's auch dem Herrn recht sein, und ich denke, dem König geht's eben so. Schwer ist's; macht er's aber den Menschen recht, denen Gott ihn zum Hirten gesetzt hat, so wird Gott auch mit ihm zufrieden sein und ihn im Paradies zur Ruh setzen, wie mich unser Herr Amtsrath hier im Hause.

So ist Er nicht mehr bei den Schafen? fragte der Prinz.

Nein! ich bleibe nicht mehr zu Nacht draußen; sie sagen, ich sei zu alt und ich kann die Nachtruh auch wohl vertragen. Aber am Tage da gehe ich herum auf den Weiden und sehe nach dem Rechten, und soll Einer Feiertag haben, oder sonst, so löse ich ihn ab.

Der Knabe, den abwechselnd die Eltern und Klaus gehalten hatten, wurde unruhig, Henriette stand auf, um mit ihm fortzugehen. Dabei streifte der Prinz sie mit dem Hute an der Wange und küßte sie, in der Besorgniß, sie verletzt zu haben.

Der Alte schmunzelte: Gelt! sagte er, der ist anders als der dicke, alte Kammerrath! Ich konnt's nicht sehen, wie sie das Kind dem Alten geben wollten, der zweimal ihr Vater sein konnte. Das will Gott nicht, und es thut auch nicht gut. Aber wenn zwei zusammen kommen, wie ich und meine seelige Alte, als wir jung waren, oder wie die Mamsell Jettchen und der gnädige Herr, zwei, die sich gut sind, so recht von Herzensgrund, das gefällt Gott wohl und darauf ruht denn auch der Segen Jahr für Jahr; solch einen Jungen wie den hätt's nicht gegeben mit dem alten Amtsrath.

Sie verließen das Haus, nachdem Henriette den Alten, der sie begleitete, gebeten hatte, zu ihr zu kommen.

Ja! Das werd' ich, sagte er, ich bringe auch die Wiege mit, die ich geflochten, ehe das Kleine kam. Sie kann für's Nächste bleiben.

Wie wußte Er denn, wo Henriette war und wie es ihr ging? fragte der Prinz.

Die Frau Amtsräthin hat es mir gesagt und mich ausgezankt wegen der Prophezeiung, Sie wissen's ja! Sie sagte, die wäre Schuld, daß es Nichts geworden mit dem Andern.

Alter! rief der Prinz, während sie noch in der Thüre standen, wir müssen fort, der Kleine soll nach Hause; komme Er noch ein Ende mit uns und sage Er, was es mit seinen Prophezeiungen auf sich hat?

Der Alte war dazu bereit. Er ging zurück in's Haus, machte das Fensterchen zu, klinkte die Stubenthüre ein und schloß vorsichtig beide Hälften der Hausthüre. Dann steckte er seine Pfeife ein, und wanderte neben dem Prinzen her, den Wiesenweg entlang, den sie gekommen waren.

Das weiß ich selber nicht, was es mit meinem Prophezeien ist, antwortete der Alte auf die wiederholte Frage des Prinzen. Wenn ich denn aber so in der Hürde sitze, seelenallein unter Gottes weitem Himmel, da habe ich denn wohl bisweilen an Den und Jenen gedacht und an sein Lebensschicksal und wie es wohl noch mit ihm werden möchte, und dann ist mir eingefallen, wie es wohl kommen könnte; und hin und her hab' ich es Einem gesagt, und es ist so geworden. Das ist das Ganze.

Die kräftige Physiognomie des Alten schien bei diesen Worten verändert, vergeistet zu sein. Alles Rohe verschwand daraus, die groben Gesichtsformen traten zurück und nur der geistige Ausdruck der hellblauen Augen, die unter den starken, weißen Brauen hervorsahen, beherrschte seine Züge.

Klaus! rief Henriette, sage mir nur das Eine, woher hast Du es gewußt, daß ich meinen Hochzeitskranz nicht aufsetzen würde?

Es fiel mir einmal ein, und ich konnte es nicht mehr vergessen. Weshalb? das wußte ich nicht.

Sie wird es nie verschmerzen, sprach der Prinz halb in Gedanken zu sich selbst und doch laut genug, um von Klaus verstanden zu werden.

Und hat den Jungen? Den Gottes Segen? rief der Greis im Tone des Vorwurfs und Zweifels. Die ganzen Verhältnisse schienen ihm plötzlich klar zu werden. Er nahm den Knaben der Wärterin vom Arme, gab ihn Henriette und sagte: Das ist Gottes Segen, den der Herr nicht nehmen kann, auch wenn er das Kind zu sich nimmt; der Ehesegen, der sich nicht vergessen läßt, wo er einmal gegeben ist an Mann und Weib.

Alle Drei schwiegen. Der Prinz sowohl als Henriette fühlten sich wunderbar ergriffen von der ruhigen und doch so würdevollen Einfachheit des Schäfers. Sie drückte das Kind an sich und der Prinz schloß Beide in seine Arme, mit der Gefühlsinnig-

keit, mit der ein Mann sich dem Weibe verlobt am Altar. Klaus faltete unwillkürlich die Hände, die Wärterin stand betroffen, verständnißlos dabei.

Als dann der Prinz Henriette aus seinen Armen ließ, hob er sein Haupt zum Himmel empor und sagte: Ist das nicht Gottes Dom? ist nicht der Alte, der Dich liebt, ein heiligerer Priester des Herrn als der bezahlte Fremde, dessen Segen Dir so unentbehrlich scheint, Geliebte?

Henriettens Augen füllten sich mit Thränen. Es waren Thränen der Rührung, der Freude und des Dankes. Sie küßte den Prinzen, sie reichte Klaus die Hand, und neben ihnen schwangen sich zwei Lerchen mit kräftigem Flügelschlag aus den jungen Saaten empor, der Natur ihr jubelndes Abendlied zu singen.

L of C

Dreizehntes Kapitel.

In der gänzlichen Zurückgezogenheit, in welcher der Prinz zum erstenmal mit Henriette und dem Kinde hier auf dem Lande lebte, gewannen seine Besitzungen einen neuen Werth für ihn. Er hatte bisher keine Liebe gehabt für seine Ländereien; sie waren ihm Nichts gewesen, als ungemünztes Gold, Mittel zum Zwecke. Seit aber das Gefühl der Elternliebe in ihm rege geworden war, ging auch ein neues Verständniß des Besitzes, des vererbbaren Gutes in ihm auf. Weib und Kind knüpften ihn an die Scholle, und jene Entwicklung, welche die Menschheit im Allgemeinen durchlaufen hatte, um zu staatlicher Civilisation zu gelangen, wiederholte sich hier in der Seele des Einzelnen.

Einfluß, Macht und Wirksamkeit waren ihm bisher nur in ihrer weitesten Ausdehnung, in der Gewalt der Krone denkbar gewesen: nun lernte er sie in der Begrenzung kennen und schätzen. Seine Unterredungen mit dem Prinzen Adolf wirkten in diesen Verhältnissen erfolgreich nach, seine Theilnahme für tüchtige Volksbildung, für die Verfassung Englands befestigte sich. Er fühlte, daß in einem Staate, in dem der Bürger Theil hat an der Regierung, jeder Landbesitzer ein Herrscher sei, der seinen freien Besitz nach den allgemeinen Grundsätzen als Souverain regiert.

Sehnsüchtig nach Herrschaft, mußte er eine freie Staatsverfassung wünschen, weil er nicht Monarch, sondern Unterthan war.

Seine Schulden, die er oft als gleichgültig, oft als ein unvermeidliches Uebel betrachtet hatte, erschienen ihm nun als unwürdig, als eine Kette, die ihn von jener wahren, persönlichen Freiheit, innerhalb der Beschränkung, zurückhalte. Zum erstenmale erkundigte er sich ernstlich nach dem Umfange seiner Verpflichtungen, um die Möglichkeit zu bedenken, wie er ihnen genügen könne. Er war überrascht durch die Hilfsmittel, welche seine Besitzungen ihm zu bieten vermochten, wenn er nur einige Jahre hindurch größere Kapitalien auf ihre Verbesserung verwenden konnte, als er bisher gethan hatte. Nicht nur die Tilgung seiner Schulden wurde ihm dann leicht, es ließ sich vielmehr übersehen, daß mit der Zeit hier für die Seinen ein freies, schönes Erbe zu begründen sei.

Wollte er dieses erreichen, so mußte er jenen Aufwand beschränken, zu dem seine Verhältnisse in Berlin ihn zwangen, er mußte für eine Reihe von Jahren auf dem Lande als erwerbender, schaffender Landmann leben. Weil ihm dies schwer und eine Entbehrung schien, reizte ihn der Gedanke und er beschloß ihn auszuführen. Alle Anstalten dazu wurden getroffen. Der Prinz ließ die Meierei, welche nur ein Sommerhaus war und in der kältern Jahreszeit mancher Bequemlichkeit ermangelte, so einrichten, daß man sie auch während des Winters bewohnen konnte; im Jagdschlosse wurden für unerläßliche Gallatage die Empfangszimmer hergerichtet, die Bibliothek, die Klaviere des Prinzen von Berlin nach Schricke geholt und Alles auf einen längern häuslichen Aufenthalt berechnet.

Diese Vorbereitungen unterhielten den Prinzen angenehm. Es war das erstemal, daß er mit ruhiger Ueberlegung einen festen Plan verfolgte, der nicht auf überspannte Thatkraft, sondern auf tüchtige Ausdauer begründet war. Nicht die feurige Aufwallung

des Jünglings, der beharrliche Charakter des Mannes sollte hier helfen, und der Prinz gewann Vertrauen zu sich selbst, da er sich Achtungswerthes zumuthete.

Die neuesten landwirthschaftlichen Bücher wurden herbeigeschafft und bildeten fast des Prinzen ausschließliche Lektüre. Verbesserungen aller Art sollten eingeführt, die Kultur des Bodens gehoben, das geistige und leibliche Wohl der Insassen gefördert werden. Die ganze Feuerkraft seiner Seele warf sich in diese neue Bahn. Von früh bis spät konnte man den Prinzen sehen, dem Amtsrath folgend in dessen Berufsgeschäften, um sich praktisch zu unterrichten. Lebhaft wie er in der Schlacht das Handgemenge suchte, um mit dem Degen in der Faust in den Reihen der Soldaten zu kämpfen, hätte er am liebsten auch jetzt überall selbst Hand angelegt in Garten und Feld, und manches Nützliche wurde in der ersten Zeit dieser neuen Thätigkeit geschaffen.

Jene Verbesserungen, bei denen der Erfolg sich augenblicklich offenbarte, Neubauten, welche schnell aus der Erde hervorstiegen, Anpflanzungen, Terrainverbesserungen durch Ableitung von Wassern gewannen die Theilnahme des Prinzen und erfreuten ihn; andere, die langsam vorschritten und erst nach Jahren einen Erfolg versprachen, ließen ihn kälter, ermüdeten und verstimmten ihn. Gewöhnt von Jugend an, seinen Willen durchzusetzen, seine Wünsche schnell ausgeführt zu sehen, war eine Ungeduld ihm zur zweiten Natur geworden, die in gewissen Fällen als Triebfeder zur That glückliche Erfolge hervorrufen konnte, die hier aber störend einwirkte, wo nur gleichmäßiges, besonnenes Vorschreiten zu helfen vermochte.

Der Amtsrath, ein verständiger Landwirth, der gern seine ruhige Straße ging, hatte dabei übele Tage. Führte er die übereilten Anordnungen des Prinzen aus, und diese mißlangen, so glaubte der Prinz an Vernachlässigung und Versäumniß; widersetzte er sich der Ausführung, um diesen Vorwürfen zu entgehen,

so ward ihm von dem Prinzen bald Unkenntniß der neuen landwirthschaftlichen Theorien, bald Trägheit als Beweggrund untergelegt, und da seine Gegenvorstellungen erfolglos blieben, wählte der Amtsrath endlich das Auskunftsmittel, Henriette als Vermittlerin zu benutzen.

Diese, eine ächt weibliche, in bürgerlicher Beschränkung erzogene Natur, hatte den Begriff des Erwerbens durch sorgliche Sparsamkeit in hohem Grade, während ihr jene Art umfassender Thätigkeit fremd war, welche großen Zwecken große Mittel opfert. Sie begriff den Fleiß, nicht aber die Thätigkeit. So lag für sie in den weiten Planen, in den kostspieligen Unternehmungen des Prinzen etwas Beängstigendes, und es bedurfte nur einer leisen Anmahnung von Seiten ihres Onkels und ihrer Tante, damit sie dem Geliebten in treuer Besorgniß für sein Wohl alle diese Verbesserungen in großem Maßstabe als schädlich widerrieth.

Ueberall auf Widerstand zu stoßen, verstimmte den Prinzen. Er glaubte mit dieser ländlichen Zurückgezogenheit Henrietten seine tiefe Liebe zu beweisen, ihre und ihres Kindes Zukunft durch seine Plane zu sichern; er hatte darauf gerechnet, daß sie dies Alles einsehen und ihm hülfreich dabei zur Hand gehen würde. Da er ihr und dem Familienleben eine glänzende Existenz zu opfern im Begriffe war, sollte sie ihn dafür entschädigen, ihm in dem Familienleben, welches ihm als Ideal vorschwebte, den Ersatz dafür bieten; aber dies lag außer dem Bereich ihrer Fähigkeiten. Der Prinz war in den Fehler aller Männer verfallen, welche eine kindliche, schwache Frauennatur zur Gattin erwählen, um ein Wesen zu haben, das in liebender Demuth zu ihrem Beschützer empor sieht. In diesem Gefühl des Mannes liegt eine Eitelkeit und eine Schwäche des Charakters, die sich nur zu oft furchtbar rächen in jenen Stunden des Lebens, in denen der Sturm der Verhältnisse auch die Kraft des Stärksten erschüttert, so daß er sich sehnsuchtsvoll nach der Hand einer treuen Gefährtin um-

schaut, deren kraftvolle Liebe ihm Stütze sein, die Last erleichtern und tragen helfen könnte. Dann leidet der Mann unter dem Gewicht jenes Irrthums, und die schwache Frau, welche er freiwillig an sich gekettet hat, büßt ihn wie ein eigenes Vergehen.

Dies war auch hier der Fall. Das weiblich zaghafte Wesen Henriettens machte den Prinzen mißmüthig und er vergaß, daß er an Henrietten einst kindlichen Liebreiz und rührende Einfalt genannt, was ihm jetzt eine beklagenswerthe Schwäche und traurige Beschränktheit erschien.

Aber der Vorsatz, sich hier einen segensreichen Wirkungskreis zu gründen, war doch so mächtig in dem Prinzen gewesen, daß diese ersten Behinderungen ihn nicht davon zurückzuschrecken vermochten. Im Gegentheil, es fing an ihn zu reizen, daß er keinen Beistand fand und ganz auf sich allein angewiesen war. Er steigerte seine Thätigkeit, er nahm bedeutende Kapitalien als Darlehn auf, um schnell von allen Seiten sein Werk angreifen zu können, obschon der Amtsrath vielfach vorstellte, wie gewagt es sei, Kapitalien in den Landbesitz zu verwenden, zu einer Zeit, in der an jedem Tage der Ausbruch des Krieges zu erwarten stand. Hatte der Prinz früher nichts sehnlicher verlangt, nichts mit größerer Sicherheit erhofft als den Krieg, so glaubte er jetzt mit derselben Zuversicht an die Fortdauer des Friedens, weil er sie wünschte; und auch die Handlungsweise des Königs wurde aus diesem Gesichtspunkte nun anders von ihm beurtheilt. Offen und freimüthig wie immer, sprach er sich darüber in den Briefen an seine Mutter aus. Sie wurden von ihr dem Könige mitgetheilt und erwarben dem Prinzen die wiederkehrende Gnade desselben und das Versprechen thätiger Hilfsleistung, falls es ihm mit der Verbesserung seiner Güter und der Ordnung seiner Verhältnisse Ernst bleiben sollte.

Einige Monate vergingen auf diese Weise in erwünschter Ruhe; die neuen Einrichtungen waren getroffen, nun mußte man

dem Begonnenen Zeit zum Gedeihen gönnen. Der Herbst kam heran, die Getreideernte war vorüber, die Stunden der Muße wurden zahlreicher für den Prinzen, die Abende länger. Der Prinz griff wieder zu seiner Lieblingsbeschäftigung, zur Musik, die er in dem Drange der Arbeit fast vernachlässigt hatte; aber sie befriedigte ihn in diesem Augenblicke nicht. Die Kunst fordert ein beruhigtes Gemüth oder leidenschaftliche Erregungen, sie gedeiht nicht in der Umgebung praktischer Thätigkeit. Sonst, nach den wildesten Trinkgelagen, nach den leidenschaftlichsten Stunden an der Seite einer geliebten Frau, hatte Louis Ferdinand die vollste Herrschaft über das Reich der Töne ausgeübt. Der Sturm seines Innern hatte sich gewaltsam der Saiten bemächtigt und sie sich unterthan gemacht, er hatte die Muse wie ein widerstrebendes Weib zu liebendem Nachgeben gezwungen durch die Gewalt seiner Seele, seine Kraft war durch seine Erregung gesteigert worden. Jetzt, nach der praktischen Thätigkeit, fühlte er nicht Erregung, sondern Abspannung und Ermüdung. Zahlen, Längenmaße, Berechnungen schwebten in seinem Gedächtnisse, Thatsachen verdrängten die mystischen Träumereien des Geistes. Er wäre im Stande gewesen Musik zu genießen, sie zu schaffen vermochte er nicht, und der Schmerz des Künstlers, der zum erstenmal zweifelhaft wird an seiner schöpferischen Kraft, beugte ihn nieder. Die Muthlosigkeit, welche das Mißlingen des Gewollten in dem Menschen hervorruft, kam über ihn.

Von diesem Augenblicke an erschien dem Prinzen sein ganzes Landleben in einem anderen Lichte und das war natürlich, denn diese Monate voll feuriger Thätigkeit in Schricke waren keine aus innerem Bedürfniß hervorgegangene Nothwendigkeit, sondern ein zufälliges Resultat äußerer, zusammenwirkender Ereignisse gewesen. Um nach einem glänzenden, genußvollen Leben in der großen Welt, Glück und Befriedigung zu finden in kleinen beschränkten Verhältnissen, muß man die Schule des Lebens erfolgreich

durchgemacht, die Verschrobenheit unserer Zustände begriffen, die falsche Eitelkeit, den falschen Ehrgeiz überwunden haben, und auf einer Höhe philosophischer Weltanschauung stehen, von welcher der Prinz noch sehr fern war.

Von Ehrgeiz verzehrt, aus tausend Wunden blutend, hatte er Berlin verlassen. Stille und Einsamkeit des Landlebens hatten seine Schmerzen beruhigt; aber die reine Luft in Feld und Wald vermag nur den Genesenen zu neuer Kraft zu erheben, nicht die Krankheit im wildesten Paroxismus zu heilen.

Eine allmählig wachsende Unruhe in dem Wesen des Prinzen hätte dem seelenkundigen Beobachter mit Sicherheit die Rückkehr des Uebels verkündigt. Mehr und mehr fing er an, die Verwaltung, deren er sich bemächtigt hatte, wieder den Händen des Amtsrathes zu überantworten; er fing an, die Natur wieder als Künstler, als Liebhaber zu betrachten, die poetische Seite der praktischen vorzuziehen. Einsame Spazierritte, bei denen seine Seele sich in Erinnerungen der Vergangenheit, in Träume einer Zukunft verlor, die weit ab lag von seinen landwirthlichen Planen, verdrängten die persönliche Beaufsichtigung der Arbeiten, die er eine Zeit hindurch ganz unerläßlich geglaubt hatte. Dabei kam er vielfach mit den Landleuten in Berührung, und vor allen Andern war es der alte Schäfer, dem er gern zu begegnen, den er selbst aufzusuchen pflegte.

Eines Tages war der Prinz in aller Frühe ausgeritten. Nach langer, brennender Dürre hatte in der Nacht ein reichlicher Regen die Erde getränkt, die Luft abgekühlt. Der Himmel glänzte in reiner Bläue, als hätte nie ein Wölkchen seine Klarheit getrübt, die Sonne durchfunkelte den ganzen Aether. Ein leichter, frischer Windhauch bewegte sich in der Luft und schüttelte von Sträuchern und Bäumen die funkelnden Regentropfen hernieder, welche der warme Kuß der Sonne noch nicht fortgetrunken hatte. So trocknet ein Weib die letzten Thränen der Sehnsucht vom

Auge, wenn die Rückkehr des Geliebten ihre Seele entzückt, um selbst die Spur der Trauer zu verscheuchen in der Fülle des gegenwärtigen Glückes.

In scharfer Deutlichkeit zeichneten sich die fernsten Gegenstände an dem reinen Horizonte ab, Alles schwamm in Licht, selbst die Schatten hatten Farbe und Klarheit. Der Prinz fühlte sich freier und leichter als in den Tagen vorher. Tief aufathmend ließ er dem muthigen Pferde den Zügel schießen, und beseelt von der Stimmung seines Reiters, wie von der Frische der Natur, griff das schöne Thier weit aus und flog durch Wiesen und Felder mit ihm dahin, daß der Prinz voll reiner Jugendlust die Gerte jubelnd in die Luft schwang, gleichsam gezwungen, sich durch ein sinnliches Zeichen seines inneren Wohlbefindens bewußt zu werden.

Fast eine Stunde mochte dies lustige Reiten gedauert haben, bei dem Roß und Reiter gleichmäßig das Glück des Daseins, das Glück der Kraftübung genossen. Ein weißer Schaum quoll bereits leicht an der vollen Mähne des Thieres hervor; des Prinzen Wange färbte ein dunkles Roth, und Schutz suchend vor dem wärmer werdenden Strahle der Sonne, die hoch am Himmel hinaufstieg, lenkte er den Braunen einem Tannenwalde zu, der einen kleinen erhöhten Erdstrich krönte.

Ein starker, kräftiger Harzgeruch drang ihm aus dem Nadelholze entgegen. Hoch und schlank hoben sich die braunen Stämme unter den dunkelgrünen Aesten empor. Die hellen Schößlinge der Zweige glitzerten wie vergoldet in ihrer frischen Pracht. Die Käfer summten, sich langsam wiegend, durch die Luft. Kleine Quellen rauschten leise murmelnd zwischen grün bemoosten Steinen am Fuße der uralten Bäume hervor und flossen regengeschwellt zum Thal, als müßten sie der Ebene mittheilen von der neu erworbenen Wasserfülle. Der Schrei des Hehers und das Picken des Spechtes schallten gellend durch die stille Einsamkeit. Hie und da trippelte eine Bachstelze mit zierlicher Eile davon,

wenn der Tritt des Pferdes sie emporschreckte aus ihrer sichern Ruhe, während alte Dohlen verständig auf den Reiter herabschauten, als wüßten sie, daß für sie nichts zu fürchten sei von einem Menschen, der mit solch heiterem Blick, mit solch liebendem Genießen in die Natur hinausschaute.

Der Regen hatte die abgefallenen Nadeln, welche den Boden bedeckten, so glatt gemacht, daß das Pferd vorsichtig und langsam einherschritt, dem Prinzen zur Lust, der dieses süße, träumerische Weben der Natur ruhig zu genießen begehrte. So gelangte er bis fast an den Ausgang des Waldes, wo eine neu gepflanzte Schonung sich an das Haideland schloß, auf dem die Schafhürde in diesem Augenblicke aufgeschlagen war.

Der Prinz blickte hinüber und erkannte den alten Klaus. Er saß auf einem Stein vor dem Karrenhäuschen, hatte die Pfeife im Munde und richtete Weidenstäbe zum Korbflechten zu. Als er des Prinzen ansichtig wurde, legte er die Arbeit fort, ihm entgegenzugehen.

Es war Sonntag, die kleine Glocke einer Filialkirche, in welcher der Pastor von Schricke alle vierzehn Tage eine Frühpredigt halten mußte, tönte durch das Feld.

Wie kommt Er denn in die Hürde, fragte der Prinz den alten Schäfer, und noch obenein am Feiertage?

Eben darum, gnädiger Herr! der Kaspar ist zum Abendmahl, weil nun nach der Ernte nächste Woche die Kinderlehre wieder beginnt und sein ältester Junge soll diesmal mit zum Prediger gehen, da habe ich ihn abgelöst.

Und Er, geht Er nicht zum Nachtmahl?

Der Alte schüttelte ablehnend das graue Haupt und blickte den Prinzen vorsichtig forschend an.

Höre Er, Klaus, sagte dieser, Er sieht mir aus, als hielte Er nichts davon; der Pastor meint auch, Er wäre ein schlechter Kirchgänger und wenn die Bauern von seinen Wunderkuren spre-

chen an Menschen und an Vieh, so zucken sie die Achseln, als dächten sie, es sei doch wohl nicht ganz richtig mit ihm. Sage Er einmal ehrlich, wie hält Er es denn mit seinem Glauben?

Klaus rückte bedächtig die Pelzmütze zurecht, stopfte den Tabak tiefer in die Pfeife hinein, betrachtete den Horizont nach allen Seiten und sagte dann, als habe er des Prinzen Frage gar nicht gehört, das Wetter ist doch ganz weggezogen! Hätt' kaum gedacht, daß sie es würden so hell haben zum Kirchengehen.

Der Prinz lachte hell auf. Weiß Er Klaus! was ein Diplomat ist?

Nein, gnädiger Herr!

Das ist ein Mensch, der auf die Frage, wohin geht der Weg? die Antwort giebt: mein Nachbar hat gestern bei sich taufen lassen, und das thut Er, damit ihn keine Verantwortung trifft, wenn Jenem ein Unheil auf dem Wege begegnet. So macht Er es auch.

Gnäd'ger Herr! antwortete der Schäfer, halten's zu Gnaden, aber unser Eins lernt vorsichtig sein. Wie noch der vorige Pastor hier war, der nachher gestorben ist, da ist hier eine schlimme Zeit gewesen. Der ist herumgegangen und hat gesagt, der König und seine Minister, die hätten das Frommsein befohlen und mit dem Sonntag sei es nicht genug, wir müßten auch Donnerstags zur Kirche und von Rechtswegen alle Tage, weil wir alle Tage neue Sünden begingen. Und wie er denn einmal zu mir gekommen ist, und mir hat wollen Vorhaltungen machen, daß ich nicht in die Kirche käme, da habe ich gesagt, ich thäte meine Schuldigkeit gegen Vornehm und Gering, und wo ich helfen könnte, da sei ich bei der Hand, und es ginge ihn weiter Nichts an, was ich thäte, wenn der Amtsrath mit mir zufrieden sei.

Und was hat der Pastor dazu gesagt?

Er ist grob geworden und hat geflucht, und ich bin denn auch nicht fein gewesen. Darauf hat er mich verklagt, und sie

haben mich eingesteckt, und nachher hat der Amtsrath gesagt, wenn ich wollte den Dienst behalten, so müßte ich in die Kirche gehen, und so bin ich gegangen. Es war auch so schlimm nicht; denn hatte ich dort in der kühlen Kirche die Mittagszeit verschlafen, so war ich Nachts um so frischer und das kam denn doch wieder dem Dienst zu Nutzen und dem Herrn Amtsrath.

Der Alte erzählte mit einer Art von ruhigem Humor, da er sah, daß seine Erzählung den Beifall des Hörers hatte; dennoch lag darin Nichts von jener eiteln Ueberhebung eines Menschen, der sich durch seine Einsicht klüger oder besser als seine Umgebung dünkt. Er berichtete einfach die Thatsachen, wie sie ihm begegnet und erschienen waren.

Also hält Er nichts von Gott und von Religion? fragte der Prinz.

Gnäd'ger Herr! sagte Klaus und jeder Anflug von Scherz wich aus seinen Mienen, um dem feierlichsten Ernst Platz zu machen, gnädiger Herr! ich bin siebenzig Jahre alt geworden und habe auf freiem Felde die Nächte allein unter Gottes freiem Himmel zugebracht. Da habe ich Sonne, Mond und Sterne gesehen untergehen und aufsteigen, und die Kometen kommen bei Kriegszeit und Krankheit im Lande; und es ist Frühling und Sommer und Herbst und Winter geworden alle Jahr. Und ich habe gesehen, wie meine Seelige ihre Kinder geboren hat, und habe Weib und Kinder todt vor mir gesehen auf dem Leichenbrett. Und es ist Krieg gewesen und Frieden geworden und wieder Krieg, und es ist doch Sommer und Winter geworden. — Das muß wohl ein Anderer besorgen, als der König, der Herr Pastor oder unser Eins, die wir uns auch hinlegen und sterben. Das muß Einer besorgen, der nicht stirbt, und dem wird wohl nichts daran gelegen sein, ob ich mir das denke in der Kirche, wo mir der Küster aus dem Liederbuche den Vers vorsagt, den ich nicht recht verstehe, und wo der Pastor Reden hält, die man auch nicht versteht.

Ihm ist es ganz gleich, wenn ich mir das auch denke unter seinem freien Himmel, wo die Vögel singen und die Sonne scheint; oder Nachts, wenn keiner wacht, als der, der oben die Sterne am Himmel weiden führt. Er thut still, was seines Amtes ist und das sollen wir auch.

Der Alte schwieg, mit ihm der Prinz. Die Glocken des Kirchleins klangen noch immer feierlich durch die Luft und des Prinzen Seele war so mächtig ergriffen, wie nie von den Worten der bedeutendsten Kanzelredner. Das Wesen des Schäfers, die Umgebung machten den lebhaftesten Eindruck auf ihn. Ihm war, als stünde einer der Apostel vor ihm, die Christus von den Heerden und von der Arbeit weggerufen hatte, um auf den Boden ihrer unverdorbenen Naturanschauung seine Lehre von der Göttlichkeit des Menschen und von der allgemeinen Liebe zu pflanzen. Er fühlte Neigung und Zutrauen zu dem Greise, und diese trieben ihn, die Aeußerung zu machen, daß er gesonnen sei, künftig ganz auf seinen Gütern zu leben.

Klaus hatte schon davon gehört. Der Reitknecht, der Johann, hat es mir schon vor Wochen gesagt, meinte er, und der wär's gern zufrieden, denn er ist vom Lande und ist alt; aber der Jäger und vollends der Kammerdiener, der alte Franzos, die wollen nichts davon wissen. Der Oehrdorf ist zu jung dazu, und der Franzos zu vornehm. Der Mamsell Jettchen, der wird's freilich auch schon recht sein, die bliebe gern hier, aber die gehört auch nicht in die Stadt.

Und was meint Er dazu, Klaus?

Ich? Ei nun!

Sprech' Er nur immer dreist, — Er darf es!

Gnädiger Herr! Sie halten's nicht aus.

Der Prinz war überrascht von dem Tone sicherster Ueberzeugung in den Worten des Schäfers, und verlangte die Gründe zu wissen, die ihn zu dieser Ansicht bestimmten. Anfangs wei-

gerte der Alte sich sie auszusprechen, dann sagte er: Gnäd'ger Herr! ich hab's erlebt an all den Leuten, die der König mitgenommen hatte in den Krieg. Kamen die zurück, so war's erst eine Freude mit dem Frieden und dem ruhigen Leben, und kaum hatte das ein Paar Monate gedauert, so hatten sie's satt. Erst hat man genug und Freude an einem Glase Wasser, dann verlangt man nach Bier, zuletzt soll's Branntwein sein, und hat man den erst alle liebe Tage getrunken, so schmeckt das klarste Wasser nicht mehr. Sie haltens nicht aus, Sie haben dazu keine Ruhe, gnädiger Herr! Und was wollen Sie hier?

Wie kann Er das fragen? rief der Prinz. Sieht Er nicht, was ich hier schaffe und thue? Hat Er nicht selbst sich gefreut über das große Stück Feld, das wir gewinnen hinter dem großen Bruch? Wird nicht der Torf, den wir jenseits des Baches stechen lassen, Euch Allen zu Nutze kommen, und werden nicht eine Menge Menschen, die jetzt im Winter sich ihr Leben mit schwerer Arbeit kaum zu fristen vermögen, künftig Winter und Sommer Arbeit finden in der Glashütte, in der Ziegelei und bei den Bauten für die nächsten Jahre?

Schon recht gnädiger Herr! entgegnete Klaus, aber das könnte ja Alles der Herr Amtsrath besorgen, wenn Sie es ihm befehlen thäten; aber sie sagen Alle, wir bekommen Krieg, weil der Bonaparte in's Land rückt, und da meine ich, ob nicht der gnäd'ge Herr zum König müßten, ihn bitten, daß er Frieden hält und wenn's nicht geht, dem König helfen, daß er den Bonaparte schlägt. Gnäd'ger Herr! das kann doch der Amtsrath nicht; aber hier wirthschaften, wie es ihm befohlen wird, das könnt' er wohl. — Ich hab's der Mamsell Jettchen schon neulich gesagt, wie die so glücklich war, daß hier geblieben werden sollte. Ich sagte gleich: Mamsell Jettchen, das hält er nicht aus, das ist bloß für unsereinen das Leben hier, und nicht für einen Prinzen. Ein Prinz hat was anders zu thun, ein Prinz ist kein Amtsrath!

Verwundert blickte Louis Ferdinand den Alten an; er kam ihm unheimlich vor in diesem Augenblicke. Was sich in den letzten Tagen in seiner Seele geregt, was er sich selbst kaum zu gestehen gewagt, das Ungenügen an dem eben erst mit so viel Liebe erwählten Wirkungskreise auf seinen Gütern, das sprach der Schäfer mit der ruhigsten Einfachheit, als etwas ganz Natürliches aus. Klaus, der schlichte Landmann, fühlte, daß ein Prinz sein Leben nur im weiten Kreise zu entwickeln vermöge, daß nur in der Nähe des Thrones sich ihm eine angemessene Wirksamkeit eröffne. Aber eine solche war in Preußen, in dem monarchischen Staate nicht zu finden.

Seit Preußen ein Königreich geworden, und vollends seit Friedrich Wilhelm der Erste es in einen Militairstaat umgeschaffen hatte, war eine militairische Subordination dazu gekommen, die Macht der absoluten Monarchie in der Person des Königs zu verstärken. Nur im Heere fanden die preußischen Prinzen eine Thätigkeit, die natürlich keine freie sein konnte, und nur in den Ausnahmsfällen des Krieges eine Möglichkeit zu selbstständigem Handeln. Ihr Einfluß im Staatsrathe war gering, von der Verwaltung waren sie ausgeschlossen; den Krieg hatte der Prinz als ein Uebel betrachten lernen, das man dem Volke um jeden Preis, den seiner Ehre ausgenommen, ersparen müsse. Wohin also sollte in diesem Staate sich die Natur Louis Ferdinands wenden, die ihrer innersten Anlage nach, auf Thaten, auf freies Handeln angewiesen war?

Zerstreut und schmerzlich erregt trat der Prinz seinen Rückweg an. Es war gegen Mittag, als er die Meierei erreichte. Der Jäger stand an der äußersten Pforte des Parkes, François der Kammerdiener in der Thüre der Meierei, man erwartete offenbar die Wiederkehr des Herrn mit mehr als gewöhnlicher Ungeduld; auch Henriette lehnte am Fenster und spähte nach ihm hinaus.

Der Prinz fühlte sich beunruhigt dadurch in seiner gegenwärtigen Stimmung. Er fragte, was vorgefallen sei?

Hoheit! sagte François, es ist vor einer Stunde ein Kourier arrivirt, der mit einer Depesche von seiner Majestät chargirt ist. Er wartet auf den Befehl, sich Hoheit zu präsentiren, und trotz aller Mühe, welche sich der im Dienste ergraute François gab, seine innere Zufriedenheit zu verbergen, leuchtete sie ihm unverkennbar aus den Augen hervor.

Der Prinz schwang sich vom Pferde, ging in sein Zimmer und befahl, den Kourier eintreten zu lassen, da er die Depesche sogleich zu empfangen gedenke.

Vierzehntes Kapitel.

Während der Prinz in Schricke seinen landwirthschaftlichen Planen nachging, erfuhren seine Freunde in der Residenz nur wenig von ihm. Kaum ein- oder zweimal hatte er, außer jenem mitgetheilten Briefe, an Rahel geschrieben, und der Sommer, der in großen Städten so traurig ist und so melancholisch macht, übte auf diese einen doppelt nachtheiligen Einfluß, weil ihr Herz ohnedies von Schmerzen bedrückt, ihre Seele leidend war.

Schwermüthig stand sie eines Abends am Fenster in der Wohnung ihrer Mutter. Das große Gastzimmer war würdig und stattlich eingerichtet. Möbel von weiß lackirtem Holze mit Goldverzierungen und gelbseidnen Damastüberzügen glänzten in äußerster Sauberkeit; ein großer, mit weißem Tischzeug überdeckter Tisch befand sich in der Mitte des Zimmers. Silberne Armleuchter standen noch unangezündet darauf; eine Mahlzeit, aus Kuchen, Weißbrod, Butter und Kaffee bestehend, war aufgetragen, denn in einer Stunde, wenn die Sterne am Himmel erschienen, begann die Feier des Versöhnungstages, des größten Festes der Juden, und man sollte in dieser Stunde die letzte Mahlzeit genießen vor dem Fasten, das an diesem Tage geboten ist.

Es war in den ersten Tagen des September, eine trockene,

schwüle Wärme ruhte über den staubigen Straßen der Stadt. Rahel fühlte sich davon beängstet. Sie öffnete das Fenster, blickte hinaus, aber kein frischer Luftzug kam, ihre brennende Stirne zu kühlen. Erschöpft trat sie zurück und setzte sich in den Lehnstuhl ans Fenster nieder.

Kein freier Athemzug! murmelte sie vor sich hin, nichts als Leute in der Straße, nichts als Gesichter und Figuren, und niemals Er!

Sie seufzte, schüttelte das Haupt, als könne sie ein Unerklärliches nicht begreifen, und faltete die Hände in machtloser Erschlaffung. So blieb sie sitzen in sich versunken, bis der Eintritt ihrer Mutter sie empor schreckte.

Madame Levin war eine ernste, charakterfeste Frau. In allem Wechsel von Glück und Leid, welchem die Familie unterworfen gewesen war, hatte die Mutter mit kluger Festigkeit nie das Ziel aus den Augen verloren, ihren Kindern durch geistige Ausbildung einen ehrenvollen Lebensweg zu sichern. Was ihr selbst versagt worden war, Kenntnisse und Bildung, das sollten ihre Kinder besitzen. Die tiefste Mutterzärtlichkeit gab ihr die Kraft zu einer fast männlichen Ausdauer und Strenge; und trotz der letzteren beteten ihre Kinder sie an.

Anbeten! das war der Ausdruck für jenes Gefühl, mehr als Lieben. Es war die Anbetung der Juden vor ihrem strengen, allweisen und eifrigen Gotte, nicht die freie Liebe des Christen zu dem Seinen. Das patriarchalische Wesen in dem damaligen Familienleben der Juden machte ein zutraulich annäherndes Verhältniß zwischen Eltern und Kindern fast unmöglich. Selbst Rahel, geistig so frei und unabhängig allen Fremden gegenüber, fühlte sich von dem Willen der Mutter, von der Rücksicht auf die Familie oft gegen ihr besseres Wissen beherrscht. Die Furcht, eine Mutter zu betrüben, welche ihre Kinder mit so vielfachen Opfern erzogen hatte, vereint mit jener scheuen anerzogenen Ehrfurcht, fesselten

Rahel und machten sie unselbstständig, so oft ihr Wille mit der Ansicht ihrer Mutter in Gegensatz gerieth.

Weil es in der Synagoge bei dem Zusammenflusse von Menschen sehr warm sein mußte, hatte Madame Levin einen leichten weißen Oberrock angezogen. Eine weiße Haube, mit vielen breiten Kanten und weißen Bändern verziert, umschloß ihr Gesicht, und ließ nach mosaischem Gesetze das Haar nicht sehen, welches noch zur Vorsicht mit einem breiten, schwarzen Taffetbande zurückgebunden war. Große ächte Perlen hingen von ihren Ohrringen herab, kleinere, mit Brillanten untermischt, waren auf ein schwarzes Sammetband genäht, das ihren Hals umgab.

Als sie in das Zimmer trat, legte sie ihr Gebetbuch, den Sidur, auf den Tisch neben die silbernen Leuchter nieder, zündete die Lichter an, deckte eine rothe mit Goldborten besetzte Damastdecke über das große Weißbrod, ordnete noch Einiges an der Tafel und setzte sich dann zu Rahel in's Fenster, die ihre Hand ergriff und küßte.

Die Mutter ließ es geschehen, streichelte Rahel freundlich und sagte: wenn ich Dich nur erst einmal mit mir am Versöhnungstage in die Synagoge kommen sähe.

Rahel antwortete nicht. Nur verheirathete Frauen nehmen Theil an dem eigentlichen jüdischen Gottesdienste, die Mädchen sind ausgeschlossen davon. So enthielten die Worte der Mutter nichts Anderes als den schon oft ausgesprochenen Wunsch, Rahel verheirathet zu wissen, der stets zu schmerzlichen Erörterungen zwischen Mutter und Tochter geführt hatte, denn bei den Juden, denen die Ehe als Gesetz geboten wird, war die Verheirathung der Kinder, noch mehr als bei den Christen, das Streben aller Familien.

Da Rahel schwieg, fuhr die Mutter nach einer Weile fort: Ich habe das Verhältniß mit dem Grafen ruhig geduldet; Du hast Dir Glück und Freude davon versprochen, die Brüder selbst haben

Dir das Wort geredet, ich habe nie daran geglaubt. Was ist die Folge davon gewesen? Er hat Dich verlassen, Du hast Dich gegrämt, Du verblühst, bist dreißig Jahre alt, fühlst Dich unglücklich und bist krank.

Liebe Mama! sagte Rahel, die todtenbleich geworden war bei der Erinnerung an das Weh, welches ihr Herz zerrissen hatte, Sie wissen wohl, daß ich schon früher krank war; diese Schuld soll dem Unglücklichen wenigstens nicht aufgebürdet werden — er hat ohnedies genug gethan, fügte sie so leise hinzu, daß die Mutter die letzten Worte nicht hören konnte.

Aber Du würdest froh und gesund sein, hättest Du Dich verheirathet! wendete die Mutter ein. Bei all dem Lesen und Schreiben kommt Nichts für Dich heraus; von den Grafen und Prinzen heirathet keiner die Rahel Levin, und ich fange an einzusehen, daß ich eine Thorheit begangen habe mit der Erziehung, die ich Dir geben ließ. Du wärest heute glücklicher, wenn Du den Cousin geheirathet hättest und segnetest die eigenen Kinder zum Versöhnungsfeste, statt daß Du jetzt wie eine Fremde unter uns sitzest und Gott weiß wohin und an wen denkst!

Mama! rief Rahel im Tone eines Menschen, der um Gnade fleht vor seinem unbarmherzigen Richter. Bitte, Klage, Vorwurf zitterten in dem Laute. Dann aber, sich besinnend und gewaltsam zusammennehmend, sprach sie ruhig, während das unterdrückte Weinen in ihren Worten bebte: Liebe Mama! machen Sie mir keinen Vorwurf aus unverschuldetem Unglück; kann ich dafür, daß Gott meine Seele in den Körper einer Jüdin verbannte? Und ist es denn ein Unglück für Sie, daß ich bei Ihnen bleibe, Ihr Alter zu pflegen, da die Schwester sich nun bald verheirathet und uns verläßt? Sie haben nun einmal ein trauriges Kind an mir, aber kein schlechtes, Mama! kein liebloses! Lassen Sie mich ruhig bei Ihnen bleiben, drängen Sie mich nicht zu einer Ehe, von der mein Herz Nichts wüßte —

Aber Rahel! sagte die Mutter streng, Du bist ja nicht glücklich; willst Du denn nicht begreifen, daß es immer ärger werden wird mit der innern Unzufriedenheit, die Dich bedrückt? Ich hätte Dich zur Ehe zwingen sollen, als Du noch jung warst und ich die Macht dazu hatte. Jetzt ist es zu spät, jetzt hast Du eigenen Willen; und zur Strafe, daß ich es nicht verstand, Dir Glück zu bereiten in der Jugend, willst Du mein Alter durch Gehorsam nicht beglücken. Der Cousin nähme Dich heute noch gern zur Frau, Ihr zöget nach Breslau, Du kämest in gute Verhältnisse, würdest bald all die Thorheit, die Grafen und Prinzen vergessen und glücklich sein.

Eine Pause entstand. Rahel litt sichtbar, ihre Mutter schien es nicht zu beachten; sie saß ihr streng und ernst gegenüber, den großen Brillantring an der Rechten mechanisch an dem Finger auf und niederziehend. Da hörte man männliche Stimmen in dem Nebenzimmer; die Söhne kamen zum Imbiß.

Madame Levin stand auf, gab der Tochter die Hand und sagte: Rahel! es ist der Versöhnungstag, der Vater ist nicht mehr unter uns, ich selbst bin nicht mehr jung, wer weiß, ob ich das nächste Jahr erlebe. Versprich mir, daß Du den Cousin heirathen wirst, Du hast mir manche Sorge gemacht, mache mir die Freude für meine alten Tage; Deine Mutter bittet Dich darum in dieser feierlichen Stunde Rahel!

Gott! wenn ich es könnte, Mama! rief Rahel, aber es ist unmöglich, ich kann es nicht!

Wenn Du es nicht kannst, so muß ich freilich auf dies Glück verzichten, indessen mein Leben ist nicht so freudenreich gewesen, daß es mir leicht würde! sagte Madame Levin, sich mit einer gewissen Kälte von der Tochter abwendend und die eintretenden Söhne begrüßend.

Man ging zur Tafel. Die Söhne hingen die Gebetmäntel um, der Aelteste sprach den Segen über die Brote, wobei er und

die andern Männer das Haupt mit dem Hute bedeckten; dann ward das gewöhnliche Sabathsgebet gehalten, ehe man sich zur Mahlzeit niedersetzte, an der die Mutter den Mittelplatz des Tisches einnahm.

Eine feierliche Stille herrschte in dem Kreise, obschon keines der Geschwister mehr an den religiösen Gesetzen und Gebräuchen des Judenthums hing, obschon die Einen mit Leichtsinn, die Andern mit der ruhigen Duldung freisinniger Denker auf diesen Ritus blickten. Der Ritus wurde ihnen heilig durch den Glauben ihrer Mutter an seine Nothwendigkeit, das Fest war ihnen ehrwürdig als eine Erinnerungsfeier.

Regelmäßig wiederkehrende Feierlichkeiten sind dem Familienleben, der Familienliebe entschieden förderlich. Sie gleichen den Höhenpunkten einer Landschaft, von denen man die Gegend in ihrem Zusammenhange betrachten, in ihrer Gesammtheit übersehen kann, ohne durch die Mängel geirrt zu werden, die im Einzelnen unschön, doch oft wesentlich zur Verschönerung, zur Vervollständigung des Ganzen beitragen. Manches Leid, manche Härte, unter der Alle oder Einer zu leiden gehabt, hat im Laufe der Zeit eine mildere Lösung gefunden, mancher Streit ist durch versöhnende Liebe ausgeglichen worden. Die Lücken, welche der Tod gerissen und die Gewalt des Lebens gefüllt hat, öffnen sich dabei wieder dem Bewußtsein, und die Liebe erinnert sich der Todten, um sich doppelt reich über die Lebenden zu ergießen.

Diese Wirkung machte sich auch in der Levinschen Familie geltend, bei der mancherlei Störungen, mancherlei Zerwürfnisse nicht ausgeblieben waren. In der Sammlung dieser Stunden erinnerte man sich ihrer nur, um sie liebend zu vergessen.

Das Gesetz befiehlt dem Juden, sich mit den Menschen zu versöhnen, ehe er in die Kirche geht, durch seine Buße die Versöhnung mit Gott zu bewirken. Als nun Madame Levin sich von der Mahlzeit erhob, sagte sie feierlich: Das Jahr ist zu Ende!

laßt uns einander nicht das Weh nachtragen, das wir uns hie und da bewußt oder unbewußt bereitet haben. Ich verzeihe Allen von Grund des Herzens, und habe ich Euch Unrecht gethan, so vergebet auch Ihr Eurer Mutter! Ihre Stimme zitterte, ihre Augen waren voll Thränen, als sie ihre Kinder der Reihe nach umarmte und segnete, wobei trotz aller Liebe ein erhabener Ernst, eine gewisse Strenge die Oberhand behielten. Jedes der Kinder küßte ihr die Hand; wie eine Königin nahm sie die demüthige Huldigung hin.

Als sie dann ihr Entredeux angelegt, die Halbhandschuhe aufgezogen hatte und sich anschickte, das Zimmer zu verlassen, um sich nach der Synagoge zu begeben, da warf sich Rahel an die Brust ihrer Mutter und bat: Vergeben Sie mir Mama, sagen Sie mir, daß Sie mich lieben, obschon ich so unglücklich bin, Ihnen nicht gehorchen zu können.

Der schmerzliche Ton ihrer Stimme schlug an das Mutterherz, Madame Levin umarmte die Tochter, küßte sie auf die Stirne und sagte im Hinausgehen: Du wirst Dich besinnen und mir die Freude machen, so Gott will! darauf rechne ich Rahel!

Die Söhne begleiteten die Mutter zur Kirche, die jüngere Schwester verließ das Zimmer, Rahel blieb allein.

Schon tauchten die Sterne am Himmel auf, das Fest begann. Die Wachskerzen brannten ruhig fort und beleuchteten die zerstörte Ordnung der Tafel. Die gebrauchten Geräthschaften, die Reste der Speisen, die umherstehenden, von dem Tische zurückgeschobenen Stühle, machten einen unangenehmen Eindruck. Ein Zimmer, das so eben von einer Tischgesellschaft verlassen ward, hat immer etwas Unbehagliches. Rahel empfand dies, fühlte sich davon belästigt und vermochte dennoch nicht, sich zu entfernen oder eine Abhilfe zu befehlen. Ihre Seele litt so sehr, daß sie das körperliche Mißgefühl zwar bemerkte, aber nicht so hoch anschlug, als in jeder andern Stimmung. Sie setzte sich

wieder in den Lehnstuhl am Fenster, und jetzt in der Einsamkeit entlud sich ihr verwundetes Herz in einen Strom heißer Thränen.

So fand sie Dorothea Schlegel, welche sie zu besuchen kam. Was fehlt Dir, Rahel? rief sie besorgt, als sie in dem Antlitz der Freundin die Spur ihrer Thränen erblickte, was ist geschehen, liebe Rahel?

Was geschehen ist? wiederholte diese — ein Fluch ist ausgesprochen worden über dem Volke der Juden und ich sterbe daran; das ist Alles.

Aber warum beängstet Dich heute so schwer, was Du in Dir längst überwunden hast, da Du Christin bist nach Deinem Glauben? Bekenne ihn öffentlich wie ich, blicke mit uns Allen zum Kreuze, an dem der Heiland starb für Alle, und Du wirst den Frieden finden, wie ich.

Rahel sah sie scharf an, mit jenem durchdringenden Blicke des Prüfens, der ihr so eigenthümlich war, trocknete plötzlich ihre Thränen und sagte sehr ernst: Wenn die Auguren allein beisammen sind, pflegen sie ehrlich zu sein; warum lügst Du Dorothea vor mir, die nicht an Deine Lügen glaubt?

Ich spreche die Wahrheit, entgegnete Dorothea, Du selbst weißt, wie sehr ich litt, als ich noch Jüdin war, welche Kämpfe ich in mir fühlte, welchen Zwiespalt; und wie ist das geschwunden, seit ich mich öffentlich als Christin bekannte, seit ich Schlegels Gattin geworden bin.

Das ist's! rief Rahel, das allein! Das Glück ist Erlösung! Dein Kampf, Dein Leid im Judenthume war die Ehe mit Veit, Dein Erlöser, Dein Heiland, der Dich durch Liebe erlösete, heißt nicht Jesus Christus, sondern Friedrich Schlegel.

Rahel, Du frevelst! Du sündigst gegen den heiligen Geist des Christenthums.

Nein, entgegnete Rahel fest, ich allein von Euch Allen bekenne ihn in Wahrheit. Die Gottheit offenbart sich uns im Men-

schen, das ist das Geheimniß der Göttlichkeit in Christus, wie es sich mir enthüllt hat in der Begeisterung der höchsten Liebe, deren mein Herz fähig ist; und die Anbetung dieser Gottheitserscheinung, das Aufgehen in ihr, das ist die christliche Liebe und der heilige Geist, in denen die Seele Trost und Beruhigung findet. Gieb mir den Mann, den ich liebe, gieb mir ein Kind, an dem mein Herz hängt mit der angstvollen Seligkeit der Mutterliebe, gieb mir nur eine Stunde reinen Glücksgefühls, und ich werde alle die Beruhigung in mir finden, all' den Frieden, dessen ich bedarf für ein ganzes Leben.

Aber Rahel! das Christenthum ist die Lehre von der Entsagung; Christus erntete nicht Glück, nicht Dank, er starb am Kreuze, uns das Beispiel dieser Entsagung zu geben, wendete Dorothea begütigend der heftig erregten Freundin ein.

Wie Ihr äußeres, durch Umstände bedingtes Schicksal und innere Nothwendigkeit verwechselt, rief Rahel aus, das ist unerklärlich in Euch, die Ihr geistreich seid, bis Ihr Euren Geist gefangen gebt in den dichten, schwarzen Netzen des Glaubens. So wenig als ich mit meinem brennenden Glücksbedürfniß, mit meinem Wunsche, unterzutauchen in den Verband menschlicher Allgemeinheit, freiwillig das traurige Sonderdasein der Jüdin lebe, so wenig wollte Christus sterben für seinen Glauben. Wie ich angstvoll frage in den Stunden der Verzweiflung: warum muß ich wünschen, was ich nicht erreichen kann? warum muß ich als Jüdin tausend Hindernisse, tausend Beschränkungen und Leiden erdulden? wie ich die Hände zusammenschlage und Gott anflehe: mache mich glücklich, ich möchte nicht mehr leiden! — so hat Christus gebetet: ist es möglich, so nimm diesen Kelch von mir weil er leben, wirken, glücklich sein, aber nicht leiden und sterben wollte.

Sie hielt einen Augenblick inne, dann sagte sie, als ob sie den Schlußsatz einer langen Gedankenreihe ausspräche: Das ist der

Fluch des Judenthums, des Denkers überhaupt in unserer Zeit; wer Einsicht erwirbt über diese Zeit hinaus, in die freie Region einer dogmen- und parteilosen, menschlich in sich vollendeten Menschheit, der wird an das Kreuz des Todes oder des Leidens geschlagen. Ja! auch ich bete zu Christus, nicht weil er starb, dazu ward er gezwungen; ich bete zu ihm, er ist mein Vorbild, weil er mit einer Liebeskraft, stark genug die Welt zu umfassen, sich ruhig in die irdische Nothwendigkeit des Todes ergab, und schön zu sterben wußte in diesem Glauben an eine höhere Nothwendigkeit, der wir geopfert werden. Das möchte ich können!

Und warum kannst Du es nicht? —

Weil der Egoismus noch nicht todt ist in mir, weil ich noch immer frage, warum kann ich nicht glücklich sein? weil ich noch nicht den Glauben habe an diese innere Nothwendigkeit der Weltordnung, der man sich ergeben unterwirft.

Also fühlst Du doch, daß der Glaube eine Gnade ist? fragte Dorothea, die wie alle Neubekehrten festhielt an dem Rettungsboote, das sie hinübergetragen hatte von einer Lehre zu der andern.

Eine Gnade? nein! — Der Glaube ist Verständniß und Wissen! entgegnete Rahel. Mache mich klug, wie Dein Vater Moses Mendelson es war, enthülle mir die Geheimnisse der Natur, gieb mir Einsicht, und ich werde glauben aus Ueberzeugung, aus Wissen, unumstößlich glauben und beruhigt sein auch ohne Glück. Ohne dies Wissen vermag ich nicht zu glauben; ohne den Glauben an das große Ganze fordert der Einzelne Glück; aber das Wissen, die Erkenntniß des großen Ganzen, die lehren Entsagung für den Einzelnen. So bin ich unglücklich, weil ich unwissend bin! schloß sie, plötzlich bei den letzten Worten zu einer Art von Heiterkeit übergehend, wie dies oft bei ihr mitten in den schmerzlichsten Erregungen der Fall war.

Dorothea, obgleich von jeher an Rahels Weise gewöhnt, sah sie dennoch mit Befremdung an und schwieg eine Weile, dann

sagte sie: Du bist das sonderbarste Geschöpf, das ich kenne, Rahel! Alle Strahlen des Geistes, alle Spiegelungen von Welt und Natur sammeln sich in Dir in einem Brennpunkte, in der Liebe zu dem Manne Deines Herzens. Wir Andere lieben Gott, den Heiland, wir lieben den Geliebten, Du aber —

Kind! rief Rahel, das ist ja eben mein Christenthum, diese Eine Liebe! ich habe kein Talent zur Vielgötterei.

Die Dreieinigkeit ist nicht Vielgötterei! wendete Dorothea ein.

Ach! von der Dreieinigkeit spreche ich nicht, mit der ist's ja nicht abgethan bei Euch Allen! meinte Rahel. Gott ist die Liebe, sagt das Christenthum, und wer in der Liebe ist, ist in ihm! alle Liebe konzentrirt sich in der Einen, das ist die Allmacht der Liebe. Ihr aber nehmt sie, weil Euch diese allmächtige Liebe beängstigt durch ihre Größe, auseinander; ihr zertheilt den Gott in Götter. Ihr habt die Liebe für Gott, für Christus, für Eltern, Kinder, Freunde, für den geliebten Mann, und diese, weil Euch auch die noch zu mächtig ist, zertheilt ihr in geistige und sinnliche, in physische und platonische Liebe; was wißt Ihr davon!

Rahel! Du thust mir Unrecht und uns! sagte Dorothea, als in diesem Augenblicke Schlegel und Graf Tilly gemeldet wurden.

Das Mädchen räumte die Stühle, die Tischgeräthschaften fort, nur die Tafel selbst mit den Armleuchtern, der rothen Damastdecke und dem aufgeschlagenen Gebetbuche, dessen hebräische Lettern sich dem Auge wie kabbalistische Zeichen darstellten, blieben zurück. Rahel und Dorothea gingen den Männern bis in die Mitte des Zimmers entgegen, so daß sie in der Nähe des Tisches standen, als die Gemeldeten erschienen.

Tilly kam von einem Mittagessen bei dem russischen Gesandten, er war lebhaft angeregt und dadurch noch schöner als gewöhnlich. In jener Zeit hatte die Mode aus der Kleidung der Männer noch nicht die farbigen Stoffe verbannt und war überhaupt nicht so tyrannisch als jetzt, da die altfranzösische Tracht

und der Puder nicht ganz abgeschafft, die Kleidung der neueren Franzosen nicht allgemein angenommen war. Dies machte es dem Einzelnen möglich, diejenige Art zu wählen, welche seinem Aeußern die angemessenste war, und der schöne Tilly wußte dies zu seinem Vortheile zu benutzen. Von der Kleidung der jungen Republikaner konnte für ihn die Rede nicht sein. Er verabscheute sie, wie Alles was nur an die Republik erinnerte, und hing so fest an der vertriebenen Königsfamilie seines Vaterlandes, daß er schon um deßwillen die Tracht beibehalten haben würde, welche zu Versailles üblich gewesen war. So erschien er auch heute in derselben.

Er war sechs und dreißig Jahre alt und seine schlanke Gestalt hatte die ganze Biegsamkeit der Jugend behalten. Sein ovales, etwas bleiches Gesicht, die leuchtenden schwarzen Augen unter schön geschnittenen Brauen, der kräftig gebildete lächelnde Mund, gewannen an Lebhaftigkeit durch die Art, in der Tilly sein Haar von Stirne und Schläfe zurückgekämmt trug, das leicht gepudert den Hinterkopf bedeckte. Ein blaßgraues Beinkleid, blaßgrau seidene Strümpfe, ein breitschooßiger Rock von gleicher Farbe, hellgelb gefüttert und mit brillantirten Stahlknöpfen geziert, machten, nebst einer gleichfalls hellgelben, reich in Seide gestickten Weste, die Hauptbestandtheile seiner eben so einfachen als schönen Kleidung. Ein Halstuch von leichtem, vielfach gefaltetem Battist, an den Enden wie das Jabot mit brüsseler Spitzen besetzt und mit künstlicher Nachlässigkeit um den kräftigen Nacken geschlungen, hob die schöne Form des Kinnes hervor. Die ganze leichte und doch sichere Haltung des Grafen trug das Gepräge eines Menschen, der in festem Bewußtsein seiner Vorzüge sein Aeußeres nicht zu beachten pflegt, weil er der günstigen Wirkung desselben auf Andere gewiß geworden ist.

Schlegel, obgleich auch von feiner Gestalt und edler Gesichtsbildung, verlor neben ihm um so mehr als sein unfrisirtes Haar, die Halbstiefel, und der Frack mit kurzer Taille, wie ihn die In-

croyabels in Paris zur Zeit des Konsulats in Mode gebracht hatten, unschön neben Tilly's Kleidung erschien. Die hohe dicke Halsbinde, der steife Halskragen, die kurze Weste, unter der die Uhrkette mit vielen Berloques geschmückt hervor sah, hatten einen Anstrich von gesuchter Uebertreibung, und auch die Verschiedenheit im Auftreten beider Männer fiel zu Tilly's Gunsten aus, obschon er fast zehn Jahre älter sein mochte als Schlegel.

Als dieser den Tisch mitten im Zimmer und daneben die beiden weißgekleideten Frauen erblickte, blieb er stehen und sagte: Sehen Sie Graf, welch' reizendes Bild! Es ist mystisch und lockend, wie jedes Mysterium! Ich bitte, betrachten Sie es doch! wiederholte er, als Tilly lebhaft an die Frauen herantrat und zum Willkomm ihre Hände küßte.

Ich ziehe den Genuß der Betrachtung vor! antwortete dieser und bin so eilig, mich von allen meinen Neuigkeiten zu entladen, daß ich mir zu nichts Anderem Zeit gönnen darf.

Lassen Sie mich nur vorher erfahren, bat Schlegel, was diese Feierlichkeit hier bedeutet? So oft ich jene hebräischen Lettern vor mir sehe, umweht mich der geheimnißvolle Zauber, der aus den Pyramiden Egyptens zu uns spricht. Ein Strahl der fernen Vorzeit leuchtet zu uns herüber und ich erfreue mich an der wunderbaren Erhaltung des Judenthums in seiner starren Vereinzelung —

Wie sich der Knabe leichtsinnig erfreut an dem zuckenden Flattern des Schmetterlings, den er als Seltenheit für seine Sammlung auf eine Nadel spießt, fiel ihm Rahel in das Wort. Was kümmert es auch den Raritätensammler, ob das Thier dabei leidet?

Um Gotteswillen! bat Dorothea, lieber Friedrich, komme nicht auf dies Thema zurück, über das Rahel und ich schon heute lebhaft gestritten haben; laß uns lieber die Neuigkeiten des Grafen erfahren, die meine Wißbegierde reizen.

Ich komme Rahel zu dem Bunde der nordischen Mächte auffordern, die Welt bedarf ihres Beistandes, sagte Graf Tilly.

Die Frauen lachten, aber Tilly versicherte, es sei ihm Ernst damit. Ich habe es mit Gentz besprochen, erklärte er, Sie allein liebe Rahel, vermögen uns den Prinzen Louis herzuschaffen, dessen wir bedürfen, während er in Schricke sehr zur Unzeit den arkadischen Schäfer spielt.

Sie wissen, er ist in Ungnade, er darf nicht wagen, ohne Erlaubniß nach Berlin zu kommen, und ich begreife nicht, weshalb Sie ihm die Ruhe in Schricke mißgönnen, entgegnete Rahel.

Weil wir seinen Einfluß auf die Königin brauchen, liebe Freundin! Der Prinz darf nicht vergessen, daß der Krieg für Preußen unvermeidlich ist, und er scheint es zu vergessen in seinem Liebesidyll. Er war es, der die Stimme der Ehre wach erhielt am Hofe; seit er fort ist, wird die Friedenspartei immer mächtiger. Statt den Krieg zu erklären, veranstaltet der König ein großes Manöver bei Magdeburg, und die republikanischen Generale, die man mit Kartätschenkugeln zurückweisen sollte, werden als willkommene Gäste zu dem harmlosen, unzeitigen Spiele geladen. Briefe des Grafen von der Provence sind von Warschau eingetroffen; es befindet sich einer darunter, der an den Prinzen persönlich gerichtet ist und den ich ihm zu übergeben habe. Ich würde sogleich zu ihm eilen, aber meine Anwesenheit in Schricke ist unnütz, während die Gegenwart des Prinzen hier unerläßlich wird. Schaffen Sie den Prinzen her!

Wie vermag ich das, da er sich dort gefesselt fühlt?

Sagen Sie ihm, daß Sie es wünschen, Freundin! Ich denke. Das können Sie, ohne eine Unwahrheit zu sprechen, meinte Tilly lächelnd. Da Rahel schnell erröthend es zu überlegen versprach, ließ Jener das Gespräch sogleich fallen, wendete sich der Betrachtung des hebräischen Gebetbuches zu, und summte, wie in halber Zerstreutheit, sich vor- und rückwärts wiegend, wobei er die Daumen in die Armlöcher seiner Weste steckte, das damals beliebte

Volkslied vor sich hin, das mit den Worten begann: Cueillions la rose sans la laisser fâner, elle est éclose, pour nous charmer!

Aber Dorothea Schlegel unterbrach ihn mit der Frage, ob das all die versprochenen Neuigkeiten wären, die er mitgebracht habe?

Nein! sagte er, denn ich bringe die Nachricht, daß Gentz gleich hier sein wird, der einen langen Brief von Vetter erhalten hat. Er will den Inhalt selbst mittheilen und will, wie ich, Rahel bitten, den Prinzen zur Rückkehr nach Berlin zu bewegen, da man diese von Seiten Englands ebenfalls wünscht. Gentz hat Briefe aus London bekommen, die ihn auffordern Alles dafür zu thun, daß die Friedensstimmung in Preußen nicht allzu mächtig werde.

Wie Gentz nur zu diesen Verbindungen, zu diesem Einflusse kommt! meinte Schlegel. Er ist doch eigentlich kein Genie, keine schöpferische Natur!

Im höchsten Grade genial und schöpferisch! unterbrach ihn Tilly. Er schafft nicht Gedichte, nicht Kunstprodukte, aber Thaten, aber Ereignisse. Er erzeugt Verhältnisse, wie er sie bedarf, um seine Person geltend zu machen, und während Andere ängstlich streben, sich den äußeren Umständen anzupassen, paßt er die Zustände seiner Persönlichkeit an, in einer Weise, daß er den meisten Vortheil genießt von dem Guten, welches er für das Allgemeine thut. Er ist klug, denn er weiß die Menschen zu brauchen, und er handelt oft weise, weil er sie meist zu guten Zwecken gebraucht.

Ist die Aufreizung zum Kriege etwas Gutes, weil Sie den Krieg wünschen, Graf? fragte Dorothea.

Und glauben Sie, daß von den überlebten, entarteten Bourbons ein Heil kommen könne für das neugeborene Frankreich, indem die Rückkehr zu dem ursprünglichen Naturgesetze allgemeiner Gleichheit eine neue Aera der Tugend, der Freiheit, der ritterlichen Ehrenhaftigkeit erzeugt hat, von denen die in Etikette verlorenen Fürsten keine Vorstellung haben? fügte Schlegel hinzu.

Bah! meinte Tilly, Sie fassen die Sache zu romantisch, zu

idealistisch auf. Wer kämpft denn in Frankreich für eine Idee? Wie ist denn Gleichheit möglich zwischen dem Pöbel und der Aristokratie? zwischen mir und meinem Diener? Das Volk hat darin seine ihm zustehende Gleichheit, daß Jeder der Lenkung, des Beherrschtwerdens bedarf, während er den Beruf des Herrschens zu fühlen wähnt. Nachdem die Franzosen in diesem krampfhaften Schwindel ihr edles, angestammtes Königspaar gemordet haben, kann die Dynastie, welcher Frankreich als rechtmäßiges Erbe gehört, nichts Gnädigeres für das Volk thun, als daß sie ihren gerechten Zorn vergessend, die Herrschaft wieder antritt — sei es auch auf gewaltsamem Wege — um zu verhindern, daß sich die Freiheitshelden und ihr Diktator nicht unter einander todt schlagen. Man muß sie gleich unverständigen Kindern zu den Mitteln zwingen, die allein ihr Leben erhalten, denn die Masse des Volkes bestand aus Unverständigen zu allen Zeiten.

Außer damals, Graf, als sich das Volk im Gefühl unselbstständiger Schwäche einen starken Führer, einen König wählte, fiel ihm Rahel lächelnd in das Wort, und die Genossen dieses starken Führers für eine bevorzugte Kaste erkannte. Nicht wahr, Graf! damals war das Volk verständig! Und es sollte nun unverständig sein, weil es empfindet, daß es des Führers entrathen kann? Wer einst lahm war und gehen lernt, ist nicht thöricht, wenn er die Krücke von sich wirft; er braucht sie nicht gerade zu verbrennen, aber weit von sich legen soll er sie, damit sie ihm nicht in den Weg kommt und er nicht einmal gelegentlich darüber stolpert.

Rahel, was würden Sie dem Prinzen sagen, wenn man in Preußen die Republik erklärte und die Prinzen verbannte?

Ich würde dem Prinzen sagen: Bleiben Sie und dienen Sie dem Vaterlande als Feldherr, wenn es Ihrer Dienste als Prinz nicht mehr bedarf. Und er würde nicht kleiner, nicht unedler sein als der Held von Jemappe, als der Herzog von Chartres!

Kennen Sie den Rost so wenig, welcher den blankſten Stahl

zerstört, liebe Rahel? Die Macht der Erziehung und der Gewohnheit? wendete Tilly ein. Es gehören Titanenkräfte dazu, diesen Einflüssen zu trotzen, Kräfte, welche sich am schwersten in der linden, weichen Luft des Hofes entwickeln. Kennten Sie die Prinzen und die Hofluft wie ich, Sie würden sie lieben wie ich, aber nicht um ihrer Stärke willen.

Bei diesen letzten Worten war Gentz eingetreten und die Unterhaltung fing an noch einmal den Kreis zu durchlaufen, den sie seit der Ankunft der Männer zurückgelegt hatte. Auch Gentz verlangte Rahels Verwendung, um die Rückkehr des Prinzen zu bewerkstelligen, und sagte, zu ihr gewendet, leise: Sie sehen, wie wenig ich mein eigenes Interesse beobachte, da ich den Prinzen überreden möchte nach Berlin zu kommen.

Im Gegentheil! rief Rahel, ich bekomme dadurch einen Begriff, welche Rolle Ihre Liebe neben Ihrem Ehrgeize spielt; ich gewinne die Vorstellung, wie die Liebe selbst Ihnen nur ein Mittel zum Zwecke ist.

Und was sollte die Liebe sonst sein? fragte Gentz so laut, daß die Anderen es hören konnten. Der Zweck des Lebens ist das höchste Wohlbefinden; erringe ich dieses Ziel auf dem Wege des Ehrgeizes und führt mich der Beistand der Liebe dahin, so muß ich sie benutzen, wie ich die Liebe von mir weisen muß, sobald sie mich hindert, das Ziel zu erreichen. Das allein ist vernünftig, und weil es vernünftig ist, edel und schön.

Aber bei dieser Theorie kann man erstarren vor Kälte, ehe man das Ziel erreicht! rief Dorothea.

Liebe Freundin! antwortete Gentz, es ist Jeder lange kalt geworden, ehe er an sein Ziel gelangt. Oder glauben Sie zum Beispiel, Vetter sei heute noch so warm als an dem Tage, an dem er sich einschiffte zu seiner romantischen Liebesfahrt, um sein goldenes Vließ, Paulinens Herz, zu bewahren und zu retten?

Die Frage lenkte die Theilnahme der Frauen auf Pauline,

auf Vetter und Wiesel, und man verlangte, Gentz solle erzählen, welche Nachrichten er erhalten habe.

Nachrichten, wie sie zu erwarten standen, antwortete er. Wiesel hat Pauline in Paris in die große Welt geführt, wo sie das höchste Aufsehen erregte durch Schönheit und Geist, und bald begreifen lernte, welch eine Macht sie in sich besitze. Wie natürlich war Wiesel voll von Planen, die ihm Reichthum und Ansehen erwerben sollen. Er dachte an großartige Lieferungen, an Finanzoperationen, an Kolonisirungen, wußte für Alles Mittel und Wege anzugeben und brauchte dazu den Beistand einflußreicher Männer, den er durch Paulinens Herrschaft über dieselben zu gewinnen trachtete. Pauline versprach Alles, wollte Alles leisten, so lange sie an Wiesels Liebe glaubte und ihn liebte; seit aber Wiesel sie nicht mehr mit der Gluth der Flitterwochen behandelte, ist auch sie kälter geworden. Wiesel hat ihr Vorwürfe gemacht, wenn sie sich weigerte, ihren Einfluß auf die Machthabenden zu seinen Zwecken zu benutzen, und hat ihr Vorwürfe gemacht, wenn die einflußreichen Männer, welche sie begünstigen sollte, ihr mehr gefielen, sie lebhafter beschäftigten, als er es für nöthig hielt. Die Ehe, obschon sie kaum ein halbes Jahr besteht, ist bereits die unglücklichste der Welt.

Und Vetter? der arme Vetter? wie geht es ihm? fragte Rahel.

Er leidet, wenn Pauline sich ihrem Manne zuwendet, er leidet, wenn sie in tausend flüchtigen Verbindungen die Kraft ihrer Seele erschöpft und nach immer neuen Enttäuschungen in immer schmerzlichere Zerrissenheit und Muthlosigkeit versinkt. Er wünscht ihr eine große, wahre Leidenschaft als Rettungsanker in dem Element der Entsittlichung, das ihr droht; und zittert bei dem Gedanken, jene Leidenschaft könne für einen Anderen erwachen als für ihn. Er versichert, diese Qualen nicht ertragen zu können, und sagt, daß es ihm unmöglich sei, die Unglückliche, seine angebetete Pauline, zu verlassen. Er beneidet den Prinzen um sein

stilles Dasein in Schricke, und schwört, es sei ihm dennoch das Leben in Paulinens Nähe solch dringendes Bedürfniß, daß er bleiben müsse. Wüßte er sie glücklich durch Liebe, so würde er sich von ihr trennen, denn die Qualen des Ixion seien gering gegen Das, was er erdulde! schloß Gentz mit spöttischem Lächeln.

Wie können Sie darüber lachen? fragte Dorothea.

Ich lache, wie es Jeder thäte, der sich so billigen Kaufes als Prophet erblickt. Als Vetter von mir Abschied nahm, rief ich ihm des Karlos Wort gegen Klavigo zu: Da geht wieder Einer hin, der einen dummen Streich macht! aber Rahel und der Prinz fanden es erhaben. Ich glaubte nicht an die guten Folgen der erhabenen Thorheit, und ich sehe, daß ich recht gehabt habe.

Nennen Sie es Thorheit, wenn man für seinen Glauben, für seine Liebe stirbt? fragte Dorothea.

Ja! ohne alle Frage! Wenn man die Möglichkeit hat dafür zu leben, antwortete Gentz, und Tilly fügte hinzu: So lassen Sie uns also ein Wenig das Leben bedenken. Sie, liebe Rahel! schaffen uns den Prinzen her; Sie helfen dadurch mit Ihren schönen Händen die Karten mischen zu dem großen Spiele, und wir küssen dankbar diese schönen Hände, da man uns — die Lippen nicht gönnt. Auf diese Weise fördern wir das Wohl Europa's und die eigene Zufriedenheit; das ist Alles, was man in der Welt vermag.

Dann, während die Frauen über Pauline und Vetter sprachen und Schlegel das hebräische Gebetbuch betrachtete, dem die Mendelsonsche Uebersetzung beigefügt war, sagte Tilly zu Gentz: Sehen Sie die Ruhe Schlegels; sitzt er nicht da, unbekümmert um Dorothea, als wüßte er gar nicht, daß sie einen hübschen Theil der Lucinde geschrieben und ihren Mann um Schlegels willen verlassen hat? Die Ehe bringt den Frieden über diese deutschen Männer; und dieser Frieden ist eben so wunderbar als komisch.

Fünfzehntes Kapitel.

Die Depesche, welche der Kourier an jenem Morgen dem Prinzen Louis Ferdinand überreichte, hatte die Aufforderung des Königs enthalten, der Prinz möge bei dem bevorstehenden Manöver in der Gegend von Magdeburg die Sorge für die französischen Heerführer auf sich nehmen, welche man eingeladen hatte, den Uebungen beizuwohnen.

Diese Nachricht mußte dem Prinzen in doppelter Rücksicht willkommen sein. Einmal bewies sie, daß der König sich mit ihm als ausgesöhnt betrachtete, was um so erwünschter war, je drohender die Lage des Vaterlandes wurde, anderseits machte sie für den Augenblick allen Ueberlegungen Louis Ferdinands ein Ende, da sie ihn zwang, wenigstens für einige Zeit seiner zurückgezogenen Lebensweise zu entsagen, wozu er, so sehr er es sich zu verbergen strebte, die lebhafteste Neigung empfand.

Die Manöver sollten in den ersten Tagen des September beginnen und schon eine Woche vorher war das Eintreffen der französischen Heerführer angesagt, welche einstweilen in Schricke die Gäste des Prinzen werden sollten, da das Lager der Truppen sich bis an die Grenze seiner Besitzungen erstreckte.

Mit schlecht verhehlter Zufriedenheit erfuhr Monsieur François,

mit Betrübniß Henriette, daß der Prinz nun in das Schloß ziehen und seine Wohnung in der Meierei verlassen werde. Henriettens häusliches Glück hatte dadurch ein Ende.

Schon am nächsten Tage wurden die Zimmer im Schlosse für den Prinzen eingerichtet und zum Empfange der Gäste geöffnet. Monsieur François besorgte die Uebersiedlung mit einem Eifer, mit einer so ängstlichen Hast, als fürchte er, jeden Augenblick könne ein Gegenbefehl seine Hoffnungen zerstören. Henriette ging traurig durch das kleine Haus. Bei jeder Chatoulle, bei jedem Koffer, den François einem Diener zum Forttragen übergab, drängten sich ihr die Thränen in die Augen. Der Prinz war ausgeritten mit seinen von Magdeburg angelangten Adjutanten, das Terrain des Lagers zu besehen, das man abzustecken begonnen hatte. Erst spät am Abende kehrte er heim und sprach in der Meierei vor, um Henriette zu sehen.

Wie immer war der Tisch für zwei Personen gedeckt, wie immer erwartete ihn Henriette; indessen das frohe Lächeln war von ihren Lippen verschwunden. Der Prinz bemerkte es und fragte um die Ursache; aber lebhaft angeregt durch die Aussicht auf das Manöver, voll von dem Gedanken, wie man die Truppen anhalten müsse, Ausgezeichnetes zu leisten, um vor den Fremden, dem Rufe des preußischen Heeres genug zu thun, beachtete der Prinz die Klagen seiner Geliebten nur in so fern, als er sich durch sie verstimmt und gehindert fühlte.

Er warf ihr vor, daß sie egoistisch in der Liebe sei, daß sie kein Herz habe für das höhere Interesse ihres Geliebten, daß sie niemals zu begreifen vermöge, welche Empfindungen die Brust eines Mannes, eines Prinzen, bewegten; und heftig gemacht durch ihre hervorstürzenden Thränen, rief er: Du hast nur Ein Unglück gehabt, das Unglück, den Kammerrath nicht zu heirathen. Ein alter Mann, der wandellos im Schlafrock an Deiner Seite gesessen und die ganze Welt in Deiner beschränkten Häuslichkeit

gefunden hätte, wäre Dir ein größeres Glück gewesen als meine Liebe, der ich nicht die Welt vergessen kann über die Küsse und Thränen eines Weibes.

Unmuthig verließ er sie, warf die Thüre zu und schwang sich auf das Pferd. Die Erinnerung an diese Scene bedrückte ihn; er ritt schnell, um seine Heftigkeit austoben zu lassen. Zum erstenmale war ihm Henriette lästig, zum erstenmale wünschte er, ihr lieber nie begegnet zu sein. Sein Landleben an ihrer Seite erschien ihm wie eine Thorheit, welche ihn in den Augen des Hofes und seiner Freunde lächerlich machen müsse, und das um so mehr, als Henriette keine jener glänzenden Eigenschaften besaß, die seine Liebe für sie nach den Begriffen der Welt rechtfertigen konnten. Es mußte Allen unbegreiflich scheinen, daß Prinz Louis Ferdinand einer Henriette Fromm zu Liebe, sich vom Hofe, aus jenen Kreisen entfernte, für die er geboren war, daß er daran denken konnte, für sie einer glänzenden Laufbahn zu entsagen, welche sich ihm unter den jetzigen Verhältnissen doch früher oder später eröffnen mußte. Daß er aus innerer Unzufriedenheit mit seiner Stellung in der Monarchie, aus Ueberdruß an seinen ungeordneten Verhältnissen, aus Uebersättigung endlich, zu dem Gedanken an eine ganz entgegengesetzte Lebensweise getrieben worden war, das vergaß er in diesem Augenblicke, um die Last seines aus Enttäuschung hervorgegangenen Unmuthes, nicht auf sich selbst, sondern auf Henriette zu wälzen.

Als er in die weite Halle des Schlosses trat, die luftigen Treppen emporstieg und seine Adjutanten in dem hellerleuchteten Saale seiner wartend fand, dachte er mit Beängstigung an die kleinen Zimmer, an das häusliche Leben in der Meierei. Er kam sich wie ein Verbannter vor, der aus dem Exil in seine rechtmäßige Heimath zurückkehrt, und mehrmals im Laufe des Abends drängten sich die Bilder der französischen vertriebenen Prinzen vor seine Seele, um die lebhafteste Theilnahme an ihrem Mißge-

schick in ihm hervorzurufen. So oft er gegen Rahel den Wunsch ausgesprochen hatte, kein Prinz, sondern frei und unabhängig zu sein und wäre es in der engsten Beschränkung, so unerträglich schien ihm jetzt jede andere Existenz, als die eines Fürsten für sich.

Mit dem ersten Schritte in das Schloß trat auch die ganze Vergangenheit des Prinzen in ihre Rechte. Er fühlte sich freier athmen in den weiten Räumen, seine Phantasie erwachte wieder, er sehnte sich nach Musik und die Melodien strömten ihm in reicher Fülle zu.

Die Briefe von Rahel, von Tilly und Gentz fanden ihn in günstiger Stimmung. Nach Berlin zu kommen, wie Rahel ihn aufforderte, war ihm unmöglich, da er dem Willen des Königs zu Folge bei dem Manöver bleiben mußte. Tilly einzuladen, wozu er Neigung hatte, da die leeren Säle des Schlosses Gäste zu fordern schienen, war nicht thunlich, weil der Prinz die republikanischen Generale bei sich aufnehmen sollte, und nicht durch die Anwesenheit des streng legitimistischen Grafen Tilly das Ausbrechen unbehaglichen Meinungsstreites herbeiführen durfte. Aber Gentz erhielt noch am Tage nach der Ankunft seines Briefes eine Aufforderung des Prinzen, ihn in Schricke zu besuchen, und den berühmten Claviervirtuosen Dussek mit sich zu bringen, der seit einiger Zeit in die Dienste des Prinzen getreten war.

Das Schreiben von Gentz begleiteten die Briefe von Vetter an den Prinzen und an Gentz, dem der Letztere auf seine Weise spöttelnde Erläuterungen hinzugefügt hatte. Trotz dieser Sarkasmen machte jedoch derselbe auf den Prinzen einen lebhaften Eindruck durch die Schilderung von dem Wesen, von dem Charakter Paulinens und von ihrer unglücklichen Ehe.

Die verschiedensten Personen, Rahel, Dorothea, Schlegel, Frau von Grotthuß, Gentz, Tilly und Vetter hatten diese Pauline jeder auf seine Weise gelobt und getadelt; darin aber waren Alle übereingekommen, daß sie aus unerklärlicher Laune eine Wahl

getroffen habe, die sie nicht glücklich machen konnte, und daß sie eines besseren Looses werth sei. Jetzt hatte jene Voraussetzung sich erfüllt, Pauline war unglücklich, wie Vetter es schrieb. Sie haschte nach Zerstreuung, um sich zu übertäuben. Wie sehr verstand der Prinz diesen Zustand! Ohne daß er Pauline kannte, dachte er lebhaft an sie. Er stellte sie sich vor in der wunderbaren Anmuth und Schönheit, in der Eigenthümlichkeit des Wesens, die man ihr einstimmig zuerkannte, trostlos ringend um die Liebe eines Mannes, dem sie nichts war, als ein Mittel zu seinen ehrgeizigen Zwecken. Er sah sie ungeliebt, leeren Herzens, unbefriedigten Geistes durch das Gewühl der Gesellschaftssäle wandern, zusammenbrechend vor einsamem Schmerz in der Stille ihrer Gemächer, wenn sie ihres verfehlten Daseins und all' der Liebe gedachte, die sie fühlte, ohne sie einem Würdigen spenden zu können.

Oh! einem solchen Weibe den Glauben an Liebe wieder zu geben, das muß ein großes Glück sein, sagte er, als François ihn am Abende auskleidete, so laut zu sich selbst, daß dieser es hörte und die Frage wagte, ob Hoheit mit ihm gesprochen habe?

Nein, François! entgegnete der Prinz, aber Sie haben ja wohl die Tochter des Staatssecretairs Geheimrath Cäsar gekannt?

Welche? Hoheit! Der Geheimrath hat viele Töchter.

Pauline! sagte der Prinz und mußte lächeln, da er bei dem Aussprechen dieses Namens jene innere Scheu empfand, die den blöden Jüngling abhält, vor Fremden den Namen der Geliebten zu nennen.

La petite Pauline! o gewiß Hoheit, denn sie war tellement espiègle, daß man im ganzen Schlosse auf seiner Huth sein mußte vor ihren Streichen. Sie war gleichsam an allen Ecken auf einmal! Wollte man eine Livree anziehen, so hatte sie bunte Fleckchen darauf genäht, suchte ihr Vater seine Perrücke, so hatte sie sie einem Treppenpfosten aufgestülpt, oder am Ende eines dunkeln Korridors von Kissen und Kleidern einen loup garoux hinge-

stellt, daß alle Mägde vor Entsetzen aufkreischten. Kein Kind, kein Hund fanden vor ihr Ruhe und die Geheimräthin klagte oft, daß es eine Noth sei, weil la petite Pauline Nichts lernen und weder von Haushalt noch Nähzeug hören wolle. Je l'ai très bien connue, elle est devenue belle femme après tout! — schloß der Alte.

Der Prinz hörte ihm mit einer Neugier zu, die er selbst eben so komisch als unerklärlich fand. Ein so fröhliches Gemüth, dachte er, und doch unglücklich! Aber ein fröhliches Gemüth schien ihm in diesem Augenblicke ein hoher Reiz an einer Frau, da er durch Henriettens Trauer über seine Entfernung zu leiden gehabt hatte.

Ist Mademoiselle Pauline blond oder braun? fragte er plötzlich.

D'un blond foncé, sagte François, groß, voll, la plus belle gorge, les bras superbes! Fuß und Gang comme une vraie parisienne! Und Augen Hoheit! Augen wie ein Sommerhimmel mit Sonnenschein.

Sie werden zum Poeten für Mademoiselle Pauline, meinte der Prinz lächelnd.

Sie ist nicht mehr Mademoiselle, Hoheit! sie ist verheirathet mit Monsieur Wiesel und in Paris, tant que j'en sais!

Ich weiß es! antwortete Louis Ferdinand und wunderte sich, warum er sich Pauline immer als Mädchen, niemals als Wiesels Frau vorgestellt habe, obschon er sie als dessen Braut nennen hörte an jenem Abende, da man ihrer zum ersten Male in seiner Gegenwart erwähnte.

Die Unterhaltung hatte ein Ende mit diesen Worten; der Prinz vergaß sie in den nächsten Tagen, als das Schloß anfing sich mit Gästen zu füllen, aber Monsieur François hatte das Gespräch wohl behalten.

Niemand kannte den Prinzen so gut als er, Niemand verstand jede Aeußerung desselben so sicher auf ihre Quelle zurückzuführen. So unbeständig Louis Ferdinand in seinen Neigungen für Frauen

auch war, so fest glaubte er von jeder Leidenschaft, diese werde dauern, diese sein ganzes Wesen für immer erfüllen. Weder der Vergangenheit und früherer Liebe, noch der Zukunft und der Möglichkeit einer neuen Leidenschaft gedachte er dann. Die ganze übrige Frauenwelt ließ ihn kalt; er sah, er dachte, er empfand nur die Geliebte und sein Glück in ihr. Sobald er Theilnahme für irgend ein weibliches Wesen außer der Geliebten bezeigte, war der höchste Wärmepunkt der Leidenschaft für sie, nach Monsieur François' Thermometer, erreicht, ein Steigen derselben unmöglich, ein Erkalten wahrscheinlich.

Fast niemals hatten ihn diese Beobachtungen in früherer Zeit getäuscht, Mademoiselle Fromm jedoch hatte all seine bisherigen Erfahrungen zu nichte gemacht; schon deshalb liebte er sie nicht. Er mußte sich gestehen, daß die eigentliche Leidenschaft des Prinzen für sie von kurzer Dauer gewesen sei, die Anhänglichkeit an Henriette war aber, trotz mancher Störungen, die dem wachsamen Auge eines so feinen und beständigen Beobachters nicht entgangen waren, tiefer, als er sie dem Prinzen überhaupt zugetraut hatte. Diese Anhänglichkeit mißfiel ihm, weil sie seine Plane, seine Absichten kreuzte. Er gehörte nicht, wie der Jäger Oehrdorf, zu jenen Dienstboten, welche nur um Geld dem Herrn dienen. Nächst sich selbst und seinen Vortheil liebte er Nichts so sehr als seinen Prinzen und dessen Ruhm und Ehre, wie er sie verstand.

In François' Gedächtniß lebten die Erzählungen seines Vaters, welcher einem der galantesten Prinzen am Hofe Ludwigs des Fünfzehnten gedient hatte. Die tollkühnsten Wagnisse, die freigebigste Großmuth, die zügellosesten Orgien und der ritterlichste Frauendienst waren nach seiner Ansicht nöthig, um das Ideal eines jungen Fürsten darzustellen; sein Ehrgeiz bestand darin, einem solchen Ideale zu dienen. Von ganzem Herzen nahm er Theil an den Abenteuern des Prinzen; die Eroberung einer gefeierten stolzen Schönheit nach leidenschaftlicher Bewerbung war ihm ein Tag des

Sieges, des Triumphes, der ihn stolz machte, als hätte der Prinz eine Schlacht gewonnen. Sorgsam wachte er über die Gesundheit seines Herrn, so weit er es vermochte, damit die Schönheit, die Kraft desselben nicht Abbruch litten. Den Prinzen beneidet, bewundert zu sehen, machte seinen Stolz und seine Freude. Diesen Zweck zu erreichen, hätte er versucht das Unmögliche möglich zu machen; dafür verlangte er aber auch, ohne es doch fordern zu dürfen, daß der Prinz beständig dem Ideale entspräche, welches er sich von ihm gemacht hatte. Vor den Fenstern einer Fürstentochter, die Louis Ferdinand unter Lebensgefahren zu entführen beabsichtigt hätte, während die ganze Welt sie ihm streitig machte, würde Monsieur François trotz seiner sechszig Jahre willig Nachtwache gehalten haben in scharfer Kälte, um froh lächelnd die Heldenthat seines Prinzen zu berichten, nachdem sie gelungen war. Aber ein Verhältniß, wie das zu Mademoiselle Fromm, war ihm verhaßt, denn es bot keine Spannung, es erregte keine Neugier, erforderte keinen Muth. Louis Ferdinand bedurfte François nicht dabei. Niemand beneidete den Prinzen, ja! man fing an ihn in seiner Zurückgezogenheit zu vergessen. Deshalb haßte François Mademoiselle Fromm und hielt es für Pflicht, seinen Herrn wo möglich von einem Verhältnisse frei zu machen, bei dem die besten Kräfte desselben keinen Spielraum fanden, bei dem der glänzende, schöne Prinz zu einem bürgerlichen Hausvater herabzusinken drohte.

So erfüllte denn des Prinzen Frage nach Pauline das Herz des Alten mit Zufriedenheit. Nicht als ob er geglaubt hätte, sein Herr könne eine Neigung hegen für eine Frau, die er gar nicht kannte, aber die Hoffnung tauchte in ihm auf, der Prinz fühle sich nicht mehr durch Mademoiselle Fromm befriedigt, er habe Langeweile, eine Aenderung, eine neue und hoffentlich glänzendere Aera könne beginnen.

Schon die Entfernung aus der Meierei, die Ankunft der

über die Erde aus. Vom Himmel sahen die Sterne hell hernieder, während die Rauchwolken der Wachtfeuer sich röthlich weiß, im Dunkeln leuchtend, erhoben, und glitzernd wieder schimmerten in den Bajonetten der zusammen gestellten Gewehre.

Hier und dort brannten große Feuer in den Feldküchen, vor welchen den Soldaten unter Aufsicht der Feldwebel die Abendration zugetheilt ward. In den Stallungen wurde Häcksel geschnitten und Geschirre gesäubert, in vielen Zelten Kleider geputzt, Riemenzeug weiß gemacht und Alles für den kommenden Tag vorbereitet; vor anderen Zelten saßen die Soldaten rauchend, würfelnd oder schwatzend beisammen. Lieder von den Heldenthaten des alten Fritz erklangen an allen Ecken, untermischt mit Spottgesängen, welche zur Zeit des Feldzuges in der Champagne gegen die Franzosen gedichtet worden waren, ehe man die Kraft der französischen Waffen zum Nachtheil des preußischen Heeres kennen gelernt hatte. Aber trotz dieser übeln Erfahrung glaubte man sich unbesiegbar und wünschte Nichts sehnlicher, als diesen verhaßten Franzosen gegenüber zu stehen, deren gastliche Aufnahme im Lager von der Mehrzahl der Offiziere sehr widerwillig angesehen wurde.

Am lautesten ging es jedoch vor dem großen Speisezelte der Offiziere her, welche heute auf Befehl des Königs diesen fränkischen Gästen ein Mittagsmahl gegeben hatten, bei dem auch Prinz Louis gegenwärtig gewesen war. Man hatte die Tafel bereits aufgehoben und verweilte noch in größern und kleinern Gruppen beisammen sitzend, unter der überdachten Vorhalle, welche eigens für diesen Tag vor dem Zelte errichtet worden war. Brennende Pechtonnen warfen ein dunkelrothes Licht über die ganze Scene. Sie machten es der herbeigeströmten Menge möglich, die Theilnehmer des Festes zu betrachten, während diesen die magisch beleuchtete Volksmasse, und die von Reitknechten zum Nachhauseritt bereit gehaltenen Pferde, deren Köpfe über dem Ge-

wühl hervorragten, einen eigenthümlichen, lebensvollen Anblick gewährten.

Dem Feste zu Ehren war man von der strengen Lagerordnung abgewichen, welche Fremden den Besuch des Lagers nach Sonnenuntergang verwehrte. Sowohl in der Halle als vor derselben befanden sich eine große Anzahl von Civil-Personen, und das Fragen, Schwatzen und Erklären war hier so lebhaft, daß man kaum die Musik zu hören vermochte, welche innerhalb des Festlokales ausgeführt wurde.

Vor allen Andern war jedoch eine Gruppe der Gegenstand allgemeiner Neugier, die ziemlich im Mittelpunkt der Vorhalle um einen Tisch beisammen saß. Sie bestand aus einer Anzahl Militairs, und aus zwei Männern in Civilkleidern. Mehr als die Hälfte von allen diesen rauchte, und zwar die eben erst in Europa eingeführten Cigarren, deren Gebrauch durch die Kriegszüge der Franzosen sich schnell unter den jungen Männern der vornehmen Gesellschaft verbreitete.

An jenem Tische schien es sehr zwanglos herzugehen. Prinz Louis Ferdinand hatte hier nach der Tafel mit denjenigen Franzosen Platz genommen, welche in Schricke seine Gäste waren. Der Kriegsrath Gentz und der Kapellmeister Dussek, die am Morgen den Prinzen in das Lager begleitet, waren als Civilisten nicht bei dem Mahle zugegen gewesen, nahmen nun aber, auf die Einladung des Prinzen, an der Gesellschaft Theil, die noch beisammen geblieben war.

Man hatte von Musik gesprochen und auf Dusseks Veranlassung wurden von der Regimentsmusik einige jener französischen Romanzen ausgeführt, welche durch die Truppen den Weg nach Deutschland gefunden hatten. Nun spielte man gerade das schöne Vous me quittez und einer der jungen Franzosen, General Grenier, ein geübter Sänger, trug die Romanze vor, da der Prinz wohl die Musik, aber nicht die Worte kannte. Sie lauteten:

Vous me quittez pour aller à la gloire,
Mon triste coeur suivra partout vos pas
Allez, volez au temple de mémoire
Suivez l'honneur, mais ne m'oubliez pas.

A vos devoires comme à l'amour fidèle
Cherchez la gloire évitez le trépas
Dans ces combats où l'honneur Vous appelle,
Distinguez Vous, mais ne m'oubliez pas.

Que faire hélas! dans mes peines cruelles
Je crains la paix autant que le combat
Vous y verrez tant de beautés nouvelles
Vous leur plairez, mais ne m'oubliez pas.

Oui! Vous leur plairez et Vous vaincrez sans cesse,
Mars et l'amour guidront partout vos pas;
De Vos succès gardez la douce ivresse
Soyez heureux; mais ne m'oubliez pas.

Die weiche und doch volle Bruststimme, mit der das Lied gesungen ward, machte auf Alle den günstigsten Eindruck; auch der Prinz fand es ansprechend.

Auffallend ist es mir, sagte er, daß gefühlvolle, man möchte sagen, sentimentale Romanzen, wie diese oder gar wie le beau Dunois, Anklang finden bei Ihren Truppen. Man sollte meinen, das aux armes! der Marseillaise müsse jeden milderen Klang in der Seele übertönen.

Eines schließt das Andere nicht aus, Hoheit! sagte Dussek, im Gegentheil! Nur ein Volk, das tiefer, menschlicher Gefühle fähig, das in diesen Gefühlen furchtbar verletzt worden ist, kann zu dem blutigen Kriegsgesange der Marseillaise gelangen, in der doch auch die Elemente des weichen, rührenden Schmerzes, neben dem blutigen Aufrufe zur Rache nicht fehlen. Merkwür-

dig ist es, daß diese Hymne in ihrer Komposition keinen wilden Charakter hat, sondern einen ruhigen, feierlichen Ernst, wie ihn schon das langsam fortschreitende, marschartige Tempo andeutet.

Und doch! wie elektrisirt die Marseillaise! rief General Grenier. Es ist wahr, man hat das Lied gesungen, als Tausende von schuldlosen Opfern ihr Leben unter dem Beile der Guillotine verbluteten, man hat es gesungen, als Schandthaten verübt wurden unter dem Deckmantel des Rechtes, der Nothwendigkeit! Aber dennoch wird dieses Lied jedem Franzosen heilig und begeisternd sein, wie Lerchenjubel bei Sonnenaufgang, als Tag verkündendes Symbol. Wenn unsere Truppen zusammenbrachen in dem Wüstensande vor den Pyramiden, wenn die Sonne das Mark ihrer Knochen ausgedörrt hatte bis zur höchsten Erschöpfung, so genügte es, die Marseillaise spielen zu lassen, um neues Leben, neue Kraft in ihnen zu erwecken. Mit diesem Liede sind wir unüberwindlich, es ist die Hymne unserer Befreiung, das Loblied der Göttin, für die wir kämpfen. Mit dem Klang der Marseillaise will ich mein Regiment gegen eine Welt voll Teufel führen und kein Franzose soll weichen.

Plötzlich unterbrach er sich, als fühle er die Unvorsichtigkeit, diese leidenschaftliche Aeußerung in Gegenwart des Prinzen gethan zu haben. Dieser bemerkte es und sagte ruhig: Unbesorgt, General! wir sind unter Kameraden! Ich begreife die Kraft, welche eine Armee belebt, wenn sie für eine Idee kämpft; wir selbst haben dies bewiesen in den Tagen Friedrichs des Großen.

Verzeihen Hoheit! rief Grenier, für eine Idee hat man in Preußen damals nicht gekämpft, sondern für einen angebeteten Herrscher, der ein Genie war.

Das bleibt sich gleich! meinte einer der älteren französischen Generale, man war doch unüberwindlich durch die Begeisterung für ihn.

Nein! behauptete Grenier, ein starrer Republikaner, das ist nicht gleich. Bei uns liegt das begeisternde Prinzip in dem Freiheitsbewußtsein jedes Einzelnen; und fallen Tausende unter dem Kugelregen, das Freiheitsbewußtsein bleibt ganz und ungetheilt in der Brust des letzten Ueberlebenden; das ist une et indivisible. Die Begeisterung aber, welche sich an das Genie eines Fürsten knüpft, geht überall mit dem Tode des Genie's unter.

Und doch übt Bonaparte's Name denselben Einfluß auf die Truppen, wie der Klang der Marseillaise, behauptete Dussek.

Weil Bonaparte der Repräsentant der gesicherten Freiheit ist, die wir beim Klange der Marseillaise erkämpften. Bonaparte liebt die Republik und hält sie heilig, wie er seine Mutter, Madame Lätitia, liebt und ehrt. Tausendmal hat er sein Leben in die Schanze geschlagen für die Republik, er würde sterben für sie —

Und sie wird untergehen für ihn, fiel ihm der Kriegsrath Gentz in die Rede.

Was soll das heißen? fragten die Franzosen heftig.

Daß die Tage einander folgen und sich nicht gleichen! Ich habe in Berlin einen Gesandten der Republik gekannt, der sein Ludwigskreuz sorgfältig verwahrte, weil, wie er zu sagen pflegte, man es doch gelegentlich noch brauchen könne.

Wer hat das gewagt? Wer war der Ehrlose? Es ist eine Verleumdung! riefen die Franzosen durcheinander, und ein Zerwürfniß schien unvermeidlich.

Da erhob sich der Prinz, der nachlässig auf seinem Sessel gelegen hatte, die Füße auf einen Feldstuhl ausgestreckt, ein ernster, schweigender Zuhörer der letzten Unterhaltung. Hoch aufgerichtet stand er da und mit aller Würde eines zum Befehlen gebornen Mannes sagte er: Keinen Streit meine Herren! konnte ich schweigen, wenn unsere Gäste behaupteten, das Preußen Friedrichs des Großen sei zu Grabe getragen mit der Leiche meines königlichen

Ahnherrn, wer will es dann wagen, in diesem Augenblicke eine Ungerechtigkeit zu rügen?

Alle verstummten, und plötzlich von dem Ernste zum Tone leichten Scherzes übergehend sprach er: Genug der Tagesgeschichte und des Lärmes, den die knarrenden Räder der Weltuhr machen; lassen Sie uns fröhlichere Dinge hören! Dussek! jetzt ist es Zeit, uns endlich einmal die Geschichte Ihrer Prinzessin-Entführung zu erzählen.

Sie haben eine Prinzessin entführt? rief Grenier, und wie? und wann? Hat die Leier des Arion sie bewogen, den Klängen freiwillig zu folgen?

Nichts davon, meine Herren! sagte Gentz, er ist entführt worden.

Von einer Prinzessin?

Bei Nacht und Nebel! bestätigte Dussek, den Mund öffnend, als wolle er weiter erzählen; dann schwieg er und legte sich behaglich lächelnd in den Stuhl zurück.

Die Neugier der Uebrigen war aber nun angeregt, man wollte sich die Erzählung nicht unterschlagen lassen, man drang in ihn, und mit jener Eitelkeit, von der kein Mann, am wenigsten ein Virtuose frei ist, sagte er: Im Grunde ist die Sache die einfachste von der Welt. Wir Andern, denen die Natur mit dem Talent eine frühe geistige Reife gegeben hat, wir treten so zeitig in das Leben, daß wir die gewöhnlichen Erfahrungen durchgemacht haben in dem Alter, in welchem andere Männer erst zu leben beginnen. Dafür muß das Schicksal uns dann etwas Besonderes zukommen lassen, wenn es uns für unser Mahl ein Dessert zudenkt.

Er sagte dies mit wegwerfender Gleichgültigkeit, während auf seinem vollen blühenden Gesichte und aus den blitzenden Augen die ganze Freude eines Lebemannes leuchtete, der mit nachgenießender Erinnerung seiner frohen Stunden gedenkt, neben dem Siegesbewußtsein eines bei Frauen glücklichen Mannes.

Thatsachen, Dussek! rief man von allen Seiten, Thatsachen und keine Betrachtungen! Schnell mit dem Texte heraus, die Melodie werden wir selbst uns machen!

Nun wohlan, versetzte er, aber dann muß ich ein Stück meiner Lebensgeschichte als Introduktion geben dürfen.

Dies ward ihm bewilligt, Alle rückten näher, nur Gentz setzte sich an einen Nebentisch und fing an, die Berliner Zeitung zu durchblättern, welche sich auf demselben befand.

Fürchten Sie Gentz! fragte der Prinz, der plötzlich aus tiefem Sinnen emporsah und des Kriegsraths Entfernung bemerkte, fürchten Sie, daß Ihre Tugend von Dusseks Erzählung beleidigt werden könnte?

Nein Hoheit! antwortete er, aber mich quält das Anhören fremder Liebesgeschichten, in denen die Eitelkeit immer so majestätisch umher spaziert. Mir ist fremde Eitelkeit zuwider, weil ich die eigene hochachte und liebe.

Man lachte darüber, Gentz ließ sich aber nicht irre machen und Dussek hub also an, während seine schönen, etwas zu fetten Hände mit den reichen Gehängen seiner Uhrkette spielten und ein kostbarer Brillant an seiner Rechten im Lichtglanz funkelte: Die Introduktion soll kurz sein! Ich bin in Böhmen geboren, der Sohn armer Eltern und war vor vier Jahren sechs und dreißig Jahre alt. In diesen sechs und dreißig Jahren war ich Musikant, Jesuitenschüler, Organist, Studiosus der Philosophie, Magister, Prinzenlehrer, Bach's Schüler, Musikalienhändler in London, verheirathet, arm und reich; vergessen in der Heimath, angebetet in Italien und Frankreich; von Prinzessinnen, von Maria Antoinette gefeiert und verzogen, von meiner Frau in London gequält; von meinen Gläubigern aus London vertrieben, wofür Gott sie lohne und bezahle statt meiner, denn mit dieser Vertreibung ward ich des Musikalienhandels, meiner Frau, meiner Gläubiger und der englischen Nebelatmosphäre auf einmal ledig. Das war ein Glück,

wie ich es allein noch zu empfinden vermochte. Das sogenannte Glück hatte mich seit Jahren so sehr mit seinen billigen Gaben überschüttet, daß es mich langweilte; nur in der Befreiung von Widerwärtigkeiten fand ich jene süße Genugthuung, jene anmuthige Erregung für mich wieder, welche anderen Leuten das Glück gewährt. In dieser Stimmung langte ich in Hamburg an und gab Konzerte, weil ich so nöthig Geld brauchte, als ich wenig Luft hatte Musik zu machen vor jenen Krämern, denen der Klang ihrer Dukaten und das Knarren der Speicherwinden die süßesten Töne sind.

Sie thun den Hamburgern Unrecht, fiel der Prinz ihm in das Wort, ich habe dort Seelen gefunden, die tief empfänglich waren für Musik!

Ja! weibliche Seelen! und besonders für die Musik, die ein schöner Fürst sich herabläßt vorzutragen. Was ist denn überhaupt undankbarer, als sein Licht, sein Genie leuchten zu lassen vor einem Publikum? — Man bezahlt uns, man versteht uns nicht. Nur das Volk und die Aristokraten verstehen Musik, mit aller Achtung vor denen, die weder zum Volke, noch zur Aristokratie gehören.

Oho! rief Grenier, so schnell kommen Sie nicht fort über diese Behauptung. Sagen Sie uns erst, wie Sie das meinen?

Ganz einfach! entgegnete Dussek, man muß sorglos wie das Volk am Tage den Tag leben oder aller Sorgen enthoben sein, um die Musik rein auf sich wirken zu lassen; man muß leichtsinnig oder glücklich sein.

Und der Unglückliche, der von ihr Trost verlangt — wendete einer der Männer ein.

Der steht in keinem reinen Verhältniß zur Musik, eben weil er schon ein Bestimmtes von ihr fordert. Er trägt seine Wünsche, seine Empfindungen in die Musik hinüber, er genießt sie nicht rein, aber —

Aber lassen wir diese Paradoxen, unterbrach ihn der Prinz, und erzählen Sie uns von der glückseligen Aristokratin, welche die Musik nicht nur rein, sondern so allein zu genießen wünschte, daß sie den Musiker entführte. Wie sah sie aus? war sie jung? blond? schön?

Hoheit! ein Kenner wie Sie und diese Frage! rief Dussek, wie ist das möglich? Junge, blonde Weiber entführt man, die haben den Muth der Duldung, nicht die Energie der That! Nein! meine Räuberin war eine Frau in der Fülle des Lebens, eine jener Russinnen, in deren Adern alle Gluth der orientalischen Race sich unter der nordischen Schneehaut birgt; eine Frau, geschaffen mit dem Muth der Liebe, die erkämpft und ertrotzt, was sie ersehnt, da sie nicht die Kraft hat, es zu entbehren. Müde häuslicher Kämpfe, stumpfgehetzt von finanziellen Verdrießlichkeiten, gelangweilt durch Glück und Leid, ohne inneren Lebenszweck als den, mein Leben zu fristen, weil ich es nicht enden mochte, kam ich nach Hamburg und gab mein erstes Konzert. Gleichgültig spielte ich Gleichgültiges, bis mein Blick plötzlich in zwei schwarze, glanzlose, unergründliche Augen tauchte, die mich magnetisch festhielten. Eine brennende Gluth strömte von ihnen in mein Wesen, meine Finger waren davon durchzittert, meine Seele belebt; ich konnte nicht aufhören, die Augen anzusehen, und doch hatte diese urplötzliche Anziehung etwas so Unheimliches für mich, daß ich beschloß, diese Frau nicht kennen zu lernen.

Und Sie machten es wie jener junge Militär, unterbrach ihn General Grenier, der sich aus Angst vor dem Tode erschoß, ehe die Schlacht begann.

Nein, sagte Dussek, ich that Nichts der Art. Ich verhielt mich nach meinem Vorsatze; aber kaum war das Konzert beendet, als die Dame an mich herantrat, mir in den wärmsten Lobsprüchen ihren Beifall ausdrückte und mich fragte, ob ich mich entschließen könne, ihr Musikunterricht zu geben? Sie sei die Fürstin Natalie —

Natalie? nun weiter heraus mit dem Namen, rief der Prinz, da Duſſek ihn nicht nennen zu wollen ſchien.

Verzeihen Sie Hoheit! der Name Natalie mag genügen, denn bald war ſie mir nicht die Prinzeſſin, ſondern nur noch Natalie, ein wunderbares Weib. Ich habe viel Frauen gekannt; Keine — die ihr glich. Ihr ganzes Weſen war eine Flamme, welche zuſammenſchlug über den Mann, den ſie erwählt, ihn abtrennend von aller Welt, ihn der Welt entrückend und entziehend. Man lebte neben ihr in Extaſen der Liebe, gemartert von ihrer raſenden Eiferſucht, gequält von ihrer Tyrannei, und doch ſo gefeſſelt, ſo geblendet von ihrer Liebesgluth, daß man vergaß, es gäbe noch Etwas außer ihr. Ich hätte mich losreißen, ſie fliehen mögen, hätte ich nur den Gedanken zu faſſen vermocht, wohin? Auf die Frage wohin? gab es immer nur eine Antwort: zu ihr! —

Duſſek! rief der Prinz, ich beſchwöre Sie, wo lebt dieſes Weib? dieſes göttliche Wunder der Natur?

Sie lebt nicht mehr! antwortete Duſſek, und es lebt Keine Keine, die ihr gleich wäre.

Nichts iſt ohne ſeines Gleichen in der Natur! warf Gentz ſpöttelnd hin, der ſich doch wieder der Unterhaltung zugewendet hatte, nachdem er die Zeitungen durchblättert.

Doch! meinte Grenier, unſere Revolution und Bonaparte ſind bis jetzt ohne ihres Gleichen auf der Erde.

Und Cäſar? und Brutus? fragte Gentz, indem er mit feinem, überlegenen Lächeln den enthuſiaſtiſchen Franzoſen anblickte. Die franzöſiſche Revolution wird den Kreislauf aller Revolutionen durchmachen. War es denn anders in Rom, als es jetzt iſt? — Brutus erkämpft die Freiheit, als das Joch der Tyrannei unerträglich geworden iſt; die Erhabenheit der Republik ſcheitert an den menſchlichen Leidenſchaften, an Genußſucht und Herrſchſucht; der Fauſtkampf um dieſe beginnt. Aus der Anarchie des Kampfes errettet ein Genius die Kämpfenden, indem er alle knechtet. Die

Diktatur, die Herrschaft dieses Einzelnen endet naturgemäß in Willkür, die neuen Umsturz, neue Befreiung verlangt und findet. Ehe zehn Jahre vorüber sind, wird Frankreich durch Bonaparte selbst an dieses Ziel geführt sein! Das ist der Kreislauf des Menschheitsjahres, dem man als Zuschauer seinen Gang lassen muß, ohne im Frühjahr den Sommer, im Sommer den Winter hervorzaubern zu wollen. Der Vernünftige trachtet einzig danach, sich in jeder Jahreszeit so gut als möglich einzurichten, um diejenige erwarten zu können, welche ihm die angenehmste ist.

Bei diesen Worten strich er sein Haar und sein Jabot zurecht und wickelte sich fester in den Mantel, den er schon lange umgeschlagen hatte, während die andern Männer noch in Ueberröcken saßen, und Dussek, vom Weine und von seinen Erinnerungen erhitzt, die offene Brust dem kühlen Abendwinde Preis gab.

Gentz's Eitelkeit, die es nicht ertragen konnte, daß ein Anderer so lange Zeit der Gegenstand der Theilnahme für die Gesellschaft blieb, hatte durch seine Bemerkung eine Mißstimmung hervorgerufen, welche auf ihn zurückwirkte. Grenier, tödtlich verletzt, stellte ihm lebhaft alle Begeisterung für sein republikanisches Vaterland, allen Glauben an den Republikanismus des ersten Konsuls entgegen. Dussek, obschon von dem Prinzen zum Fortfahren in seiner Erzählung aufgefordert, fand die Stimmung dazu nicht wieder. Kalt und nicht ohne Schmerz berichtete er, wie die Prinzessin, in Folge eifersüchtiger Zweifel, ihn durch ein Billet mit verstellter Handschrift zu einem Rendezvous nach einer der Vorstädte gelockt habe. Er sei der Aufforderung gefolgt, habe dort die Prinzessin selbst in ihrem Wagen gefunden und diese ihn, statt zurück nach Hamburg, auf ein entlegenes Gut in Dänemark gefahren, wo sie ihn zwei Jahre so zu fesseln gewußt habe, daß er halb freiwillig, halb gezwungen ihr Gefangener geblieben sei. Man sprach noch eine Weile darüber, dann mahnte der Prinz zum Aufbruch, weil die frühere Heiterkeit nicht wiederkehren wollte.

Plötzlich, als man die Festhalle verließ und die Pferde geholt wurden, entstand ein Gedränge vor dem Zelte, man rief nach Wachen, der Braune des Prinzen, den Johann in einiger Entfernung bereit hielt, bäumte sich wiehernd empor. Angstrufe aus weiblicher Kehle ließen sich vernehmen, man schrie um Hilfe, und den wilden Lärm übertönend stieß der alte Johann die Worte aus: mit Hunden soll man das Gesindel hetzen, das meinen Prinzen zu beleidigen wagt, todtschlagen muß man das Volk, das keinen Respekt mehr hat.

Johann, donnerte die Stimme Louis Ferdinands dazwischen, mein Pferd!

Der Befehl des Herrn machte den Alten verstummen, wie das Vortreten des Prinzen augenblicklich Ruhe zu Wege brachte. Die Armee-Gensd'armen, welche auf den Lärm herbeigekommen waren, machten Platz für die Pferde, der Prinz und seine Begleiter stiegen auf, während einige Andre sich in die Wagen setzten, um den Rückweg anzutreten.

Im Abreiten musterte des Prinzen klares, blaues Auge, das lebhaft an seinen Ahnherrn Friedrich den Großen erinnerte, die Gruppen, aus denen der Streit hervorgegangen war. Da fiel sein Blick auf einen stattlichen Mann, an den sich eine Frau wie bittend und besänftigend lehnte, während er die Faust drohend gegen den alten Johann erhob und, den Hut vor dem Prinzen nicht wie alle Uebrigen lüftend, mürrisch zwischen den Zähnen brummte und schimpfte. Die Worte: ich bin Herr in meinem Hause und kein Prinz und kein Teufel soll wider meinen Willen hinein! erreichten das Ohr Louis Ferdinands.

Der Prinz sah nochmals hin; er erkannte plötzlich die Dame. Es war ein Fräulein von Wernink, die früher als gefeierte Schönheit in Berlin geglänzt hatte. Dort war der Prinz ihr begegnet, und aufmerksam auf sie geworden, als eine schnelle Heirath, zu der man das Mädchen gezwungen hatte, sie seinen Blicken entzog

Er erinnerte sich deutlich der Thatsachen, ohne den Namen oder den Wohnort ihres Mannes zu kennen.

Möllendorf! sagte er, zu seinem Adjutanten gewendet, fragen Sie doch gelegentlich Johann, was es da gegeben hat? Sie können es mir Abends berichten.

Ich weiß es bereits Hoheit! da ich mich zufällig außer dem Zelte befand, als sich der Streit erhob.

Nun? und was war es?

Die Frau, welche Hoheit wohl bemerkt haben werden, sprach ganz bezaubert von Dero Schönheit, wie sie Nichts sehnlicher wünsche, als Sie einmal zu sehen und zu sprechen, und der Mann — Möllendorf stockte.

Nun der wünschte es eben deshalb nicht, dies begreife ich. Er würde es um so weniger wünschen, wüßte er, daß ich dies prächtige dunkle Weib wohl auch einmal wieder sehen möchte, wenn sie am Tage noch so schön ist, als sie früher war, und in der halben Beleuchtung noch zu sein scheint. Aber warum zankte man denn? was kümmerte das den Johann?

Eine unehrerbietige Aeußerung des Mannes —

Nur weiter! rief der Prinz, da Möllendorf abermals innehielt. Ich befehle Ihnen, seine Worte zu wiederholen.

Er meinte, er wolle Hoheit nicht rathen, seine Schwelle zu betreten, in seinem Hause sei er Herr, und wisse es vor Verführern der Weiber zu wahren. Er würde Hoheit die Thür verschließen, selbst wenn Sie der König wären und die ganze übrige Welt sich Ihren Besuch wie eine Gnade erbäte.

Oho, rief Louis Ferdinand lachend, aber nicht ohne Gereiztheit, da haben wir ja den stolzen freien Bürger, den Republikaner auf deutscher Erde! Und nicht wahr? Johann hat diesen Collatinus —

Mit der Reitpeitsche geschlagen, da er zufällig jene Reden hörte; darüber entstand der Lärm, fiel Möllendorf dem Prinzen in das Wort.

Dieser schwieg eine Weile, dann sprach er von gleichgültigen Dingen mit seinen Gefährten. Erst als sie die Treppe zu den Gemächern des Prinzen in Schricke erstiegen, wendete er sich wieder an Möllendorf mit der Frage: Wissen Sie zufällig wie der Mann hieß?

Amtmann Scheinert auf Bernau.

Scheinert auf Bernau, wiederholte der Prinz, das ist ja ganz in unserer Nähe?

Dann war von dem Ereignisse nicht weiter die Rede.

Siebenzehntes Kapitel.

Der nächste Tag war ein Ruhetag. Man hatte den Abend nach der Rückkehr aus dem Lager musicirt, dann zu den Karten gegriffen und sich erst gegen Tages-Anbruch getrennt. Noch schliefen Gentz und Dussek ermüdet, als Louis Ferdinand schon am Morgen seine militairischen Gäste um sich versammelt hatte, und ein Pistolenschießen im Garten in Vorschlag brachte.

Die Scheibe wurde aufgesteckt, Pistolen herbeigebracht und das Schießen begann. Der Prinz hatte tüchtige Mitbewerber um den Ruhm des besten Schützen. Die Franzosen waren sehr geübt, die feste, unwandelbare Scheibe war für sie Alle kein schweres Ziel. Man fing an nach Flatterscheiben zu schießen, aber auch hierin fand man kein Genügen, denn obschon der Prinz jedesmal mit Sicherheit traf, so gelang dies den Andern mehr oder weniger ebenfalls, und es bot sich dadurch nicht die Spannung, welche Louis Ferdinand allein in diesen Uebungen suchte.

Wagen Sie es einen Schuß zu thun wie Tell? fragte er plötzlich.

Falls Hoheit den Schuß meinen, mit welchem er Geßler tödtete, so haben wir zu derlei oft genug Gelegenheit, wenn wir dem Feinde gegenüber stehen, antwortete einer der Franzosen.

Wer spricht davon? rief der Prinz. Nein! würden Sie es wagen von dem Haupte eines Sohnes, aus der Hand eines Menschen, den Sie lieb haben, einen Apfel fortzuschießen?

Die Anwesenden verneinten. Johann soll kommen! befahl der Prinz, und François eilte freudestrahlend davon, ihn zu holen, weil er ahnte, worauf es abgesehen sei.

Als Johann kam, sagte der Prinz: Diesem Menschen habe ich das Leben gerettet, er ist mir werth, ein treuer Diener; er und ich wir kennen einander. Ich werde die Kokarde an seinem Hute zum Ziele nehmen.

Die Anwesenden drückten auf verschiedene Weise ihr Erstaunen aus. Der Prinz sprach ein Paar Worte leise mit seinem Diener, dann stellte sich der Alte in Schußweite, der Prinz legte an und die Umstehenden hielten es noch für unwahrscheinlich, daß er den Schuß wagen werde, als schon das Pulver aufblitzte, das Pistol losbrannte und der alte Johann aus der Rauchwolke hervortretend, ruhig den Livreehut in der Hand, auf seinen Herrn zuschritt.

Grade mitten durch die Kokarde, wie Hoheit gewollt! sagte er und hielt den Fremden triumphirend den Hut zur Besichtigung hin. Die Kugel muß in den Baum hinter mir geschlagen sein.

Die Franzosen sprachen lebhaft ihren Beifall aus, man betrachtete den Hut, man suchte die Kugel, lobte den alten Johann, sein Vertrauen auf den Prinzen, die sichere Hand des Letzteren.

I nun! meinte Johann, wir haben noch andere Stückchen, Hoheit und ich; wenn er sie nur zeigen wollte, ich wäre schon dabei. Hoheit haben mir schon manch schönes Mal einen Thaler zwischen den Fingern weggeschossen und ich wollte wohl, daß die Herrschaften das ansehen könnten. Die letzte Zeit haben wir immer französisches Geld dazu genommen und —

Ein andermal wollen wir Deutsches nehmen, unterbrach der Prinz den gesprächigen Alten, um die Erzählung zu verhindern,

wie er nach französischem Gelde zielend, den Wunsch geäußert hatte, Frankreich so sicher vernichten zu können, als seine Münzen.

Die Bewunderung seiner Gäste belebte Louis Ferdinand. Man kam von der Unterhaltung über das Pistolschießen auf den Gebrauch der übrigen Waffen, man sprach von Duellen auf Hieb und Stich, ließ Degen und Fleurets herbeibringen und der Prinz trat mit Grenier in die Schranken.

Sie hatten eben einige Stöße gewechselt, als plötzlich der Portier die Ankunft des Königs meldete. Louis Ferdinand stand in seiner Morgenkleidung, in leichtem Pantalon mit grüner runder Jacke, mit entblößtem Halse und unfrisirt mitten unter seinen Gästen; seine Wangen waren geröthet von der Aufregung und Bewegung, seine Hände von dem Laden der Pistolen geschwärzt, das er selbst zu besorgen liebte, wenn es einen Meisterschuß galt. Dem Könige so entgegen zu treten, der streng auf die Regeln des Anstandes hielt, und dem Prinzen seine unbefangene Nachlässigkeit den Fremden gegenüber zum Vorwurfe gemacht haben würde, wünschte er nicht; und doch mußte er ihm begegnen, wenn er den Weg zu seinem Zimmer antrat, um seine Kleidung zu wechseln.

Verlegen blickte François, der eben noch in allem Stolze über seinen Herrn geglänzt hatte, auf diesen hin; fragend sahen ihn die Adjutanten an. Der König sah nach den Berliner Mißhelligkeiten den Prinzen zum erstenmale wieder, und man mußte fürchten, daß unter diesen Umständen die Aussöhnung, welche so wünschenswerth schien, gestört oder verzögert werden könne.

Louis Ferdinand allein schien nicht im Geringsten beunruhigt. Er warf das Rapier zur Erde, eilte nach dem Schlosse, faßte das Kreuzholz eines offenen Fensters und schwang sich mit kräftigem Sprunge schnell in ein Zimmer, von dem aus er seine Gemächer erreichen konnte, ohne dem Könige zu begegnen.

Kaum aber hatte dieser, seine Gemahlin am Arme, den Garten betreten, als wie durch einen Zauber Prinz Louis in voller

Uniform vor ihm erschien, mit jener ruhigen, in sich gefaßten Haltung, welche den König selbst auszeichnete, und die er deshalb auch an Andern schätzte.

Die Franzosen trauten ihren Augen nicht, als sie den Prinzen erblickten, der durch solche Züge ihre besondere Theilnahme gewann. Aufmerksam betrachteten sie die beiden Fürsten, welche die verschiedenen Gesinnungen des Volkes in sich darstellten, und dadurch einander in gewissem Betrachte seit lange feindlich gegenüber gestanden hatten.

Beide, hoch und schlank gewachsen, wie das ganze Geschlecht der Hohenzollern, waren in der ersten Blüthe des jugendlichen Mannesalters. Zeichnete den König sein abgeschlossenes Wesen, sein ruhig blickendes Auge vor vielen Andern aus, so leuchtete von dem Antlitze Louis Ferdinands eine geniale Lebhaftigkeit, ein strahlendes Jugendbewußtsein.

Zwischen den beiden Männern stand die junge Königin Louise, das schöne Antlitz mit den großen blauen Augen von blondem Gelock reich umflossen. Während sie dem Prinzen freundlich die Hand reichte, welche er dankbar küßte, sagte der König: Haben einmal sehen wollen, die Königin und ich, wie weit Sie mit Ihren Einrichtungen in Schricke gekommen sind. Habe viel davon gehört durch Dero Frau Mutter, sehr damit zufrieden gewesen und mit Ihrer Beharrlichkeit. Sollten aber, wenn Sie hier fortkommen können, den Winter in Berlin zubringen, würde der Frau Mutter doch lieber sein.

Diese Worte hoben die Verbannung des Prinzen auf. Die Königin blickte ihn mit jener schönen Freude an, welche edle Naturen über fremdes Glück empfinden. Sie hatte es ausdrücklich gefordert, den König bei diesem Besuche zu begleiten, weil sie wußte, daß dem Prinzen eine erwünschte Botschaft verkündet werden sollte; aber der Ausdruck in den Zügen desselben entsprach den Erwartungen der Königin nicht.

Achtzehntes Kapitel.

Der Vorgang mit dem Amtmann Scheinert, der Besuch des Königs mit seinen verschiedenen Ereignissen, hatten die kaum beruhigte Seele des Prinzen wieder aus dem Gleichgewichte gebracht. Er fühlte sich nicht aufgelegt mit seinen Gästen zu verkehren, und eilte nach der Meierei, sich zu erholen, sich zu zerstreuen.

Es waren wieder zwei Tage vergangen, in denen der Prinz sie nicht besucht hatte. Henriette, gewöhnt an ein inniges Beisammensein mit dem Geliebten, sah sich versäumt. Sie empfing ihn mit Vorwürfen, welche in ihren Thränen erstickten. Sie klagte über seine Vernachlässigung, über ihre Einsamkeit, über die Langeweile, welche ihr Theil sei, während der Prinz mit seinen Genossen fröhliche Stunden verlebe.

Um sie zu erheitern schlug er ihr vor, noch an demselben Tage mit Gentz und Dussek zu ihr zu kommen. Er erzählte ihr das Abenteuer des Letzteren mit allem Zauber der Phantasie, mit dem seine Seele sich die von Dussek kurz angedeuteten Vorgänge ausgemalt hatte. Henriette hörte aufmerksam zu. Sie hatte seit Monaten in solcher Abgeschiedenheit von der Welt gelebt, daß sie, bereits an das Leben in der Gesellschaft gewöhnt, sich nach Menschen sehnte, ohne es zu wissen. Der Gedanke, den Helden eines

so romantischen Abenteuers kennen zu lernen, regte sie an und beschäftigte sie so lebhaft, daß sie kaum noch des Prinzen gedachte, sondern nur nach Dussek fragte, nur von ihm zu hören begehrte.

Louis Ferdinand theilte mit was er wußte, theilte es gern und freundlich mit, und dennoch war es ihm unangenehm, daß Henriette nicht größeres Gewicht auf seine Begegnung mit dem Könige legte, von der er ihr ebenfalls gesprochen hatte, daß sie gleichgültig fortging über seine Auseinandersetzung von den Folgen dieser Versöhnung, daß sie nach der Kleidung der Königin fragte, und endlich mit Tändeln und Küssen der ganzen Unterhaltung ein Ende machte.

Als der Prinz sie verließ, war er nicht heiterer als zuvor. Ich bin ein Thor, sagte er sich, daß ich von einem Kinde die verstandesreife Theilnahme einer vernünftigen Frau erwarte, aber warum mußte ich mein Herz an das Dasein eines Kindes knüpfen? Warum mußte meine Wahl auf Henriette fallen, während ich an Rahel sehen konnte, welcher Tiefe die weibliche Seele fähig ist? Wie konnte mich dies reizende Aeußere, diese vergängliche Jugendfrische über die geistige Unbedeutendheit verblenden? bin ich verpflichtet, mein ganzes Sein an ein kindisches Wesen zu verschwenden, weil ich im Rausche der Leidenschaft seinen inneren Gehalt überschätzte?

Diese Fragen, welche in ihrer Auseinanderlegung zu schmerzlichen Verwickelungen führten, beängsteten den Prinzen, er wollte den Gedanken daran um jeden Preis los werden; es verlangte ihn nach heftiger, körperlicher Bewegung, nach gewaltsamer Zerstreuung. Er trank viel bei der Tafel und befahl dann, die Pferde vorzuführen.

Als dies geschehen war, wendete er sich zu Grenier und den Anderen mit der Frage: Haben Sie Lust zu sehen, wie man Festungen erobert?

Gewiß, Hoheit! wenn Sie die Eroberung leiten.

So folgen Sie mir.

Und wohin?

Nach Bernau zu einem Amtmann Scheinert, der dem Prinzen Louis Ferdinand, dem gefährlichen Verführer, sein Haus verschließen will.

Die Adjutanten blickten ihn betroffen an, auch Grenier und Gentz schwiegen bedenklich, endlich bemerkte dieser: es werde doch schon frühe dunkel in dieser Zeit, ob Hoheit das Unternehmen nicht auf den folgenden Tag verschieben wollten?

Mit Nichten! am Abend ist man am behaglichsten im traulichen Familienkreise, aber wenn die Herren dort Langeweile fürchten, so bleiben Sie zurück. Ohnedies wird Mademoiselle Fromm Sie, lieber Gentz, und den Kapellmeister erwarten. Bleiben Sie also zurück, gehen Sie zu ihr und unterhalten Sie sie, falls ich später heimkehren sollte, als ich glaube.

Mit diesen Worten verließ er das Zimmer, Grenier allein folgte ihm, und von Johann begleitet machten sie sich auf den Weg.

Man hatte mehr als zwei Stunden zu reiten bis nach Bernau. Als sie dort anlangten, mochte es fünf Uhr Nachmittags sein. Auf dem stillen Amthofe war außer einigen Arbeitern Niemand zu sehen. Das Haus lag von großen, herbstlich gelben Bäumen beschattet in tiefem Frieden. Bei dem Pferdegetrappel schlug der große Kettenhund an und zugleich tauchte an einem der unteren Fenster ein schwarzlockiger Frauenkopf empor, dessen Stirne sich bei dem Anblicke des Prinzen mit dunkeler Röthe überzog. Eine schlanke und doch üppige Gestalt erhob sich, warf eilig das Nähzeug aus den Händen, und verschwand vom Fenster.

Das ist die Festung, lachte der Prinz, und — da erscheint ja schon der Kommandant! fügte er hinzu, als der Amtmann in sichtlicher Verlegenheit vor die Thüre seines Hauses trat, ohne zu wissen, was er thun oder sagen solle.

Der Prinz kam dem sich demüthig neigenden Manne zuvor. Man hat behauptet, Herr Amtmann! daß Sie gestern ganz abscheuliche Dinge gegen mich gesprochen haben, für die ich Sie müßte zur Rechenschaft ziehen lassen, wenn ich es nicht vorzöge, von ihnen den Thatbeweis des Gegentheils zu erlangen, indem ich mich bei Ihnen zu Gaste lade. Ich hoffe, ich bin Ihnen willkommen und Sie führen uns zu Ihrer schönen Frau, die ich von früher zu kennen das Glück habe. Ich sah sie eben das Fenster verlassen.

Der Prinz sprach diese Worte mit einem Anschein freimüthiger Heiterkeit, die den Spott nicht zu verhüllen vermochte. Der Amtmann empfand ihn, empfand die Kränkung, welche ihm zugefügt ward, und um so schwerer, als es in Gegenwart von Franzosen geschah, die schon damals sich durch Geringschätzung der Deutschen verhaßt gemacht hatten. Aber der empörte Stolz des Mannes konnte nicht die Herrschaft gewinnen über das tief eingewurzelte Gefühl ererbter Unterthänigkeit. Schon der Großvater des Amtmanns war königlich preußischer Beamter gewesen, abhängig von dem Willen und der Gnade des preußischen Königshauses, dessen Domaine er verwaltete. Die königlichen Prinzen unter ihrem Dache beherbergt, an ihrer Tafel bei Jagden bewirthet zu haben, war der Ehrgeiz, der Stolz seiner Eltern gewesen. Vom Könige, von den Prinzen hatte man ihn als Kind gelehrt mit der Achtung zu sprechen, sie mit der Ehrfurcht zu betrachten, mit welcher man von Gott und dem Heilande sprach. Sie waren dem Unterthan, dem Beamten höhere Wesen, an die kein gewöhnlicher Maßstab gelegt werden durfte. Selbst die Verirrungen der Herrscher galten für berechtigt, durften nicht als solche betrachtet und in der Familie dieser treuen Beamten kaum erwähnt werden. Das war ja eben die gelobte Unterthanentreue.

Freilich hegte der Amtmann dies blinde Unterthänigkeitsgefühl nicht mehr; freilich hatte die Revolution ihn belehrt, da jedes

Volk ein Recht habe, die Thaten seiner Beherrscher zu beurtheilen; und deshalb hatte er sich als Mann offen über den Leichtsinn ausgesprochen, welchen Prinz Louis den Weibern gegenüber bewies. Aber als der Prinz nun vor ihm stand, mit dem Hoheitsblicke eines jener glücklichen Menschen, denen nicht Gehorsam und Unterordnung als die ersten Pflichten gepredigt und anerzogen worden sind, als der Prinz Aufnahme begehrte in das Haus, welches der Amtmann für den Onkel desselben, den alten Prinzen Heinrich verwaltete, da ward die Unterwürfigkeit des bezahlten Beamten, des unfreien Dieners, durch lange Gewohnheit mächtig über den freieren Sinn des Mannes, und sich selbst, seine Abhängigkeit, seine Feigheit verwünschend, sagte der Amtmann, wie sehr er sich durch den Besuch seiner königlichen Hoheit geehrt fühle, und wie es ihm eine Genugthuung sei, daß Hoheit mehr auf die alte Treue der Familie Scheinert, als auf die Verläumdung böswilliger Menschen geachtet habe.

Diese Scene währte nur einen Augenblick, und doch empfand der Prinz, als er die spottenden Worte gesprochen, als der Amtmann ihn demüthig willkommen geheißen hatte, die tiefste Beschämung, die schmerzlichste Reue. Er, der eifrige Vertreter persönlicher Freiheit, deutschen Volksbewußtseins, trat beiden zu nahe in Gegenwart eines Franzosen. Er begriff sich selbst nicht; er verachtete sich um einer Eitelkeit willen, welche Befriedigung verlangte auf Kosten eines Ehrenmannes.

Wäre er allein gewesen mit dem Amtmanne, er hätte seiner offenen Natur gemäß, freimüthig die innere Bewegung seiner Seele enthüllt, sein Unrecht gestanden und ehrlich Verzeihung erbeten. In Greniers Gegenwart dies zu thun, schien ihm unmöglich, und doch fühlte er, es würde edler, fürstlicher gehandelt sein, eine verdiente Zurechtweisung zu ertragen, als einen Bürger des Landes zu kränken, dessen Fürst zu heißen die ganze eigene Würde ausmachte. Wie mußte der Republikaner herabsehen auf diese

Zustände! Wie gerechtfertigt mußte er die Verbannung, den Tod seiner Königsfamilie finden, wenn Menschen so tief durch Herrschaft und Knechtschaft zu sinken vermögen!

Innerlichst erregt, bot der Prinz äußerlich seine ganze Liebenswürdigkeit auf; er zeigte den ganzen männlichen Freimuth seines Wesens, um das Zutrauen des Amtmannes zu gewinnen, um den Weg für eine spätere Verständigung und Ausgleichung anzubahnen, um nicht zu elend vor Grenier zu erscheinen.

Der Amtmann führte seine Gäste in das beste Zimmer des Hauses, das bald darauf die Frau betrat, doppelt schön in der beglückenden Gewißheit, der Besuch des Prinzen gelte ihr und doppelt freundlich, um ihn die harte Aeußerung ihres Mannes vergessen zu machen.

Mathilde Scheinert war die Tochter eines adligen Beamten aus Berlin, sie hatte eine gute Erziehung genossen, sich in den höhern Kreisen der Gesellschaft bewegt, und fand das Landleben in Bernau, trotz treuer Pflichterfüllung und trotz der Liebe ihres Mannes oft recht eintönig, besonders, da ihre Ehe kinderlos war. Seit Monaten hatten die Erzählungen von der idyllischen Einsamkeit, in welcher Prinz Louis mit seiner Geliebten lebte, die Gegend erfüllt; sie waren auch Mathilden zu Ohren gekommen und der Gegenstand ihrer Träumereien geworden, wenn sie nach vollendetem Tagewerk sich einsam an der Seite ihres Mannes fühlte. Je mehr ihre Jugend entfloh, je weniger sie sich verbergen konnte, daß selbst ihre große Schönheit nicht mehr die strahlende Frische früherer Jahre habe, um so schmerzlicher schien es ihr, eigentlich nie das Glück der Liebe gekannt, und ein gleichmäßig stilles Dasein, ohne Leid aber auch ohne Freude gelebt zu haben. Sie sehnte sich nach einem einzigen Tage voller Glücksempfindung, nach dem Bewußtsein, einem Manne mehr gewesen zu sein, als eine brave Hausfrau. Henriette Fromm erschien ihr das neidenswertheste Weib der Erde, weil sie die Liebe eines Louis Ferdinand

in dem Grade besaß, daß er für sie der ganzen übrigen Welt entsagen konnte.

Und als sie bei dem Feste im Lager den Prinzen wiedersah, der einst einen lebhaften Eindruck auf ihr Herz gemacht, als er jetzt in der gewinnenden Anmuth seiner Schönheit vor ihr stand, ihr achtungsvoll begegnend, wie einer Königin, um ihrem Manne auf diese Weise genugzuthun, da zog eine heiße, flammende Liebe in ihr Herz, die sich nur zu deutlich den geübten Augen des Prinzen und seines Begleiters verrieth.

Der Besuch währte länger als der Prinz beabsichtigt hatte, denn sein Betragen söhnte den treuherzigen Amtmann aus, der es jetzt selbst nicht mehr begriff, wie er jemals Worte des Tadels gegen den Prinzen auszusprechen vermochte. Die Freundlichkeit, mit der er sich die Wiederkehr desselben für die bevorstehende Jagdzeit erbat, die Zuversicht des Ehrenmannes, der sich von dem Manne kein Arg versieht, welchem er gastlich sein Haus geöffnet, bewegten den Prinzen. Er versprach sich, den Frieden dieses Hauses zu achten, aber er fühlte, daß er dann nicht wiederkehren dürfe, denn die leuchtenden Blicke Mathildens schlugen wie zündende Blitze in sein Gehirn und brachten seine Sinne in Aufruhr. Er wollte ihrem Auge ausweichen, und doch zog es ihn an, er wollte ehrenhaft handeln an dem ehrenhaften Manne, und doch ward ihm dieser mehr und mehr Mathildens beneideter Gatte.

Stunde auf Stunde schwand in diesem Zwiespalte dahin, der für eine Natur, wie die des Prinzen, nicht ohne Reiz war. Grenier berichtete von Aegypten, von Bonaparte, von seinen Zügen in Ost und West, weder Mathilde noch der Prinz hörten Etwas davon. Je mehr ihr Mann sich, von den Erzählungen des jungen Generals gefesselt, diesem zuwendete, um so unverwandter hing Mathildens Auge an dem Auge des Prinzen. Als er sich endlich erhob, um den Heimweg anzutreten, erbleichte sie plötzlich.

Starr und leblos stand sie da, sich selbst zürnend über ihre

Unbeweglichkeit, und doch unfähig sie zu besiegen oder ein Wort zu sprechen.

Der Prinz bemerkte es mit Ueberraschung. Wie mächtig mußte die Leidenschaft in dieser Seele sein! Er betrachtete sie mit schnellem, prüfenden Blicke, trat nahe an sie heran und sagte leise: wir sehen uns wieder Mathilde!

Der Amtmann begleitete seine Gäste vor das Haus, Mathilde blieb schweigend, das Gesicht mit beiden Händen verdeckend, auf der Stelle stehen, auf welcher der Prinz sie verlassen hatte. Erst die Rückkehr ihres Mannes, sein Vorwurf, daß sie die Wirthin nicht zu machen verstehe, daß sie solchen Herrschaften gegenüber befangen und linkisch sei, erweckten sie aus ihrem Traume, wie die verzückte Hellsehende zu einer niedern Wirklichkeit zurückgerufen wird.

Neunzehntes Kapitel.

Als an diesem Abende die vergoldete Pendule in dem Zimmer, welches Gentz in Schricke bewohnte, die siebente Stunde geschlagen hatte, war Dussek, eine Melodie aus seiner „Jagd" trällernd, hineingetreten.

Nun gehen wir? fragte er.

Zur Fromm? Ich nicht, falls der Prinz nicht zurückkehrt, und selbst dann kaum. Ich entschuldige mich mit Briefen nach England, die ich auch wirklich schreiben will.

Aber der Prinz wird es übel nehmen, da er es gefordert hat.

Cher ami! lächelte Gentz, für eine Geliebte, die man seit zwei Jahren besitzt, ist man nicht so empfindlich; das sollten Sie wissen, denke ich; und am Wenigsten für Henriette, die gar nicht les grandes manières einer maitresse en titre hat, sondern die langweilige Art einer rechtmäßigen Hausfrau. Der Prinz wird nicht so schnell zurückkehren; Henriette, die ihn ächt hausfräulich als ihr Eigenthum betrachtet, als ein Grundstück, auf das sie eine Hypothek hat, wird traurig sein, beleidigt, schmollend — dafür habe ich keine Zeit. Die Kleine begreift nicht, daß eine Geliebte nur dann allmächtig ist, nur dann dauernd fesselt, wenn sie alle die Eigenschaften, alle die Demuth, die Hingebung, die Nachsicht besitzt,

welche eine Hausfrau haben müßte, um den Einfluß der reizendsten Geliebten zu zerstören.

Sie haben tiefe Kenntnisse in dem Bereiche, lieber Kriegsrath!

Es hat mich Etwas gekostet, sie zu erwerben! Frau Kriegsräthin Gentz hat mich die negative Seite dieser Wissenschaft so gründlich kennen lehren, daß ich meine Studien als beendet betrachten durfte. Daher ließ ich von dem Advokaten mit gutem Bedachte trennen, was der Pfaffe ohne Ueberlegung salbungsvoll zusammen geschmiedet hatte. Seitdem ist mir Alles zuwider, was mich an meine Ehe erinnert, und Henriette Fromm vor Allem, in ihrer langweiligen Treue.

Dennoch möchte ich sie kennen lernen, meinte Dussek, denn ich liebe die sanften, schmachtenden Blondinen bisweilen.

So gehen Sie hin, um so mehr, da der Prinz es gewünscht hat, und benutzen Sie das tête à tête, das Sie haben werden, so liebenswürdig zu sein als möglich; denn der Prinz wird nicht kommen und die Kleine Trost und Erheiterung brauchen. Sie thun ein gutes Werk, Kapellmeister!

Mit den Worten legte sich Gentz, der eine vornehme Nachlässigkeit im Aeußern zur Schau zu tragen liebte, bequem auf das Sopha zurecht, Dussek nahm von ihm Abschied, ihn seinen Arbeiten zu überlassen, und ging durch die dunkeln Gänge des Parkes nach der Meierei, deren Fenster freundlich erleuchtet durch die Nacht winkten.

Fast kein Ereigniß des Lebens betrachtet man mit größerer Sorglosigkeit, als das Herantreten neuer Persönlichkeiten in festgewohnte Kreise, und doch ist es eines der bedeutungsvollsten. Niemand, der in die fernste Beziehung zu uns tritt, ist ohne Einfluß auf uns, auf die Gestaltung unserer Zukunft, unseres Lebens; Jeder schlingt einen leisen Faden durch unser Dasein, und wie diese verschiedenen Fäden sich dann kreuzen, welch' ein Ge-

webe sie bilden, uns zu halten, zu verstricken, das möchte dem schärfsten Verstande oft unmöglich sein, vorauszubestimmen.

Jener Abend begann eine neue Entwicklung in dem Leben des Prinzen und Henriettens. Tage reihten sich an Tage, Wochen an Wochen, das Lager war längst abgebrochen, die militairischen Gäste in ihre Garnisonen, Gentz nach Berlin zurückgekehrt, und noch immer erwartete man dort die Rückkehr des Prinzen Louis Ferdinand vergebens, der in Schricke verweilte, obschon die Herbststürme das letzte Laub von den Bäumen geweht und Nebel und Kälte sich über die Gegend gebreitet hatten. Weder der Prinz, noch Henriette schienen dies zu bemerken; denn der Einfluß der äußeren Natur verschwindet für den Menschen, wenn sein Seelenleben bedeutend angeregt ist.

Mathildens Schönheit, ihre schnell erwachte Leidenschaft hatten alle guten Vorsätze des Prinzen erstickt. Er dachte nur an sie, an ihren Besitz; aber der Amtmann Scheinert war kein feiler Höfling, dem die Schande seines Hauses mit einer Gnadenbezeugung zu bezahlen gewesen wäre. Er verbot seiner Frau, als er über die Leidenschaft derselben nicht mehr im Zweifel sein konnte, den Prinzen wiederzusehen, er verbot diesem endlich den Besuch seines Hauses, freimüthig erklärend, er wolle lieber von Haus und Hof wandern, ehe er zugebe, daß seine Gattin ein Opfer des Prinzen werde.

Er dachte daran die von Leidenschaft verblendete Frau zu entfernen, aber wohin sollte er sie senden? Zu ihren Eltern nach Berlin? Dort war sie sich selbst und dem Prinzen überlassen! Nur in der Nähe ihres Gatten, nur in seiner Obhut, unter seiner Leitung war es denkbar, daß sie ihm und ihren früheren Verhältnissen wiedergegeben und erhalten bliebe. Indeß trotz der Sorgfalt des Amtmanns fand der Prinz Gelegenheit, Mathilde zu sehen. Die gewagtesten Unternehmungen dazu, die wildesten Touren zu Pferde, waren ihm die willkommensten. Jedes solche

Wagniß, jede abenteuerliche Verkleidung erhöhten sein Verdienst und seine Schönheit in Mathildens Augen, und schon nach wenig Wochen war sie, hingerissen von seiner Leidenschaft und ihrer eigenen Liebe, entschlossen, ihren Gatten zu verlassen, um dem Prinzen zu folgen.

Er wünschte sie nach Berlin zu führen, aber er mißtraute der Verschwiegenheit seiner Leute, er wollte selbst François nicht in das Geheimniß dieser Flucht einweihen, aus Besorgniß, es könne Henrietten verrathen werden, die wunderbar genug, die langen und häufigen Abwesenheiten ihres Geliebten nicht zu bemerken, oder nur wenig zu beachten schien.

So oft der Prinz in die Meierei kam, sie zu besuchen und das Kind zu sehen, klopfte sein Herz, und er bangte vor den Klagen, vor den Thränen Henriettens; indeß diese Thränen schienen getrocknet, alle Klagen verstummt zu sein. Sie empfing ihn sanft und heiter, sie erzählte ihm, wie sie Glück und Freude daran finde, unter des Kapellmeisters freundlicher Leitung ihre vernachlässigten musikalischen Uebungen wieder aufzunehmen; sie rühmte die Güte, mit der Dussek sich ihr und ihrer Unterhaltung widme, und der Prinz ließ sich dies gern gefallen, weil es ihm die Freiheit gewährte, deren er in diesem Augenblicke bedurfte. Der vierzigjährige Dussek, den sein sybaritisches Leben stark und schon ein Wenig schwerfällig gemacht hatte, der es nicht verhehlte, wie ihm die Frauen keiner idealen Hingebung mehr werth schienen, Dussek war nicht der Mann, den Louis Ferdinand als einen Nebenbuhler gefürchtet hätte, wäre er in seiner jetzigen Leidenschaft für Mathilde, auch irgend einer derartigen Ueberlegung fähig gewesen.

All sein Sinnen und Trachten war auf Mathildens Entführung gerichtet. Hatte er sie aus dem Hause ihres Gatten entfernt, konnte er sie nur während vierundzwanzig Stunden an einem Orte verbergen, an dem man sie nicht vermuthete, so ließen sich

von hier aus Mittel und Wege zu fernerer Flucht bereiten. Solcher Zufluchtsorte standen in Berlin dem Prinzen genug zu Gebote, aber hier auf dem Lande, wo jeder Schritt bemerkt wurde, wo jedes Kind die schöne Amtmannsfrau kannte, war der Ausweg schwer zu finden.

Nur von Johann begleitet, auf dessen Schweigen er mit vollster Sicherheit zählen konnte, kehrte der Prinz eines Abends in eiligem Ritte von einem Stelldichein zurück, das er mit Mathilde für die Zeit verabredet hatte, in der eine Amtsverrichtung ihren Mann vom Hause entfernte und es ihr möglich machte, ohne sein Wissen auszugehen. Wie früher schon, hatten sie sich bei der Frau des Küsters von Bernau treffen wollen. Diese, einst Kammerjungfer in Mathildens väterlichem Hause und ihr treu ergeben, war so weit von der Sittenverderbniß der Residenz angesteckt, daß sie es sich zur Ehre rechnete, die Vertraute in dem Liebeshandel eines Prinzen zu sein, der ihr außerdem baare Vortheile gewährte. Die Stunden, in welchen der Küster die Feste einzuläuten oder sonst in der Kirche zu thun hatte, waren von den Liebenden schon oft mit Glück für ihre Zusammenkünfte benutzt worden, und voll Sehnsucht hatte der Prinz auch an diesem Abend die kleine Küsterwohnung erreicht.

Aber seine Hoffnung auf Mathilde war diesmal nicht in Erfüllung gegangen, sie war nicht dort gewesen. Nur ein Blatt Papier hatte er statt ihrer gefunden, auf das mit verstellter Schrift die Worte hingeworfen waren: Mein Mann hat einen Besuch, einen Verwandten, der seit einigen Tagen bei uns verweilt, zu längerem Bleiben geladen, ich kann nicht fort, nicht dorthin, wo meine Seele weilt, kommen Sie morgen um dieselbe Stunde an das Heckenthor des Vorwerks Bandingen.

Mathilde nicht zu sehen war dem Prinzen eine schwere Entbehrung; sein Blut siedete; gewaltig preßte er dem Pferde die Sporen in die Seite, es leidenschaftlich antreibend.

Feuchte graue Nebel stiegen von den Wiesen empor und lagerten sich an die entfernteren Bäume, sie wie ein Schleier verhüllend, aus denen die kahlen, braunen Aeste öde und traurig hervor sahen. Langsam schwankte das dürre Rohr im Winde, der, stoßweise die Luft durchzitternd, die Wolken verjagte, so daß hie und dort ein bleiches Sternenlicht feucht und kalt durch die Trübe schimmerte. Das ganze Unbehagen, die traurige Oede eines nordischen Herbstes lagen über der Gegend; sie theilten sich der Seele des Prinzen mit.

Plötzlich trat eine Gestalt aus dem Nebel hervor und mit einem „Gott zum Gruß!" an den Prinzen heran.

Woher des Weges? fragte dieser, da er den alten Klaus erkannte.

Von Bernau, Ew. Gnaden!

Von Bernau? wiederholte der Prinz fragend.

Der Amtmann hat mich herüberholen lassen, weil seine Schafe das Drehen haben.

Der Prinz wollte mit einem Gruße vorwärts reiten, aber der Alte schien dies nicht zu beachten, sondern sagte, wie Jemand, der die Unterhaltung fortzusetzen wünscht: Böses Wetter heute! und grundloser Weg, da kommt einer zu Fuße noch besser fort als zu Pferde. Der Amtmann ist auch fünf Stunden unter Weges gewesen an den zwei Meilen.

Wo war er denn? fragte der Prinz, da es ihm schien, als wolle der Alte ihm eine Mittheilung machen, die er nicht zu beginnen wisse.

Gnädiger Herr! entgegnete Klaus, so leise sprechend als seine Baßstimme es zuließ, während er des Prinzen Pferd am Zügel faßte und es über ein tiefes Loch fortgleitete, gnädiger Herr! wenn der Wolf sich bei der Hürde blicken läßt, so bringt man die Schafe weg und gräbt eine Falle.

Was soll das heißen?

In Bernau ist heute gepackt worden den ganzen Morgen

und am Nachmittag ist der grüne Korbwagen mit der Frau weggefahren. Nun sind nur die beiden Herren dort.

Klaus! rief der Prinz lebhaft, was weiß Er und was ist vorgegangen? Wo ist die Frau hin? Hat sie Ihm einen Auftrag gegeben? Spreche Er, sage Er Alles, aber schnell, nur schnell! Wer ist der andere Herr?

Ich weiß Nichts, als was ich gesagt habe, Ew. Gnaden.

Aber was wollte Er mit der Geschichte vom Wolf und von der Schafhürde? Sage Er, was weiß Er denn?

Ich habe, wenn ich denn so meiner Wege ging, manchmal den gnädigen Herrn gesehen so ganz von Ferne reiten, und von der anderen Seite ist dann wohl einmal die Frau weggegangen auf einem Wege, den sie nicht hätte kommen sollen. Aber ich kann's nicht über's Herz bringen, daß der gnädige Herr in's Unglück rennen sollte, schon wegen der Mamsell Jettchen nicht, der es das Herz abfressen würde, und wegen dem Kleinen. Der lange Peter aus Bernau hat auch den Brief zur Küsterin getragen, den der Fremde aus Bandingen geschrieben hat. Es geht was vor sich, gnädiger Herr!

Von unheimlichen Vorstellungen, von Besorgniß um Mathilde gepeinigt, fragte der Prinz nochmals, wohin die Frau gefahren sei und wie der Fremde heiße? — Vergebens! der Alte wollte oder konnte nichts sagen und, ihn zurücklassend, trieb der Prinz sein Pferd zur höchsten Eile an, in der Aussicht, vielleicht im Schlosse zu Schricke einen Brief mit näherer Nachricht von Mathilde vorzufinden; aber auch diese Erwartung täuschte ihn.

Statt dessen ward ihm die Ankunft des Major von Massenbach gemeldet, der im Auftrage des Königs ihn sogleich zu sprechen verlangte. Der Prinz empfing ihn in dem Glauben, irgend eine dienstliche Angelegenheit schnell und leicht abthun und dann sich ungestört den eigenen Gedanken, den Sorgen hingeben zu können, die in ihm tobten.

Indeß die Botschaft war anderer Art. Major von Massenbach überbrachte dem Prinzen den Befehl, sich gleich am folgenden Tage nach Berlin zu verfügen, und hatte die Weisung, ihn persönlich bis in das Palais des Prinzen Ferdinand, seines Vaters, zu geleiten. Vergebens erklärte der Prinz, er wolle in Schricke verbleiben, vergebens verlangte er Gründe zu wissen für eine Anordnung, welche sein freies Handeln beschränkte. Major von Massenbach, einer der geachtetesten Männer des Heeres, betheuerte, die Gründe zu diesem Befehle nicht zu kennen. Er beschwor den Prinzen aber, die Ungnade des Königs nicht durch eine Verweigerung des Gehorsams heraus zu fordern, denn der König sei sehr erzürnt gewesen, als er ihm in Person den Auftrag ertheilt habe, den Prinzen abzuholen.

Zwanzigstes Kapitel.

Schlaflos, in wilden Gedanken, verging dem Prinzen die Nacht. Bald fühlte er die Nothwendigkeit, dem Könige zu gehorchen, bald empörte sich seine Seele gegen solch blinde Unterwerfung. Vergebens strebte er einen Grund für jenen Befehl zu entdecken, er konnte keinen finden, und ließ die Gedankenreihe fallen, um sich mit eben so unbeantwortbaren Fragen dem Schicksal Mathildens zuzuwenden.

Daß er Schricke nicht verlassen könne, ehe er darüber Auskunft und Beruhigung erhalten, stand fest in ihm. Als daher am Morgen François mit der Frage vor ihn trat, ob es wahr sei, daß königliche Hoheit abzureisen gedächten, ob er zu packen befehle, entgegnete der Prinz, er werde allerdings nach Berlin gehen, aber erst am folgenden Tage; und trotz aller Ermahnungen und Vorstellungen des Major von Massenbach blieb es bei dieser Erklärung.

Es war ein finsterer Dezembertag, einzelne Schneeflocken kräuselten sich durch die trübe Luft, die schwer und nicht einmal durch einen Windzug erfrischt, über der Erde ihre feuchten Dünste ausbreitete. Der Prinz ging unruhig in seinen Gemächern umher. Er fühlte die Nothwendigkeit, Henriette von seiner Abreise

zu benachrichtigen, ehe ihr durch die Dienerschaft die Kunde zugetragen wurde; aber er hatte sie in den letzten Tagen nicht besucht, und diese äußere Vernachlässigung drückte ihn schwerer ihr gegenüber, als das Bewußtsein, daß die Leidenschaft für Mathilde ihn kalt gemacht habe für Henriette.

In dieser Stimmung noch die Klagen Henriettens anhören zu müssen, dünkte ihm unerträglich, und von Stunde zu Stunde verschob er es, sie aufzusuchen. Major von Massenbach hatte sich am Morgen in ehrerbietigster Form das Wort des Prinzen erbeten, daß er diesen Tag des Aufschubs nicht benutzen wolle, gegen den Befehl des Königs einen anderen Aufenthalt als Berlin zu suchen, und hielt sich nun in gänzlicher Zurückgezogenheit, um ihn nicht durch seinen Anblick unangenehm zu berühren. François überwachte die Reisevorkehrungen; der Prinz selbst wollte Briefschaften zusammenlegen, Papiere verbrennen, aber auch dazu fehlte ihm die Ruhe.

Dussek, der gegen Mittag wie gewöhnlich kam, ihm aufzuwarten und anzufragen, ob der Prinz musiziren wolle, fand ihn beschäftigt ein Paar Pistolen zu laden. Mit der flüchtigen Frage, ob Dussek bei Henrietten gewesen, ob sie wohl und das Kind munter sei, ward er kurz abgefertigt.

Langsam schlichen die Stunden des Tages hin. Am Nachmittage war es, als wolle die Sonne die Nebel durchbrechen, aber sie waren zu dicht. Nur ein matter, gelblicher Schein flimmerte durch die Luft und streifte die Gipfel der kahlen, frostzitternden Bäume.

Um diese Zeit ließ der Prinz sein Pferd vorführen und ritt in einfachem Jagdrock, mit einem Hirschfänger an der Seite, ohne alle Begleitung zum Dorfe hinaus.

Kurz ehe man die große Straße von Schricke verläßt, den Feldweg nach Bernau einzuschlagen, hielt er an einem Kreuzwege, um die Straße nach dem Vorwerk zu überblicken. Alles war still

und einsam, kein Mensch auf dem Felde zu sehen. So ritt er auf dem Wege nach Bernau vorwärts.

Schon tauchte das rothe Dach des Amtshauses durch die Aeste der kahlen Bäume hervor, und noch immer schwankte Louis Ferdinand, ob er der geheimnißvollen Einladung nach Bandingen folgen sollte, wohin ihn Mathilde nie zuvor beschieden, wo er niemals gewesen war, und wo irgend eine unberechenbare List ihm nach der Weisung des alten Klaus Gefahr bringen konnte, oder ob er graden Weges nach Bernau zu dem Amtmann reiten, von ihm Auskunft über Mathilde verlangen und mit ihm persönlich die Sache zu ordnen versuchen sollte. Das Erstere forderte physischen, das Zweite moralischen Muth. Von unsichtbaren Fäden umgarnt, eingeengt durch den geheimnißvollen Befehl des Königs, durch die Ungewißheit über Mathildens Schicksal von Minute zu Minute mehr gefoltert, verlangte der Prinz nach einem äußern Kampfe. Es schien ihm Wollust, Belebung, Befreiung, sich durch einen Haufen von Feinden durchzuschlagen, Leben gegen Leben einzu setzen, aber mit Grauen dachte er an die Möglichkeit dem Amtmann entgegenzutreten, dem vertrauenden, beleidigten Gastfreunde.

Das Vorwerk war ein kleines, einsam liegendes Gebäude, nur eine Scheuer und ein Stall daneben. Obschon die Ankunft eines Reiters in solch entlegner Gegend wohl geeignet war die Neugier zu erregen, ließ sich Niemand blicken. Die Stille machte des Prinzen Herz klopfen, der Gedanke, es sei dennoch Mathilde, die ihn hierher beschieden, und somit die Nachricht des Schäfers vielleicht unrichtig durchzuckte ihn mit einem Freudenstrahl.

Er sprang vom Pferde, band es an einen Pfahl, und trat in die niedere Pforte des kleinen Hauses, welche man nur angelehnt hatte. Der schmale Flur war dunkel, zur rechten Seite befand sich eine Thüre, die in das Zimmer führte. Der Prinz klopfte an; Niemand antwortete, er tra hinein.

Da saß, so weit man es in dem Halblichte erkennen konnte

das durch die kleinen Fensterscheiben drang, an einem Tische ein großer, blonder Mann, den der Prinz nie zuvor gesehen hatte. Bei dem Eintritt des Letzteren stand er auf und neigte sich mit kalter Höflichkeit, dem Prinzen einen Stuhl anbietend.

Waren Sie es mein Herr! fragte dieser, der mich hierher beschieden?

Ja!

Sie sehen ich bin gekommen, was verlangen Sie von mir.

Nichts, da ich Ihnen vielmehr Aufklärung zu geben denke über das Schicksal der Frau, welche Sie hier zu finden hofften.

Und was berechtigt Sie dazu?

Der Auftrag meines Vetters, des Amtmann Scheinert, dem ich tief verpflichtet bin.

Ihr Name? fragte der Prinz.

Der thut hier Nichts zur Sache, entgegnete der Andre. Ich bin hier nur Organ meines Freundes, der seine Ehre zu wahren, und eine Frau vor den Nachstellungen eines Prinzen zu schützen, dem das Gastrecht nicht heilig ist, kein anderes Mittel wußte, als das, welches ich ihm an die Hand gab. Er hat seine Frau und sich unter den Schutz seiner Majestät des Königs gestellt.

Wo ist Mathilde? rief der Prinz, von seinem Sitze emporspringend.

An einem Orte, den die Huld des Königs ihr für's Erste zum Aufenthalte bestimmte; ich selbst kenne ihn nicht.

Aber Scheinert? wo ist Scheinert? und wer sind Sie, mein Herr? ich will, ich muß dies wissen.

Mein Vetter Scheinert ist heute früh zum Onkel Eurer Hoheit, zum Prinzen Heinrich nach Rheinsberg gereist, dem er und seine Eltern seit Menschenaltern treu gedient haben, ihn von den Vorgängen zu unterrichten. Er will ihn bitten, er möge ihn auf eines seiner andern Güter versetzen, da ihm der Aufenthalt in der Nähe von Schricke durch Ew. Hoheit verleidet ist.

Der Prinz, von dem kalten Hohn des Sprechenden auf das Aeußerste gereizt, seiner selbst nicht mächtig, sprang auf seinen Gegner zu, ihn heftig bei der Brust fassend.

Dieser, eben so ruhig als der Prinz erregt, trat fest zurück. Entehren Sie sich nicht Hoheit, durch einen Angriff auf einen, von seinem Regimente ausgestoßenen Offizier, der nicht im Stande ist, Satisfaktion zu fordern, obschon er sich zu erheben sucht, indem er wie Ew. Hoheit der Vertheidiger weiblicher Tugend wird!

Heldrich! rief der Prinz und die Todesblässe des Entsetzens wechselte mit der flammenden Röthe des Zornes. Er zog den Hirschfänger.

Ich bin waffenlos Hoheit! sagte Heldrich mit vernichtender Kälte.

Wüthend schleuderte der Prinz die Waffe von sich und wollte sich auf Heldrich stürzen, als die Thür sich öffnete und der alte Klaus, in seinen Wandmantel gehüllt, die Pelzmütze auf dem Kopfe, zwischen die Streitenden trat.

Mit Verlaub! ich sah Ew. Gnaden hierher reiten, sagte er, und dachte, Sie könnten bei der frühen Dunkelheit den Weg verfehlen, da wollte ich fragen, ob ich nach Schricke mitgehen sollte?

Die beiden jungen Männer standen sich gegenüber, als wollten sie sich mit ihren Blicken durchbohren.

Wir sehen uns wieder! rief endlich der Prinz.

Gewiß, denn unsere Rechnung ist nicht zu Ende.

In Berlin! heute in acht Tagen, ich bestimme den Ort.

Ich werde mich nicht stellen Hoheit, denn ich habe, Dank Ihrem Eifer, meine Ehre eingebüßt. Nur mein Leben ist noch mein, und dies will ich nicht der nie fehlenden Hand des Prinzen Louis Ferdinand opfern, der sich auf leichte Weise seines Gegners zu entledigen wünscht. Ich denke mein Leben zu schonen für meine Zwecke.

Mensch! Du bist mein böser Dämon! rief der Prinz voll Entsetzen vor dieser eisigen Kälte.

Wie Sie der Meine! es kommt darauf an, wer Sieger bleibt. Der Ausgestoßene, der Nichts zu verlieren hat, wird so mächtig, als derjenige, dem Alles zu Gebote steht. Wir seh'n uns wieder!

Mit den Worten schritt er der Thüre zu; der Prinz stürzte ihm nach, aber Klaus warf sich zwischen sie, und mit starkem Arme den Prinzen zurückhaltend, sagte er, während Heldrich davon ging: Gnäd'ger Herr! der käme an's Rad, wenn er nur die Hand an Eure Gnaden legte.

Der Prinz erstarrte in krampfhaftem Zorn. Einen Augenblick hielt er wie betäubt beide Hände in stummem Schmerze vor sein Antlitz gepreßt, dann raffte er sich zusammen, eilte zur Thüre, bestieg sein Pferd und stürmte davon.

Sinnlos, keines bestimmten Gefühles mächtig, gelangte er in die Meierei, in Henriettens Zimmer, und schien es erst dort gewahr zu werden, daß er nicht nach dem Schlosse geritten sei.

Henriette blickte ihn an, seine Zerstörung entging ihr nicht, aber auch sie war bleich und in furchtbarer Aufregung.

Lies das Blatt, sagte sie, dem Prinzen einen Brief hinreichend. Es enthielt die Worte von des Prinzen Hand:

Ich komme wie gestern um vier Uhr, voll Verlangen nach Deinen Augen, voll unaussprechlicher Sehnsucht nach Dir, Mathilde.

Also darum Deine Kälte! Darum Deine Gleichgültigkeit! klagte Henriette, als der Prinz das Blatt nicht achtend auf den Tisch warf. So fern stehe ich Dir, daß Du es ruhig ansiehst, wenn mein Herz in Martern zerrissen wird! Aber ich Thörin! wie darf ich klagen, da ich selbst es weiß, daß man der Liebe nicht gebieten kann, da ich selbst vergebens mit mir rang, Dir —

Der Prinz sah sie scharf und schnell an, mit einem Blick des Zornes und Schmerzes, in dem sein ganzes Innre bebte, und vor dem Henriette die Augen niederschlug.

Ihr Sohn lag schlummernd auf dem Sopha. Der Prinz ergriff sie bei der Hand, führte sie vor den Knaben und sagte tonlos: Es ist genug, daß ein Mensch auf Erden lebt, der den Vater dieses Kindes beschimpft hat, ohne daß er sich zu rächen vermag — schweige Du wenigstens und laß mir den Glauben an seine Mutter.

Henriette verstummte, ihre Arme sanken schlaff an ihrem Körper herab; sie wagte weder das Kind noch den Prinzen anzublicken. Schweigend verließ dieser das Zimmer und die Meierei.

Am anderen Morgen begleitete der Major von Massenbach den Prinzen nach Berlin; Dussek und die Dienerschaft waren schon vor ihm abgefahren, und einige Tage darauf meldeten die Zeitungen, Prinz Louis Ferdinand sei auf dem Schlosse seiner Eltern angekommen, um das Weihnachtsfest im Kreise seiner Familie zu verleben.

Ende des ersten Bandes.

Druck von Eduard Krause in Berlin.

Prinz Louis Ferdinand.

Ein Zeitbild

von

Fanny Lewald.

Zweiter Band.

(Die Verfasserin behält sich das Recht der Uebersetzung in das Englische vor.)

Berlin, 1859.

Verlag von A. Hofmann & Comp.

B 1330

Erstes Kapitel.

An einem schönen Septembertage des Jahres Ein tausend acht hundert und drei, fast zwei Jahre nach den zuletzt erwähnten Vorgängen, hielten in der Lindenstraße zu Berlin mehrere elegante Wagen vor einem der Häuser, welche damals, von der Jerusalemer Kirche bis zum Hallischen Thore abwärts, noch vereinzelt da standen. Von großen Gärten begrenzt, die Mitte bildend zwischen ländlichen und städtischen Wohnungen, vereinigten sie in sich die Annehmlichkeiten von beiden.

In dem Garten dieses Hauses ward die Weinlese in aller Form gefeiert. Eine zahlreiche Familie, Eltern, Kinder, Verwandte und Freunde, Alle offenbar den höchsten Ständen angehörend, kletterten auf Leitern an den Spalieren umher, die reifen Trauben in Körbe zu sammeln, wozu man es sich mit einer Art berechneter Nachlässigkeit bequem gemacht hatte. Die Kleider der Frauen waren mehr geschürzt, als die Nothwendigkeit des Steigens es bedingte, die Strohhüte größer, als die vorgerückte Jahreszeit verlangte. Nach dem Beispiel des Hausherrn gingen die Männer zum Theile in Weste und Hemdeärmeln umher, obschon mancher von ihnen, der luftigen Tracht ungewohnt, sehnsüchtig nach seinem Frack und nach den Kaminen der Zimmer blickte.

Der Hausherr schien ein Mann in der Mitte der vierziger Jahre. Seine kleine, zierliche Gestalt war fett geworden, die schwarzen Augen glänzten aus rothen, etwas schwammigen Wangen hervor, ihr schwärmerischer Ausdruck bildete einen wunderlichen Gegensatz mit den schlauen Falten, die sich an den Schläfen hinzogen, mit dem Lächeln der starken, sinnlichen Lippen. Er war ganz in die Erntefreude vertieft, und stieg eine Leiter herab, den Korb voll blauer Trauben vorsichtig zur Erde setzend.

Wenn mir Preußen Nichts verdankt, wenn es Alles verkennt, was ich für das Land gethan habe, sagte er zu einem neben ihm Stehenden, so muß man mir zugeben, daß ich der Erste bin, welcher diese Muskatellertrauben in solcher Vollkommenheit bei uns erzielte. Gestehen Sie, lieber Neal! selbst die besten Exemplare von Sanssouci sind diesen Trauben kaum zu vergleichen.

Excellenz sollten der Königin davon senden, welche zweifelte, daß dieser Garten dieselben Vortheile für die Weinkultur darböte, als die vor Wind geschützten Terrassen ins Sanssouci.

Glauben Sie, daß ich ehrgeizig bin? lieber Kammerherr, nicht im Geringsten. Ich habe es in Staatsgeschäften gelernt, mich des Anspruchs auf Anerkennung zu entschlagen, den Segen meiner Arbeit von Andern ohne Dank genießen zu lassen. Hieher fliehe ich, um Lob und Tadel nur in meinem Innern zu suchen, um diese Früchte meiner eigensten Arbeit heiter mit meinen Freunden zu verzehren. Hierher folgt mir das Rasseln der Räder nicht, welche die Staatsmaschine treiben, hier erreicht mich kein Ton des Weltlärmes, hier bin ich nicht Minister, hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein!

Mit diesen Worten säuberte der Staatsminister von Haugwitz an einem Battisttuche seine Hände, und schien von den Personen seiner Umgebung, die sich allmählig um ihn versammelt hatten, den Beifall für diese Aeußerungen zu erwarten, welchen der angeredete Kammerherr von Neal, vom Hofstaate der Prinzessin

Ferdinand, zuerst lebhaft zu erkennen gab. Die Andern stimmten zum großen Theile mit ein, man pries den Minister glücklich, daß er sich den Sinn für diese schuldlosen Freuden zu erhalten gewußt habe. Er umarmte seine Gemahlin, winkte seine Familie heran und sagte: wem Gott solche Schätze gegeben hat, der darf wohl behaupten, daß er berufen sei, das Menschenleben in seiner rein menschlichen Schönheit zu genießen, welche eben darum die idealische Schönheit ist, und, wie sich von selbst versteht, in innigem Zusammenhange mit den heiligen Freuden der Natur bleiben muß. Ehe ich diese meine ländlichen Genüsse opferte, wollte ich lieber alle Ehren der Welt meiden, und die Macht dem theuern Vaterlande zu dienen, aus den Händen geben.

Die Seinen schmiegten sich mit einer wirklichen Innigkeit an ihn, deren Ausdruck indessen gemacht und theatralisch war, und die Gäste umgaben ihn mit denjenigen Zeichen gerührter Theilnahme, welche diese Gruppe zu erfordern schien.

Nur zwei Männer, die sich ferner hielten, blickten mit kaum verhehltem Spotte auf Haugwitz, als er plötzlich durch eine schnelle Bewegung die Gruppe auflöste, mit komischer Ungeschicktheit sein Beinkleid in die Höhe zog, seine Halsbinde fester band, aus einer goldenen Tabaksdose eine Prise nahm, und mitten in der Rührung, zweimal auf dieselbe klopfend, den feinen Spaniol mit unschöner, gieriger Hast zur Nase führte.

Er schnupft so ungeschickt als er regiert, und Macht und Einfluß könnten ihm einmal unversehens aus den Händen fallen, wie jetzt der Spaniol! sagte Graf Tilly zu seinem Gefährten, dem russischen Gesandten Alopäus. Das kommt davon, wenn man die Grenzen seines eigentlichen Berufes verkennt und überschreitet.

Und welches wäre der eigentliche Beruf des Ministers, mein werther Graf Tilly? fragte der Gesandte.

Mein Gott! es steckt ein Poet in ihm, der literarisch nicht zum Ausbruche gekommen ist, und der nun im Leben überall

seine Hörner hervordrängt. Hier in der Lindenstraße, beim Blöcken seiner Heerden, im Kreise der schäferlich geputzten Familie, schafft er seine Idyllen. Seine Maitressen und Tänzerinnen helfen ihm zu orientalischen Haremsphantasieen, und er selbst würde Preußen gern zu glorreichen Siegesgesängen verhelfen, wenn dazu nicht Etwas mehr nöthig wäre, als die grillenhaften Einfälle eines Phantasten.

Ihnen Graf Tilly, meinte der Kammerherr, sollten doch diese ländlichen Feste nicht auffallen, da Sie in Trianon dergleichen viel gefeiert haben.

Und wie mit den Festen in Trianon, sagte Alopäus, wird es in Preußen enden. Die Monarchie geht dem Untergange entgegen, wenn Haugwitz am Ruder bleibt, wenn die jetzigen Ansichten weiter befolgt werden. Man tanzt, man giebt Maskeraden, aber unter den Masken schlagen die Herzen der Verständigen angstvoll der Zukunft entgegen. Man schließt Augen und Ohren, will nicht sehen, was jenseits der Grenzen geschieht, will nicht hören, was die Stimme im Lande fordert. Man phantasirt von friedlichen Idyllen, von patriarchalischem Völkerglück; indeß Napoleon Bonaparte läßt sich nicht fort phantasiren und die zwei hundert vierzig Quadratmeilen, welche Preußen durch den Bund mit Frankreich so widerrechtlich auf Kosten des deutschen Reiches gewonnen hat, lassen sich nicht hinter Weinspaliere verstecken.

Es denken Viele wie Sie, seufzte der Kammerherr, auch an unserem Hofe. Prinz Louis, seine Schwester die Prinzessin Radziwil, und die Königin vor Allen, fühlen die Demüthigung durch jene Abhängigkeit, die mit allen Erwerbungen nicht aufgewogen werden kann; aber ihre Stimmen werden nicht beachtet.

Weil sie Alle einzeln sprechen, fiel Tilly ein, weil die Ansicht des Volkes nicht mit in Anschlag kommt.

Das sagen Sie, der Anhänger der vertriebenen Bourbonen, der Vertheidiger strenger Legitimität? Sie sprechen von der Stimme des Volkes?

Ich habe die Macht des Volkes nicht vergebens zu unserem Nachtheile kennen gelernt. Das Volk in Preußen ist gegen die Revolution, gegen die Neuerungen in Frankreich, gegen Bonaparte —

Nicht unbedingt gegen die Revolution, nicht unbedingt gegen die Neuerungen, Graf Tilly! Aber gegen die Herrschaft Frankreichs ist das Volk allerdings, erklärte Neal.

Gleichviel, lieber Graf! wenn es nur gegen Bonaparte und die jetzige Ordnung der Dinge ist, wenn es nur den Krieg gegen Frankreich fordert. Was kümmern uns die Beweggründe, da die Forderung unseren Zwecken entspricht? Schaffen Sie Haugwitz fort, stellen Sie den Prinzen Louis, der die Neigung der Jugend besitzt, an die Spitze des Heeres, so wird das Volk in Schaaren zu den Fahnen strömen und Bonaparte's Macht gebrochen werden.

Und dann? fragte Alopäus.

Dann — wiederholte der Graf, aber ehe er den Nachsatz sprechen konnte, fügte Neal hinzu: Dann wird man wieder Winzerfeste im kleinen Trianon feiern und Graf Tilly den Schönen dort von seinen glücklichen Abenteuern in Deutschland erzählen.

Tilly nahm es für einen Scherz, obschon er den Tadel des Deutschen wohl herausfühlte, und wendete sich mit einer gleichgültigen Frage der übrigen Gesellschaft zu. So blieben der Kammerherr und der Gesandte allein. Sie gingen in den Alleen des Gartens auf und nieder, während die Anderen sich in das Haus zurückzogen, wo ein Familienball das Winzerfest beschließen sollte.

Wie haben Sie den Prinzen Louis gefunden? fragte Alopäus.

Unverändert! Ganz wie wir ihn seit seiner Rückkehr aus Schricke kennen. Ernster als früher, mit mancherlei wissenschaftlichen Studien beschäftigt, welche ihn zum Feldherrn ausbilden sollen, aber dieser Studien müde, da die Anerkennung der preußischen Landeserweiterungen seitens des deutschen Reiches die Aussicht auf den Krieg zerstört hat. Dabei ohne die liebenswürdige

Frische, welche man sonst an ihm bewunderte. Es schwebt ein geheimnißvolles Dunkel über die letzten Tage seines Aufenthaltes in Schricke. Man darf dieser Zeit nicht erwähnen, ohne ihn zu verstimmen. Irgend ein Abenteuer mit der Frau eines Beamten muß tragisch geendet haben; sie soll tiefsinnig, todt sein, es soll ein übles Zusammentreffen mit ihrem Gatten gegeben haben. Man weiß es nicht! Aber etwas sehr Schmerzliches muß es sein, denn selbst Rahel Levin und seine nächste Umgebung kennen die Thatsachen nicht.

Sieht er die Levin viel?

Fast täglich seit ihrer Rückkehr von Paris.

Und wie steht es mit der Fromm?

Sie sind nach der Geburt ihrer Tochter, und seit der Prinz sich mit ihr in dem Hause an der Weidendammer Brücke, welches er gekauft hat, förmlich eingerichtet, auch zu einer förmlichen Häuslichkeit gekommen, das heißt zu einer gründlich unglücklichen Ehe, der nichts fehlt als der priesterliche Segen. Sie lieben sich, hassen sich, quälen sich, als wären sie Eheleute, die nicht von einander könnten. Auch ein Cicisbeo ist da. Und dies Verhältniß, von dem selbst die Prinzessin Mutter sich Gutes versprach, von dem sie Beruhigung des Prinzen hoffte, wird ihm zum Verderben, denn mehr als je hascht er nach betäubender Zerstreuung, um sich selbst und seiner Häuslichkeit zu entfliehen.

Alopäus hörte mit schweigendem Bedauern zu, fragte dann nach einigen Nebenumständen in den Verhältnissen des Prinzen, sprach von den Gesinnungen der anderen Personen des preußischen Königshauses und sagte: die letzte Hoffnung zu Bonapartes Sturz und zur Erhebung der gesunkenen Fürsten ruht in Bonaparte selbst. Sein maaßloser Ehrgeiz wird es dem Friedfertigsten unmöglich machen, Frieden zu halten und die Schaale des Zornes so bald füllen, daß sie überfließen und ihn vernichten muß.

Zweites Kapitel.

Um die zehnte Abendstunde desselben Tages erwarteten im kleinen Empfangszimmer der Kammerherr Graf Neal und seine Gemahlin, die Oberhofmeisterin der Prinzessin Ferdinand, die Rückkehr der Letzteren.

Wie immer, so hatte die Prinzessin auch heute von acht bis neun Uhr mit ihrem Gatten seine Partie Piquet gespielt, seine Fragen über kleine Vorfälle des Tages beantwortet, die Erzählungen von den Wunderlichkeiten und Eigenthümlichkeiten seiner Lieblingshunde auf's Neue geduldig angehört, und dann mit ihm das Zimmer verlassen, um ihn zu Bette zu bringen. Darauf legte der Prinz großen Werth, denn er behauptete, nicht gut zu schlafen, wenn nicht die Prinzessin selbst ihm die Kopfkissen zurecht rückte und das Deckbett festlegte.

Je weniger innere und äußere Gemeinschaft die Gatten aber von jeher mit einander gehabt hatten, um so strenger machte die geistvolle, lebhafte Fürstin es sich zur Pflicht, diesen kleinlichen Forderungen des unbedeutenden, phlegmatischen Prinzen zu genügen. Weder ein Fest in dem eigenen Hause, noch irgend ein anderer Anlaß, ließen sie jemals davon abweichen.

Die Oberhofmeisterin ruhte ermüdet auf einem Sessel. Sie

hatte den Kopf in die Hand gestützt und blickte gedankenvoll vor sich nieder, während der Graf, vor ihr stehend, ihr seine Unterredung mit Alopäus und Tilly wiederholte, und sie fragte, ob der Prinz in den letzten Tagen im Palais seiner Eltern erschienen sei?

Wie immer seit dem Beginn des unglücklichen Prozesses, nur zu den Empfangsstunden, in denen die Sitte es fordert, antwortete die Gräfin. Die Prinzessin Mutter bereut es jetzt selbst, nach dem Tode des Prinzen Heinrich, der Prinz Louis zum alleinigen Erben eingesetzt, auf Umstoßung des Testamentes zu Gunsten ihres zweiten Sohnes, des Prinzen August, geklagt zu haben. Man hat sie abgewiesen und sie fühlt es schmerzlich, daß des Prinzen Louis Herz sich ihr verschlossen, daß sie sich selbst der Mittel beraubt hat, eine friedliche Erbtheilung zwischen ihren Söhnen herbeizuführen. Indeß hat sie den Prinzen Louis grade heute ersuchen lassen, den Abend zu ihr zu kommen, wenn der alte Prinz zur Ruhe gegangen sein würde, und ich erwarte jeden Augenblick seine Ankunft, um ihn zur Prinzessin zu führen.

Bei diesen Worten trat die Letztere selbst in das Zimmer. Obschon nicht groß, war ihre Erscheinung doch stolz und ehrfurchtgebietend. Ihr Gesicht zeigte Spuren großer Schönheit, die hellblauen Augen hatten ein jugendliches Feuer bewahrt, die Leidenschaftlichkeit und Heftigkeit ihrer Natur verrathend. Sie verabschiedete den Kammerherrn, setzte sich nieder und wendete sich mit der Frage an die Oberhofmeisterin, ob sie irgend welche interessante Neuigkeiten von ihrem Manne erfahren habe. Dann aber, noch ehe jene antworten konnte, fügte sie selbst hinzu: Ich frage Sie um Neuigkeiten, liebe Real! und habe doch seit Jahren nur üble Nachrichten empfangen, so daß ich wenig Gelüsten danach haben sollte Neues zu erfahren. Was können Sie denn auch zu berichten haben? Wieder einen Sieg Bonapartes, wieder eine Kränkung der unglückseligen ausgewanderten Königsfamilie!

Man möchte sich in sich selbst zurückziehen, von der Welt nichts hören, wenn man nur Glück und Ruhe in der eigenen Seele fände.

Sie stand auf, ging im Zimmer umher und sagte dann: Sie kennen die Verhältnisse Neal! Wie gewinne ich das Vertrauen meines Sohnes wieder? Wie überzeuge ich den Prinzen, daß nicht Abneigung gegen ihn, sondern Rechtsgefühl für meinen jüngeren Sohn, mich zu jener Klage veranlaßten? Ich habe das Glück der Ehe nie gekannt; soll ich nun auch in Unfrieden leben mit meinen Kindern, so bleibt mir nichts als die makellose Größe unseres Hauses. Und selbst diese droht mein Sohn durch seine Leidenschaftlichkeit zu beflecken. Ich bin recht kummervoll, Neal!

Hoheit hätten aber vielleicht grade jetzt ein Mittel in Händen, dem Prinzen eine neue Richtung zu geben, die seinen Ansichten, seinen Neigungen entspräche. Dadurch würden sie sich sein Herz wieder zuwenden, sein Vertrauen wieder gewinnen.

Und das wäre?

Man müßte den Prinzen von seinen Zerstreuungen abziehen, indem man ihn vermöchte, sich an die Spitze der öffentlichen Meinung zu stellen; er müßte offen die Partei der auswärtigen Mächte nehmen, welche Preußens Auftreten gegen Frankreich fordern —

Und dem Willen des Königs entgegen handeln, Neal? Das ist unmöglich! fiel ihr die Fürstin streng in's Wort. Der Wille des Königs ist Gesetz in Preußen, ist Gesetz in seinem Hause. Es ist mir eine Vermehrung meines Kummers, daß Prinz Louis sich mehr als er sollte, den Ansichten geneigt gezeigt, welche Sie jetzt zum ersten Male mir auch als die Ihrigen aussprechen, daß er sich zu wenig dem Befehle seines Königs unterwirft.

Die Oberhofmeisterin schwieg. Es entstand eine Pause, welche durch die Meldung beendet ward, daß Prinz Louis angelangt sei.

Nach den ersten ziemlich unfreien Begrüßungen zwischen Mutter und Sohn, wurde die Gräfin Neal entlassen, dann blieben jene

beiden allein. Es schien jedoch, als wisse die Fürstin nicht, wie sie die Unterredung mit ihrem Sohne anknüpfen solle, um ihr die trauliche Wendung zu geben, welche allein die Möglichkeit der Verständigung und Aussöhnung bieten konnte.

Der Prinz hatte sich in den letzten Jahren verändert. Er war scheinbar noch ebenso blühend und kräftig als früher, aber ein Zug von Schwermuth hatte sich über sein edles Gesicht gelagert, wie Wolkenschatten über eine strahlende Sommerlandschaft, und man konnte in seinen Zügen die Spuren tiefer Seelenkämpfe lesen.

Da die Prinzessin schwieg, war es der Prinz, der die Unterredung begann.

Sie haben mich rufen lassen, Hoheit! darf ich fragen, welche Befehle Sie mir zu geben haben, welche Auskunft Sie von mir wünschen?

Louis! sagte die Prinzessin, um Dich allein zu sehen, um zu Deinem Herzen das Mutterherz sprechen zu lassen, beschied ich Dich zu dieser Stunde. Wir haben uns lange nicht allein gegenüber gestanden, lange nicht Wort und Blick frei aufeinander wirken lassen, das ist nicht gut gewesen mein Sohn!

Vor dem Ton dieser Stimme wich die künstliche Haltung des Prinzen: Nein! nein! meine Mutter! rief er lebhaft, es war nicht gut. Aber warum mußten Sie mir, dem sich so wenig Hoffnungen erfüllten, auch den Glauben an die Mutterliebe nehmen?

Heißt es den Glauben an die Mutterliebe zerstören, Louis! wenn die Schwägerin des gerechtesten Königs, wenn die Schwägerin Friedrichs des Einzigen, der selbst dem ärmsten seiner Unterthanen gerecht ward, es nicht dulden kann, daß eine schwere Ungerechtigkeit begangen werde in ihrem Hause, an ihrem eigenen Sohne?

War es nur dies Gefühl, das Sie antrieb, Mutter! warum sagten Sie mir es nicht? Auch mir ist die Ehre unseres Hauses theuer, doppelt theuer in dieser Zeit, da sie zu Boden getreten wird von dem Korsen, da man nicht den Muth hat, sie aufrecht

zu erhalten. Aber glaubten Sie die Ehre unseres Hauses zu wahren, indem Sie als Klägerin auftreten gegen Ihren ältesten Sohn? indem Sie öffentlich erklären, daß Sie Ihre Liebe ungleich theilen unter Ihre Kinder? daß Sie mir eine rechtmäßige Erbschaft mißgönnen, deren Besitz nur —

Deinen Gläubigern zu Gute käme, unterbrach ihn die Prinzessin, gereizt durch seine Vorwürfe. Die Gerichte haben Dich als Verschwender erklärt, sie verwalten Dein Vermögen, welches Du leichtsinnigen Freunden und leichtsinnigeren Frauen geopfert hast. Das ist es, was ein schlechtes Licht wirft auf die Ehre unseres Hauses, und nicht das Gerechtigkeitsgefühl Deiner Mutter.

Der Prinz fuhr zornig empor, nahm sich aber gewaltsam zusammen und sagte: Wenn Sie einen Menschen sehen, Mutter, der nach einer Quelle sucht in den Martern brennenden Durstes, würden Sie ihn verdammen, wenn er Hab und Gut daran wendete, sich vor dem Verschmachten zu bewahren? Dürften Sie ihn schelten, wenn er Schätze verschleudert an Jeden, der ihm sagt: ich hüte die Quelle, welche Deinen Durst stillt, gieb mir Gold, ich will Dich erquicken? — Was ist das Gold für den, der auf den goldenen Stufen des Thrones geboren ward? Was ist das Gold gegen die Möglichkeit erreichbaren Glückes, nach dem ich mich sehne? Und um Gold rechten Sie mit mir? um Gold bringen Sie Zwietracht in die Herzen Ihrer Kinder? Um den Besitz dieses elenden Metalles tödten Sie die Liebe? — Fürstin! das ist nicht königlich! Mutter! das ist nicht mütterlich gehandelt. Ich verachte das Gold, ich hasse den Besitz.

Die Prinzessin war erschüttert, aber es war ihr unangenehm, die offenbare Hoheit anzuerkennen, mit der ihr Sohn in diesem Augenblicke auf sie herabsah. Das Mißverhältniß beleidigte sie, und ausweichend sagte sie: Nicht der Besitz war es, den ich erstrebte; ich forderte Gerechtigkeit. Nicht um Gold klagte ich vor den Gerichten, ich verlangte für meinen Sohn die Anerkennung

seines Rechtes, die er verdient; denn August, obschon weniger begabt als Du, ist ein edler Sproß des preußischen Stammes und wird des Namens werth sein, den er trägt.

O! nehmen Sie diesen Namen von mir, Mutter! rief der Prinz in heftigster Bewegung, machen Sie mich vergessen, daß Friedrich der Einzige mein Ahnherr ist, daß das Blut des großen Kurfürsten, das Blut Friedrichs des Ersten in meinen Adern rollt; machen Sie mich vergessen, daß jeder Prinz des Hauses ein Wächter sein soll der Preußen-Ehre, und Sie nehmen den Fluch von meinem Leben, Sie wenden die Dämonen der Verzweiflung von mir ab, die Wahnsinn brütend über meinem Haupte schweben.

Louis! mein Sohn! was ist geschehen? fragte die Fürstin in einem Tone des Schreckens, in dem zum erstenmale die Angst des Mutterherzens erzitterte.

Was geschehen ist? und Sie fragen mich das? Hören Sie nicht den Ton der Verachtung, der von allen Seiten gegen Preußen erklingt? Hören Sie nicht den Vorwurf feiler Besitzesluft, niedriger Fügsamkeit, den man gegen uns schleudert? Sehen Sie nicht die mißachtenden Blicke des Volkes, das uns seine Fürsten nennt und Schutz und Ehre von uns erwartet? Nicht die drohende Gigantengestalt des Korsen, der höhnisch lächelt, weil im königlichen Hause Friedrichs des Einzigen nicht ein Mann ist, sich dem Genius des Advokatensohnes würdig gegenüber zu stellen? Und Sie fragen, was geschehen sei?

Des Prinzen Stimme erbebte in tiefer Erschütterung. Er hatte sich zurückgelehnt in die Ecke des Divans, das Gesicht in den Händen verbergend. Die Prinzessin erhob sich, legte ihre kleine volle Hand auf sein Haupt und sagte: Der Jugend, und Dir vor Allen, sind beängstigende Uebertreibungen eigen. Die Einflüsterungen des Grafen Tilly, der für die Bourbons den Krieg gegen Bonaparte ersehnt und den Untergang Preußens prophezeit, falls man sich nicht zum Kampfe entschließt, verblenden

Deine Augen, lieber Sohn. Preußen ist reicher, größer, mächtiger als je durch den Reichsabschluß, der die Erweiterung unserer Grenzen anerkennt: der König hofft Alles zu gewinnen auf friedlichem Wege und —

Wird die Ehre Preußens vernichten, weil er das materielle Gedeihen des Volkes höher schätzt, als den Stern der hellstrahlenden Ehre, welchen das Volk im Herzen trägt und mit Trauer untersinken sieht.

Welche Worte, mein Sohn! Die Ehre Preußens ist so wenig angetastet wie die Liebe und Achtung des Volkes für unser Haus. Stets empfängt uns der freudige Zuruf der Menge, wenn wir in den Straßen erscheinen, wenn der Trommelwirbel unsere Ankunft verkündet —

Mutter! Sie werden einst durch die Straßen fahren und man wird nicht trommeln und das Volk wird Sie nicht freudig begrüßen; dann Mutter, dann denken Sie an mich! denn beim Allmächtigen, diesen Tag werde ich nicht erleben!

Er hatte diese Worte mit jener Ueberzeugung ausgesprochen, in der eine prophetische Kraft zu liegen scheint. Seine Mutter erbleichte.

Wer vermag hier zu helfen? Wo ist Rettung mein Sohn? fragte sie plötzlich beklommen.

In der Einheit Aller, in einer Wiedergeburt der Nationalehre, die ich ahne, aber nicht zu hoffen wage, wenn ich um mich blicke. Sagen Sie dem Könige, der mich vermeidet, der mein Wort gering achtet, was wir hier gesprochen haben. Er mag mich verdammen, er mag glauben, wie er es ja thut, daß ich, ein Philipp Egalité, die ehrgeizige Hand nach der Krone ausstrecke, und mit dem Volke mich verbinde, um sie von seinem Haupte zu reißen! Der König soll König und Herr sein in seinem Lande, er soll die Haugwitz, die feilen Höflinge verbannen, Frankreichs Anmaßungen züchtigen, die Ehre Preußens vertreten; und nicht als Prinz, als

gemeiner Soldat will ich fechten in den Reihen meines Volkes, und wenn es sein muß, ruhmlos sterben; nur nicht leben als ein Prinz von Preußen, so lange Preußen beladen ist mit der Verachtung der Mitwelt.

Die Kerzen in dem Zimmer brannten matter, das Feuer im Kamine fing zu erlöschen an, eine unheimliche Trübe lagerte über dem Gemach, und ließ den erschöpften Prinzen und die Prinzessin noch bleicher erscheinen, als sie von der Anstrengung dieser Unterredung sein mochten. Die Prinzessin saß in Gedanken versunken, Louis Ferdinand ging mit heftigen Schritten auf und nieder. Plötzlich blieb er vor einem Gemälde stehen, das die Königin Louise darstellte.

Er betrachtete es in halber Zerstreuung, dann, sich mit Bewußtsein immer tiefer in die schönen Züge versenkend, sprach er: Ja! Du fühlst wie ich, in Dir schlägt das Herz des Vaterlandes, Du reine Heilige! Sei Du der Mittler zwischen König und Volk, Du sollst mich hören, Dir will ich vertrauen.

Die Prinzessin blickte betroffen empor. Mit wem sprachst Du mein Sohn? fragte sie.

Ich betete an vor diesem Bilde.

Louis! Sohn! Du rasest, wohin führt Dich Deine Leidenschaft; die Gattin Deines Königs? Die reinste Frau der Zeit?

Bin ich so tief gesunken, Mutter! daß ich nicht mehr zu den Himmlischen beten darf, ohne daß man wähnet, ich ziehe sie herab von ihrer Höhe mit irdischem Begehren? sagte der Prinz in einem Tone, der zwischen Schmerz und Heiterkeit schwankte. Fürchten Sie Nichts! es giebt genug Weiber in der Welt, als daß es mich gelüsten könnte, auch in dieser Königin nur ein Weib zu finden. Der Morgenstern ist sie, zu dem ich blicke aus dem nächtigen Dunkel, das uns umgiebt; sie wird es sein, die uns den Tag heraufführt, kann er jemals wieder hell werden für das Haus der Hohenzollern. Alle Herzen schlagen ihr entgegen, sollte das meine ihr fehlen?

Du mußt Dich dem Könige nähern, mein Sohn! die Königin soll Dir dazu verhelfen, rief die Prinzessin wie von einem neuen Gedanken durchzuckt. Ich will für Dich handeln; baue ganz auf mich, vertraue mir unbedingt. Ich söhne Dich mit dem Könige aus, ich will der Königin diese Unterredung mittheilen, Ihr sollt vereint zum Könige sprechen, er wird, er muß Zutrauen zu Dir fassen; er wird Dich besser kennen lernen, Dich kennen lernen, wie ich Dich kennen lernte in dieser Stunde! Der Sohn neigte sich zu ihr hernieder, ihre Hand zu küssen, sie kam ihm mit einer Umarmung zuvor.

Dann als er sich erhob, sich zum Fortgehen anschickend, fragte die Prinzessin, gleichsam als fiele ihr es nur zufällig wieder ein: Und würdest Du Dich zur Abtretung eines geringen Theiles der Erbschaft an den Bruder verstehen, falls das Kuratorium Dir dazu die Befugniß einräumte, und der König sie bestätigte?

Eiseskälte durchzuckte das Herz des Prinzen, das sich eben erst so warm in der Begeisterung für seine heiligsten Empfindungen geöffnet hatte. Nur Liebe für den Andern! nur Eigennutz im Mutterherzen! rief es in ihm, nirgend Wahrheit, nirgend Treue und Glauben!

Und sich gegen seine Mutter neigend sprach er: Ich habe Ihnen gesagt, daß Gold und Besitz nur geringen Werth für mich haben; ich hätte gewünscht frei über mein Vermögen schalten zu können, um es Ihnen zu beweisen. Dies steht nicht mehr in meiner Macht. Richten Sie mit dem Kuratorium Alles möglichst nach Ihren Wünschen ein. Ich werde den Verlust des Geldes nicht so schwer empfinden, als den Verlust des Glaubens, daß meine Mutter mir mit dem Herzen zuhörte in der Stunde, da meine Seele sich im Schmerzensdrange vor ihr zu erschließen begehrte.

Die Prinzessin wollte ihm entgegnen, ihn begütigen, aber er verließ das Gemach und den Pallast mit einem tiefen Weh im Herzen.

Drittes Kapitel.

Der Winter des Jahres achtzehnhundert und drei brachte in politischer Beziehung für Preußen wenig Veränderungen hervor, um so veränderter aber waren die Verhältnisse der Personen, welche wir zu Anfang unserer Erzählung als die Umgangsgenossen des Prinzen Louis Ferdinand erblickten.

Schlegel und seine Frau hatten in zerrütteten Vermögensverhältnissen Berlin verlassen, um sich ein Glück in Paris zu gründen, von wo Rahel nach längerem Verweilen mit der unverminderten Neigung für Prinz Louis zurückgekehrt war, bereichert an Erfahrungen und Einsicht, aber schwer bedrückt durch den sich täglich trüber umwölkenden Horizont des Vaterlandes. Preußen hergestellt zu sehen in der Achtung der übrigen Nationen, hergestellt durch den Prinzen, das war der Traum ihres Lebens geworden.

Mit der leidenschaftlichen Liebe des Weibes einten sich hier Vaterlandsliebe und Begeisterung für nationelle Unabhängigkeit, um ein Gefühl hervorzubringen, das an Stärke, an Erhebung, und darum an Leidensfähigkeit, nur selten seines Gleichen hatte. Große, wahre Liebe schließt, als die köstlichste Seelenblüthe, alle Arten von Liebe in sich, wie die Königin der Nacht, der stolze

Cactus grandaflora, den Duft aller andern Blumen in sich vereint. Grade die Mängel, die Unvollkommenheiten und Schwächen in dem Charakter des Prinzen, wurden für Rahel ein Grund ihm fester anzuhängen. In leidenschaftlicher Begeisterung hing sie an seinen schönen Zügen, wenn von seiner Stirne die Strahlenkrone des Genies in männlicher Hoheit leuchtete; angstvoll, mit der Angst des Mutterherzens, bewachte sie seine Handlungen, versuchte sie seine Irrthümer zu verhüten, seine Fehler gut zu machen, mitleidend von jedem Mißlingen, beglückt durch jeden Erfolg.

Starke, mächtige Frauen fühlen sich naturgemäß fast immer zu den Männern hingezogen, denen es an Stärke gebricht, denen sie abgeben, aushelfen können mit ihrer Kraft. Es ist der Instinkt der Naturökonomie, welcher dies oft angestaunte Räthsel löst; es ist nicht Laune, nicht freie Wahl, es ist Naturtrieb und Nothwendigkeit. Solche Liebe hat die höchste Hingebung, die stärkste Selbstverläugnung, denn sie will das ganze geistige Vermögen, die ganze Seelenkraft auf den Geliebten übertragen, um ihn zu dem zu machen, wozu die Liebende ihn erkohren, zum Ideale, vor dem sie sich beugt. Es ist die Liebe des Schöpfers für das Geschöpf, das er liebend dachte, noch ehe es war; es ist das Anbetungsbedürfniß der antiken Menschheit, welche sich Götter bildete nach dem eigenen Bilde, um vor ihnen zu knieen; es ist die Liebe des Künstlers für sein Werk; es ist die Dreieinigkeit der Liebe, in der das Ich in dem geliebten Du untergehen möchte, um das Ideal aus ihm zu erzeugen.

Mit dieser selbstlosen, reinen Liebe hing Rahel an dem Prinzen und gegen dies Gefühl mußten alle andern Bewerbungen, alle andern Beziehungen in den Hintergrund treten. Vergebens strebte Gentz, der auf einer Reise nach England in London mit Auszeichnungen und Anerkennung überhäuft worden war, und dann in Wien eine ehrenvolle Anstellung als geheimer Hofrath gefunden hatte, vergebens strebte Gentz, Rahel zu einer Ueber-

siedelung nach Wien zu bewegen. Sie freute sich seiner dauernden Neigung, sie blieb ihm treu anhänglich, aber Berlin zu verlassen vermochte sie nicht. Vermittelnd zwischen dem kampfesdurstigen Jugendmuth des Prinzen und den Rathschlägen des klugen Diplomaten Gentz, der sich unbedingt auf Rahels scharfes, unbestechliches Urtheil verließ, wo es die Volksstimmung und die Ansicht der einzelnen Personen in Berlin galt, besaß sie wesentlicheren Einfluß, als es den Anschein hatte. Ein Wort von Rahel, in vertraulicher Mittheilung geschrieben, wog für Gentz oft die bogenlangen Depeschen der Ministerien auf, und hielt seine Bewunderung für ihren Geist, so wie die Liebe für sie rege in ihm.

Seit lange waren, durch die wechselnden Truppenzüge, die Postverbindungen in Deutschland nicht mehr sicher gewesen. Gentz bediente sich daher der Couriere zu seinem Briefwechsel mit Rahel und Vetter, der, nach jener erwähnten Trennung von Wiesel und Paulinen als Assessor im Ministerium zu Berlin beschäftigt war.

Immer noch in der Gesellschaft des Prinzen, hatte doch das Verhältniß zwischen ihnen eine andere Gestalt angenommen. Vetters Aufenthalt in der französischen Republik war nicht ohne Einfluß auf seine Ansichten geblieben. Ernst gemacht durch den Schmerz um Pauline, gleichgültiger gegen die Anziehungskraft, welche die Frauen sonst auf ihn geübt, hatte er tiefer und fester in das Leben zu blicken begonnen, und war schneller vom lebenslustigen Jünglinge zum Manne gereift, als es bei seiner früheren Denkweise möglich geschienen hatte.

Der Glanz der Throne, der Reiz, welcher in dem vertrauten Umgange mit einem Prinzen für seine Eitelkeit gelegen, hatten an Macht verloren. Er stand dem Prinzen voll Selbstgefühl gegenüber, oft als ernster Mahner an das, was die Zeit erforderte; oft als Tadler, wenn Louis Ferdinand in gewohntem Leichtsinn Handlungen beging, welche sowohl seiner fürstlichen Stellung, als seiner eigenen Würde zu nahe traten.

So kam es, daß er den Prinzen und dieser ihn, abwechselnd suchte und mied, je nachdem er Vetters Urtheil zu scheuen hatte und seine Offenheit fürchtete. Den Tadel eines Mannes erträgt der Mann schwerer, als den Tadel einer Frau, und oft war es Rahel, welche als versöhnendes Element Vetter und den Prinzen zusammengehalten hatte, wenn eine Spannung zwischen den Beiden, den Bruch dieser mehrjährigen Freundschaft befürchten ließ.

Eines Tages hatte der König eine große Parade abgehalten; der Prinz, gelangweilt von der stundenlangen Dauer derselben, eilte sobald sie beendet war zu Vetter, und da er diesen nicht fand, zu Rahel, der er am Tage vorher von seiner Dienstobliegenheit gesprochen hatte.

Nun, Hoheit! wie ist es gegangen? rief sie ihm entgegen.

Unübertrefflich Kleine! antwortete er, ihr die Hand zum Gruße bietend, und sich neben ihr auf das Sopha niederlassend. Unübertrefflich! nicht ein Knopf hat gefehlt an den schwarzen Tuchkamaschen, nicht ein Stäubchen ist zu sehen gewesen auf den weißen Hosen und Rabatten. Die Zöpfe makellos, die Gewehre spiegelblank — aber eingerostet, wie ich vermuthe.

Rahel lachte, den Prinzen mit jener Freude anblickend, welche der bloße Ton einer geliebten Stimme im Herzen erregt.

Der alte Fritz hat die Franzosen bei Roßbach Tanzmeister geheißen, fuhr der Prinz fort; Bonaparte könnte uns das wiedergeben. Wie die Tanzmeister sind die jungen Offiziere über den Straßenkoth gehüpft; ich wollte, sie hielten unser Wappen so blank als ihre Schuhe. Bei den Alten hingegen, da ist von Hüpfen freilich nicht die Rede, denn unsere Generale sind von der Art, daß ein Marsch ihr Tod sein würde. Es sind athemlose Gerippe oder keuchende Fettkolosse, Don Quixotte oder Fallstaffs.

Rahel lachte wieder, aber der Prinz sagte ernsthaft: Da ist nichts zu lachen Liebe! ich spreche im bittern Ernst. Ich vergehe

vor Schaam über den Frieden, den wir genießen, und denke mit Angst an den Krieg, den ich ersehne.

Aber Hoheit! unterbrach ihn Rahel, ein Heer, das die Generale Friedrichs des Großen zu Führern hat, das solche Erinnerungen an seine Fahnen geknüpft weiß!

Du sprichst ja wie eine hochadlige Hofdame, rief der Prinz, Rahel Du nennend, wie er bisweilen zu thun liebte; Du, kluge Rahel! solltest doch wissen, daß Erinnerungen ein schlechtes Gegengewicht sind, gegen die Erfahrungen des französischen Heeres. Und die Feldherrn des alten Friedrich? — Laß heute König Arthus aufstehen mit den zwölf untadlichen Rittern seiner Tafelrunde, stelle sie dem Bonaparte gegenüber an der Spitze seiner jungen, ruhmesdurstigen Marschäle und Generale und dann sieh zu, auf welche Seite der Sieg sich wendet. Täusche mich nicht mit leerem Troste; es sind genug Taube und Blinde, genug Selbstbetrüger am Hofe! Laß mich klar sehen, wo ich klar sehen muß.

Wenn klar sehen, hoffnungslos aufgeben heißt, so ist sich täuschen und voll Hoffnung streben, besser Prinz.

Und wer sagt Dir Rahel, daß ich nicht strebe und nicht hoffe? Ich hoffe auf den Kampf.

Und also auch auf Sieg für Preußen?

Nein! aber auf den Tod für mich!

Prinz! um Gottes Willen! rief Rahel, seine Hände ergreifend, woher dieser düstere Gedanke? Sie, so jung, so reich begabt, so anbetend geliebt — sie erschrack über den Laut, der ihren Lippen unwillkürlich entflohen war und fügte leise, um sich nicht zu verrathen, die Worte hinzu: vom Volke.

Sieh Rahel! zwei Dinge sind es, die der Mühe des Lebens werth sind, Wirksamkeit oder Glück. Ein preußischer Prinz hat die erstere nicht; denn Soldaten exerzieren und Parademärsche leiten, nicht wahr? das lohnt die Arbeit nicht, sich täglich an

und auszukleiden. Und Glück? Glück habe ich nie gekannt. So stürbe ich gern, denn mein Tod befreite mich von der Last des Lebens und betrübte Niemand.

Aber Ihre Mutter! rief Rahel, während ihre Hand in der des Prinzen bebte, und große schwere Thränen sich in ihre Augen drängten.

Meine Mutter? Thörichte Furcht! die erbte des Prinzen Heinrich Nachlaß für meinen Bruder, ihren Lieblingssohn.

Und Henriette?

Der Prinz legte seinen Arm um Rahel, ein Zittern flog durch alle ihre Glieder, das sie nur mühsam unterdrückte; dann sich zu ihr neigend, wie man sich gegen einen Freund neigt, dem man eine Mittheilung zu machen hat, welche man sich selbst nur schwer gesteht, sagte er mit gedämpfter Stimme: Henriette würde mich nicht betrauern, denn mein Tod machte sie frei.

Frei von der Liebe? Aber Freiheit ist ja furchtbar, wo gebunden sein Glückseligkeit gewährt!

Schweig doch und höre! Glaubst Du, daß Henriette mich noch liebt, daß ich sie liebe? Rahel! Du hast kein Herz, die kleinen Weiber zu verstehen, denn Deine Seele ist eine Männerseele, auch vertraue ich Dir wie einem Manne, wie dem treusten Freunde.

Er drückte ihr die Hand, Rahel lehnte, einer Ohnmacht nahe, ihr Haupt an seine Brust. Eine Mannesseele nannte er sie, seinen treusten Freund, und doch bebte die heiße, flammende Leidenschaft des Weibes in ihren Adern, doch zitterte das seligste Erglühen in ihrem Herzen in diesem Augenblicke. Es war das erste Mal, daß der Arm des Prinzen sie umschlang. Was sie seit Jahren sich ausgemalt in den Stunden einsamen Brütens, was in wonnevollen Träumen ihr wie der Gipfel des Glückes erschienen war, auszuruhen nur einmal, nur einen Augenblick an der Brust des geliebten Mannes, das war jetzt zur Wirklichkeit geworden und zum tiefen Schmerz.

Nicht die Liebe war es, die ihn bewog, sie an sich zu ziehen, sondern eine Freundschaft, eine geschlechtslose Neigung, welche der liebenden Rahel wie eine Verhöhnung, wie eine Verurtheilung ihrer eigenen Gefühle erscheinen mußte. Er hielt sie in seinen Armen, ihr Herz, ihr Leben waren sein und er seufzte nach Liebe, nach Glück. Nicht einmal der Gedanke tauchte in ihm auf, daß sie ihn lieben, daß ihre Liebe ihn beglücken könne. Sie hätte sich aufraffen, ihn fliehen, sich tief gedemüthigt in den Schooß der Erde verbergen mögen, und doch hielt die magnetische Kraft der Liebe sie gebannt, doch gab sie sich schweigend, sich selbst verdammend, dem Glücke dieses Augenblickes hin.

Der Prinz hatte von dem Kampfe in Rahels Seele keine Ahnung. Sieh! sagte er, wäre Henriette mein rechtmäßiges Weib, trüge sie meinen Namen, noch heute trennte ich mich von ihr, denn sie steigert mein Unglück!

Rahel fuhr empor. Wie aus einem wirren Traume erwachend, öffnete sie die Augen, strich das Haar aus ihrer Stirne, tief aufathmend, da die Arme des Prinzen sie nicht mehr umfingen.

Unglück? wiederholte sie, und die Furien der Eifersucht schwangen die brennenden Fackeln vor ihren Augen, daß es ihr schien, als stehe das Weltall in Flammen und müsse untergehen.

Der Prinz hatte Henriette geliebt und sie machte ihn unglücklich, sie wünschte vielleicht sogar die Trennung von ihm? Und hier saß sie selbst, Rahel, gesucht von Vielen, geehrt von den Besten, für Nichts achtend jede andere Bewerbung, Nichts kennend, Nichts begehrend, als die Liebe dieses Mannes; hier saß sie, bereit für ihn, für ein Liebeswort seines Mundes tausend Tode zu sterben, und er ließ sie ahnen, daß ein unbedeutendes Weib ihn verrathe, er gestand, daß Henriette das Unglück seines Lebens mache, daß er sie nicht liebe und sich dennoch an sie gefesselt fühle.

Gott! mein Gott! waren die einzigen Worte, welche sich im

Wogen des Schmerzes ihrer Brust entrangen. Ihre Arme sanken machtlos an ihrem Leibe nieder, sie faltete die Hände und neigte ihr Haupt.

Der Prinz sah es. Nicht wahr? fragte er, das ist ein wundersames Loos. O! immer und immer wieder beneide ich den Bürger um sein Glück. Als ich Henriette liebte, als ich in ihr den Inbegriff sanfter Weiblichkeit erblickte, und mit reiner Glücksempfindung meine Kinder auf ihren Knieen sah, was hätte ich darum gegeben, sie meinen Namen tragen zu sehen als mein angetrautes Weib. Jetzt, da — er stockte, das Wort der Anklage widerstrebte seinen Lippen — jetzt muß ich mit meiner Ehre, mit meinem Festhalten an der Mutter, die es nicht mehr um mich verdient, die Ehre meiner Kinder vertreten, denn sie sind verachtet, wenn sie nicht mein Stolz sind, wenn meine ganze Liebe sich nicht schützend über sie breitet.

So leben Sie für diese! sagte Rahel leise.

Ich will's, so lange ich es vermag. Aber es ist schwer ohne eigne Freude nur für Andere zu existiren!

Ja, das weiß Gott! rief Rahel, und Beide schwiegen lange.

Endlich sagte der Prinz: Rahel! Sie sind ja so klug, nennen Sie mir nur ein Mittel, mich zu zerstreuen. Es ist mir Alles farblos, Alles grau. Sie sagen: studiren Sie! Sie schicken mich hin zu Fichte, Sie senden Johannes Müller und die anderen Gelehrten zu mir, mit denen Sie selbst Ihre Tage verleben — aber sind Sie glücklich dadurch? Tröstet es Sie, zu wissen, daß Niemand glücklich war in alter und neuer Zeit? Beruhigen Sie die philosophischen Theorien, die uns beweisen, es müsse Alles sein, so wie es ist, oder die uns ein Ideal aufstellen, das zu erreichen die Fesseln der uns umgebenden Welt uns hindern?

Rahel hatte von dem Allen Nichts gehört, ein Zustand geistiger Lähmung war über sie gekommen. Allmälig fiel es dem Prinzen auf, daß sie, der sonst das Wort so wunderbar zu Ge-

bote stand, die es handhabte mit der Lust und dem Geschick, mit welcher der Virtuose sein Instrument gebraucht, daß sie kaum eine Antwort gehabt hatte auf alle seine Fragen, daß er in Monologen gesprochen, fast wie zu sich selbst.

Er blickte sie an, sie war todtenbleich. Ihr Kopf war auf die Sophalehne zurückgesunken, das Tuch von ihrem Nacken geglitten, und die schwarzen Locken fielen auf ihre entblößten Schultern nieder, welche in der gelblichen Weiße und Vollendung des Marmors aus dem dunklen Kleide hervorsahen. Bei der halben Beleuchtung der früh untergehenden Wintersonne hatten ihre stark ausgeprägten Züge die Schärfe verloren, sie schienen weicher, jugendlicher als sonst. Der Prinz betrachtete sie verwundert, dann, sich zu ihr neigend, fragte er: Sind Sie unwohl Rahel? leiden Sie?

Die Ahnung der Wahrheit war über ihn gekommen; zum erstenmale fiel es ihm ein, ihr Aeußeres zu betrachten, und er fand sie reizvoller, als er es je gedacht hatte. Da er sie bebend sah vor Liebe, ward sie ihm zum Weibe, dessen Besitz Werth haben, dessen Liebe Glück gewähren konnte. Ein tiefes Gefühl für sie zuckte warm durch seine Brust; er kniete nieder und fragte, sie sanft in seine Arme nehmend: Nicht wahr Rahel! Du liebst mich?

Aber Rahel, sich emporraffend, schien plötzlich wie verwandelt, jede Spur von Schwäche war von ihr gewichen. Sie schämte sich, eine Liebe zu verrathen, für welche der Prinz in jahrelangem Beisammensein kein Auge gehabt hatte, selbst das höchste Glück des Lebens wollte sie nicht dem Mitleid verdanken, für das sie des Prinzen plötzlich erwachendes Gefühl nehmen zu müssen glaubte. Ihr Stolz empörte sich dagegen, und mit der größten Ruhe, die sie in sich zu erzwingen vermochte, antwortete sie auf die Frage des Prinzen: ja! ich liebe Sie wie Ihr treuster Freund.

Der Prinz schwieg betroffen. Rahel stand auf, ordnete ihr Tuch und ihr Haar, dann trat sie an ihren Schreibtisch, und einen Brief zur Hand nehmend sagte sie: Sie haben mich gebeten, Ihnen Zerstreuung, Thätigkeit zu schaffen, die habe ich Ihnen nicht zu bieten, aber Neuigkeiten genug. Da ist ein Brief von Gentz, er berichtet von abermaligen Rüstungen in Oestreich, von Truppenmärschen, diplomatischen Verhandlungen, und ist wohl mit für Sie geschrieben. Auch Wiesels Rückkehr meldet er, die ich nun täglich erwarte. Wollen Sie den Brief lesen, lieber Prinz?

Er verneinte es. Rahel plauderte mit gewaltsamer Fassung, sich zu einer Heiterkeit steigernd, von der ihre Seele weit entfernt war, und die dem Prinzen unheimlich erschien. Nachdem er ihr eine Weile zugehört und sie scharf beobachtet hatte, sagte er: Rahel! Sind Sie wohl auch der Lüge fähig, wie die Andern Alle? sagen Sie mir das.

Ich habe nur Einen Gott, Prinz! und der ist die Wahrheit, ihn verleugne ich nicht.

So sind Sie auch mir wahr gewesen immerdar?

Immerdar!

Dann ist es gut! ganz gut! auch so! Lebe denn wohl, Du treuster Freund. Auf Dich will ich zählen und Dir fest vertrauen.

Er drückte ihr fest die Hand, dann ging er fort. Rahel aber warf sich in ausbrechender Leidenschaft auf ihre Kniee und rief: O! nimm den Fluch von mir Natur! den Du mir gegeben in meinem kalten Verstande, nimm mir den Verstand! Warum habe ich Einsicht, warum Kraft und Stärke, daß er mir vertraut, warum nicht milde Schönheit, daß er mich liebt? Aus Erbarmen schloß er die Reizlose in seine Arme, da ein Frauenherz hervorblutete aus der düsteren Hülle; ein Almosen war er bereit mir großmüthig zu geben von dem Ueberflusse der Zärtlichkeit, welche

er verschwendet an Henriette, die ich hasse, die ihn quält, ihn verräth, und die seine Kinder auf ihren Knieen wiegt, während ich einsam die Hände ringe in aufgezwungener Entsagung. Und sie sagen, es gäbe einen Gott im Himmel! sie sprechen von himmlischer Gerechtigkeit! die wahnsinnigen Thoren!

Ihre Stimme brach in tiefem Schmerz und thränenlos sank sie zusammen.

Viertes Kapitel.

Für Rahel's reizbare Nerven war die Erschütterung dieser Stunde zu heftig gewesen. Ein Fieberanfall warf sie nieder. Es vergingen einige Wochen, in denen der Prinz sie nicht wiedersehen konnte.

Während dieser Zeit hatte die Prinzessin Ferdinand, welche es wußte, wie lebhaft ihr Sohn in diesem Augenblicke eine Aussöhnung mit dem Könige wünschte, dieselbe zu vermitteln gesucht, um ihren Sohn sich wieder geneigter zu machen, als er sie nach ihrer letzten Unterredung verlassen hatte. Indeß der in sich und seine Anschauungsweise begrenzte aber reine Charakter des Königs fühlte sich instinktmäßig von dem Wesen des Prinzen abgestoßen. Er hatte keine Nachsicht für seine Ausschweifungen und Uebertreibungen, weil ihm das Verständniß für die Gründe dieser Maßlosigkeit in der Natur des Prinzen fehlte. Einen Mann von dem Rufe Louis Ferdinands in seinem engeren Umgange, in der Nähe der Königin zu dulden, hätte ihm eine Verletzung der Achtung geschienen, welche er vor der reinen Seele seiner Gattin hegte. Er wollte seinem Volke zeigen, daß er christliche Sittenreinheit in jeder Lebenssphäre fordere, ihren Mangel überall tadle. So vermied er den Prinzen aus Neigung und Grundsatz; Haugwitz aber sowohl, als die ganze friedliebende Partei, suchten diese Stimmung des Königs zu nähren, um Louis Ferdinand von dem

Könige fern zu halten. Sie schilderten den Ehrgeiz desselben als gefährlich, und wußten die Eifersucht des Königs auf die Popularität, deren der Prinz im Volke und im Heere genoß, so geschickt zu steigern, daß die Verwendungen von Hardenberg, Alopäus und selbst die der Königin erfolglos blieben, welche die Prinzessin Ferdinand für ihren Sohn in Anspruch genommen hatte.

Dennoch war gerade zu Ende dieses Jahres eine Art freundlicher Annäherung zwischen dem Könige und dem Prinzen zu Stande gekommen. Der Bruder des Königs, Prinz Wilhelm hatte sich nämlich mit der Prinzessin Marianne von Hessen-Homburg verlobt; die Hochzeit sollte noch im Laufe des Winters gefeiert werden. Eine Reihe von Hoffesten stand in Aussicht, und die Vorbereitungen zu denselben brachten den Prinzen häufiger als sonst in unmittelbare Berührung mit der Königin.

Die glückliche Ehe, welche er in diesem Beisammensein mit dem Herrscherpaare vor Augen hatte, ließ den Prinzen die schmerzlichsten Betrachtungen über sein eigenes glückloses Leben machen, und mit tiefer Rührung hatte er sich einmal andeutend darüber gegen die Königin selbst ausgesprochen.

Ich wünsche Ihnen eine große ausfüllende Liebe, mein Cousin! hatte sie ihm geantwortet, Ihre schmerzliche Vergangenheit darin zu versenken, und eine begeisternde Idee, Ihre Zukunft darauf zu erbauen!

Mit diesen Worten in der Seele war der Prinz in den Wagen gestiegen, der ihn zu seiner Wohnung führen sollte. Ja! eine große, ausfüllende Liebe hatte ihm gefehlt sein Leben hindurch, und nur weil er sie rastlos gesucht, weil er sie so heiß zu finden gewünscht, war es ihm möglich gewesen, sich so oft und so schwer in seiner Wahl zu täuschen. Mit Schmerz gestand er es sich selbst, er habe eigentlich noch nie geliebt, noch nie das Glück einer ausfüllenden, verständnißvollen Liebe genossen.

In weicher Stimmung langte er vor seinem Hause an. Lau-

tes Lachen schallte ihm aus dem Musikzimmer entgegen, die einzelnen Akkorde übertönend, welche Dusseks geübte Hand auf dem Flügel hervorrief.

Was geht dort vor François? fragte er den Alten.

Mademoiselle ist aus dem Konzerte retournirt und repetirt mit dem Kapellmeister les pièces qu'on a éxcutées. Auch Monsieur Vetter und die andern Herren que Votre Altesse a ordonné d'inviter sind schon beisammen.

Der Prinz trat in das Zimmer, ein düsterer Zorn flammte in ihm empor. In einem Kreise von Männern, die laut und rücksichtslos durcheinander sprachen, befand sich Henriette als die einzige Frau. Sie hatte den Arm auf die Lehne von Dusseks Stuhl gestützt und sang mit ihm ein italienisches Duett, die Manier Cadet Feuillades, eines berühmten Sängers nachahmend, der sich im Verein mit dem Guitarrenspieler Aimari in einem Konzerte hatte hören lassen.

Henriettens maßlose Fröhlichkeit beleidigte heute den Schönheitssinn des Prinzen, ihr Alleinsein in dem Kreise dieser Männer, deren leichtfertige Gesinnungen er nur zu gut kannte, sein Gefühl. Mag ein Mann noch so leichtsinnig von den Frauen, noch so frei über die Schranken der Sitte denken, das Weib, das er besitzt, will er rein wissen, um an sie zu glauben. In der Unfähigkeit, an reine Weiblichkeit zu glauben, findet der Wüstling die Strafe für seine Schuld.

Das Gefühl der Schuld war es auch, welches dazu kam, den Prinzen in diesem Augenblicke mit seiner ganzen Schwere zu belasten. Wie wenig glich diese gefallsüchtige Frau dem schuldlosen Mädchen, das er einst entführte! Er war es, seine Vernachlässigung, seine Untreue, die ihn schweigen ließ, als Henriettens Neigung sich von ihm wendete. Seine Untreue hatte diese traurige Verwandlung in einem Wesen hervorgebracht, das die Mutter seiner Kinder war.

Er hätte sie um Verzeihung anflehen mögen, und doch wendete er sich mit schmerzlichem Schaamgefühle von ihr ab, als sie sich ihm mit neckenden Worten an die Brust warf.

Es trieb ihn, sie von sich zu stoßen, aber eine Stimme in ihm rief die Namen seiner Kinder. Warum bist Du nicht bei den Kindern? fragte er finster, ich hoffte Dich dort zu finden, denn sicher sind sie noch wach.

Hören Sie nun meine Herren, rief Henriette, was Sie nie glauben wollen, daß ich dem Prinzen Nichts bin, als die Wärterin der Kinder? Zieht er einmal in's Feld, so werde ich gewiß in Schricke eingemauert, damit nur den Kindern kein Schade geschieht.

Das wäre zu grausam, meinte Dussek. Wo soll der Künstler die Begeisterung finden, wenn ihm der Anblick der Schönheit vorenthalten wird? Mademoiselle Fromm hat im Konzerte die Augen aller Männer und den Neid aller Frauen auf sich gezogen, so schön war sie.

Aller Männer? spottete Henriette, nun Vetters Augen nicht! Die hingen wie festgebannt an Pauline Wiesel, und Sie Alle haben nach ihr hingesehen, wozu denn auch Paulinens wunderbare, hier unerhörte Kleidung, das Ihrige beigetragen hat.

Die Unterhaltung blieb an Pauline Wiesel geknüpft, als man sich bald darauf zur Tafel setzte. Alle Männer stimmten in das Lob ihrer Schönheit ein, und diese ward in einer Weise zergliedert, wie nur der gänzliche Cynismus jener Tage und jenes Kreises es möglich machte.

Der Prinz, sonst einer der Keckſten in dreisten Aeußerungen der Art, fühlte sich heute davon beleidigt. Er wußte nicht, ob es Henriettens Anwesenheit, ob eine Art von Theilnahme für Pauline sei, deren Namen in großen Zwischenräumen immer wieder vor ihm auftauchte, oder ob das häufigere Beisammensein mit der Königin ihn sehnsüchtig mache, nach einer rei-

nern Atmosphäre, empfindlicher gegen die Unschönheit dieser Zügellosigkeit.

Fast unwillkürlich brachte er das Gespräch auf die Königin, aber Henriette fiel ihm, sich gegen die Andern wendend, lachend in das Wort: Wissen Sie es schon, sagte sie, daß dies die neueste Leidenschaft des Prinzen ist? Wir haben eine vollständige Umwandlung zu gewärtigen. Die königliche Ehe ist sein Ideal geworden, ich und Sie Alle erscheinen ihm nur als Sünder, als Verworfene. Wie ein alter deutscher Ritter schwärmt er für treue Minne, für Tugend und Keuschheit, und es soll mich gar nicht wundern, wenn er nächstens, mit einer geraubten Schleife der Majestät an seinem Pilgerhute, nach dem gelobten Lande wandert, um seiner Sünden los und ledig zu werden.

Henriette! sagte der Prinz streng, ich wünsche nicht, ich verbiete, daß hier in dieser Weise von der Königin gesprochen werde; es ist Entweihung.

Da haben wir es! Sie werden sehen, er wandert morgen fort lachte Henriette.

Mich fortzutreiben, sagte er leise, fort von Dir, ist dies ein sicheres Mittel. Und laut fügte er hinzu: ja, ich wollte, daß ich wandern könnte, denn der Boden Berlin's brennt mir unter den Sohlen und seine Luft erdrückt mich.

Aber wer tröstet mich dann? fragte Henriette.

Der Prinz warf einen ausdrucksvollen Blick auf Dussek. Dieser und Henriette errötheten. Es war ein Experiment gewesen, zu dem er sich im Unmuthe des Augenblicks entschloß. In furchtbarem Seelenschmerz stürzte er den Wein hinunter, den er in der Hand hielt.

Seht! rief er dann, könnte ich die ganze Welt, wie sie ist, mit ihrer Lüge, Falschheit, Feilheit, in meine Hand fassen wie dieses Glas, und sie zertrümmern — mit so raschem Wurfe wäre es gethan, wie ich dies Glas zerschmettere.

Er warf es gegen die Wand, daß es in Scherben klirrend niederfiel.

Und was bliebe Ihnen dann? fragte einer der Gäste, um die peinliche Stille zu unterbrechen, welche dieser Scene folgte.

Was mir bliebe? Das was ich jetzt besitze — Nichts!

Er stand auf und verließ das Gemach, die Anderen sahen ihm bestürzt und erschrocken nach.

Fünftes Kapitel.

Schon nach wenig Tagen lief die Erzählung dieses Vorganges in widrigster Entstellung durch die Stadt. Einer der Männer, welche an jener Abendmahlzeit Theil genommen hatten, war der Verbreiter derselben gewesen, und was Henriette in frevelndem Uebermuthe gesprochen, ward ohne Weiteres dem Prinzen in den Mund und zur Last gelegt. Eine leise Andeutung davon wußten die Gegner Louis Ferdinands selbst bis vor das Ohr des Königs zu bringen. Es reichte hin, die Mißachtung zu erhöhen, welche derselbe gegen den Prinzen hegte, und diesem die beginnende Theilnahme der Königin zu entziehen, deren charaktervolle Weiblichkeit allein vielleicht stark genug gewesen wäre, einen dauernden Einfluß auf den Prinzen zu gewinnen, und ihn einer höheren Lebensrichtung zuzuführen.

Gepeinigt von der Wiederholung dieses Gerüchtes, kam er eines Morgens zu Rahel. Es war das erste Mal, daß er sie nach ihrem Erkranken wiedersah. Er fand sie bedeutend verändert, und es schien ihm ein Räthsel, daß er sie einen Augenblick für reizend und begehrenswerth gehalten habe. Sie lag noch auf einem Ruhebette, hatte geweint und hielt einen Brief in den Händen.

Sie sehen mich ganz niedergeworfen, lieber Prinz! rief sie ihm

entgegen. Pauline Wiesel war eben bei mir vor dem Bette, und hat mir ihre Geschichte erzählt. Eine Stelle war darin für mich, wie sie es sagte, so erschütternd, daß ich förmlich einen Krampf davon bekam und sie zu reden aufhören mußte.

Und worin bestand das Erschütternde?

In dem Verzweifeln an sich selbst, in den Worten: sieh! ich würde mein Leben daran geben, geliebt zu werden, wie ich mir Liebe denke, und würde verzweifeln, wäre es der Fall, denn man hat mich so behandelt, daß ich nicht mehr glauben kann. Und ich weiß auch, daß ich selbst der Treue nicht mehr fähig bin. Dabei weinte sie die heißesten Thränen und sah wie die Liebe selbst aus.

Das ist ein wunderbares Geständniß, theure Rahel! und ein unwahres, wie mir scheint. Wer sich nach Liebe, nach Treue sehnt, sie als Glück empfindet, kann wohl das Mißgeschick haben, den rechten Gegenstand dafür nicht zu finden, aber die Fähigkeit zu lieben und treu zu sein, muß er besitzen.

Nicht so unbedingt, als Sie glauben. Ich gebe zu, daß er sie einst besessen haben muß, aber sie kann zerstört worden sein in ihm, wie in Pauline. Wenn Sie mir versprechen, es Niemand sehen zu lassen, so will ich Ihnen ein Blatt mittheilen, das mir Pauline heute gegeben hat. Es ist ein Brief, den sie mir in Wien geschrieben hat und der nicht abgesendet worden ist. Sie brachte ihn mir heute als ein Zeichen, daß sie an mich gedacht habe.

Der Prinz versprach Verschwiegenheit, erbat sich die Erlaubniß, den Brief in seiner Wohnung zu lesen, nnd entfernte sich bald, da andere gleichgültige Besuche ein trauliches Gespräch mit Rahel unmöglich machten.

Kaum in seinem Zimmer angelangt, entfaltete er das Blatt und las wie folgt:

Ich habe heute so lange und so viel mit Gentz von Dir gesprochen, liebe Rahel, daß es mir war, als säßest Du mit den klugen Augen uns gegenüber, und ich dachte mir, wie Du mit Dei-

nem Seherblick in mein Herz schauen würdest, wenn ich bald wieder in Berlin vor Dich hin trete, von außen die alte Pauline, von innen so verändert; äußerlich froh und jung und schön, im Herzen so gleichgültig, daß es mich gar Nichts mehr kostet, immer froh zu scheinen.

Rahel! Heirathen, sich mit Eiden zu schwören, man wolle einander ewig treu sein, nie einen Andern lieben, das ist Tollheit, weil es Lüge ist. Fühlt man sich durch den Eid gebunden, so nimmt man die Folterqualen eines nur zu oft vergeblichen Kampfes auf sich; bindet der Eid uns nicht, wozu leisten wir ihn denn?

Weil mich Schuwalows Untreue, die so früh mein Leben zerstörte, sehr unglücklich gemacht hatte, wollte ich meine Liebe einem Würdigeren geben und ihm treu sein, um in seinem Glücke zu empfinden, daß meine Liebe, daß ich selbst ein Gut wären, welches Werth haben könne.

Wiesel war nicht glänzend, nicht schön, nicht reich und vornehm, nicht leidenschaftlich und zärtlich wie Schuwalow. Weil er das Alles nicht war, wollte ich ihn lieben und heirathete ihn. Man sagte mir, er sei ein Egoist, ein kalter, berechnender Verstand. Dies schien mir die Bürgschaft zu geben, er werde Alles aufbieten, daß wir nicht so elend würden, als die meisten Menschen, die ich in unglücklichen Ehen sich aufreiben, oder sich nach schmerzensvollen Kämpfen trennen sah. Ich wollte durchaus nicht mehr leiden, Schuwalow durchaus vergessen, und ich meinte dies zu können, wenn ich mir vornähme, Wiesel eine musterhafte Gattin zu werden. Was hält man nicht Alles für möglich, wenn man noch unerfahren ist!

Aber ich habe Schuwalow nicht vergessen, Wiesel nicht lange lieben können; ich habe andere Männer geliebt, sie haben mich, ich habe sie getäuscht mit absichtlicher, mit unwillkürlicher Täuschung. Wiesel hat es gesehen und es ist ihm ein Beweis mehr gewesen für seine alte Ueberzeugung, daß der Mensch nicht für die Treue, für die Beständigkeit geschaffen sei. Diese Ueberzeugung ist es, die ich Wiesel verdanke, und sie ist trostlos.

Denke nur! mit vier und zwanzig Jahren, mit einem weichen Herzen, das sich der Liebe erschließt, immer und immer zu wissen: Daß ist nur augenblickliche Erregung, das dauert nicht! Dies Feuer, dies Bedürfniß ewigen Haltens sind Blumen, die verwelken, damit neue erblühen; es ist ein materieller Werdeprozeß, wie jeder andere im All.

Und wenn dieses eisige Wort Wiesels in meiner Seele erklingt, wenn ich trotzdem die Wundmale fühle, welche jede neue Liebe in mir zurückgelassen hat, wenn ich bald die eigene, bald die fremde Untreue beklage, und doch mit bebendem Ahnen empfinde, daß mein Herz der Liebe nicht abgestorben ist, dann kommen alle Schmerzen meiner Vergangenheit als Bilder der Zukunft vor mein Auge, und ich sage mir: so werde ich wieder lieben, so wieder verzweifeln, und niemals, niemals Ruhe finden, niemals Glück und Ruhe bereiten, denn Niemand wird glücklich durch Liebe. Liebe ist eine Lebensblüthe, welche der Wind verweht, damit die ernstern Kräfte im Menschen Früchte tragen.

Meine Liebesblüthen, meinen Glaubensfrühling hat der eisige Zweifel meines Mannes zerstört. Er wollte nicht leiden durch meine glaubensvolle Liebe, die er unbequeme Empfindelei nannte. Er wollte kein Sklave des Eides sein, sondern frei auch in der Ehe, Herr seines Willens und doch Herr des meinen. Ich sollte ihm nicht Liebe heucheln, wenn ich sie nicht mehr empfände. Diese Zeit kam bald. Aber ich sollte seinen Absichten dienen, er wollte Einfluß, Macht gewinnen, wirken durch meine Schönheit, beneidet sein um sie — und ich wollte beglücken und genießen.

Wohin uns dies geführt? Frage mich nicht. Aber wenn Du mich sehen wirst, lachend und tändelnd wie die Andern, so denke, da geht ein Gespenst umher auf seinem eigenen Grabe, eine Nixe, eine Lureley, die liebedurstig den Schiffer anlockt, obschon sie weiß, daß es ihr kein Glück und ihm vielleicht den Tod bereitet.

Im Uebrigen frage mich was Du willst. Ich habe die halbe

Welt gesehen, kenne alle Berühmtheiten, bin im Besitz der neusten Moden und eigentlich eben so glücklich als all die andern Männer und Frauen unserer Zeit, die auch Nichts glauben, Nichts heilig halten und an jedem Tage einen neuen Tag leben. Meine Thorheit ist nur, daß ich manchmal wünschte, es wäre doch anders.

Kaum hatte der Prinz diesen Brief beendet, als François ihm Wiesel meldete.

Nur drei Jahre waren vergangen, seit der Prinz ihn nicht gesehen hatte. Wiesel war im Aeußern durchaus nicht verändert, und doch dünkte er ihm in diesem Augenblicke eine vollkommen neue und fremde Erscheinung, da er ihn als Paulinens Gatten betrachtete.

Seine große, magere Gestalt, die starke, spitze Nase, welche zwischen den hellgrauen, scharfleuchtenden Augen hervorsprang, sein fester, durchbohrender Blick, und der feinlächelnde Mund, dessen Sprache den sanftesten Wohllaut behielt, auch bei den härtesten Aussprüchen, machten zusammen einen fast unheimlichen Eindruck, welcher durch die unverkennbare Klugheit und geistige Ueberlegenheit des Mannes noch erhöht wurde.

Wie immer war er mit einer Menge von Planen beschäftigt. Die Handelskrisis, welche dadurch veranlaßt, daß England im Juni dieses Jahres die deutschen Häfen blokirt hatte, bot für kaufmännische Spekulationen ein reiches Feld. Die deutschen Baumwollenwaaren und gedruckten Kattune waren noch so schlecht, daß sie neben den englischen keinen Vergleich aushielten, und nur die Aermern sich ihrer nothgedrungen bedienten. Alle überseeischen Produkte, Kaffee, Zucker und Gewürze, waren zu einem fünffachen Werthe gestiegen, weil man sie nur durch einen Schleichhandel erlangen konnte, den die Wachsamkeit der englischen Blokadeschiffe sehr gefährlich machte. Diese Theuerung wurde noch fühlbarer, da es im Lande selbst an Geld fehlte; denn auch der Absatz deutscher Fabrikate und Produkte nach England und Amerika war gehemmt. Namentlich lag der schlesische Leinwandhandel gänzlich darnieder,

so daß Preußen und Oesterreich, jedes für seinen Theil, die Noth der Weber kaum zu bewältigen vermochten.

Wiesel war längere Zeit in Wien gewesen, hatte Schlesien durchreist, sich in Breslau aufgehalten, und nach seiner rührigen Weise, mit Personen aller Stände Verbindungen angeknüpft. Er kannte die Sachlage auf das Genauste, wußte die Bedrängniß des Fabrikanten, des Handwerkers, des Ackerbauers lebhaft zu schildern, aber auch eben so gut die Vortheile zu berechnen, welche sich einzelnen unternehmenden Männern durch diese Verhältnisse geboten und sie zu Millionairen gemacht hatten.

Im Auftrage von Gentz berichtete er dem Prinzen, daß Oesterreich seine Truppen gegen die italienische Grenze hin unmerklich zusammenziehe, und auf den Kriegsfuß rüste, da Frankreich an der piemontesischen Grenze eine Heeresmacht aufgestellt habe. Er schilderte die Thätigkeit und den Einfluß des Erzherzogs Karl, der kraftvoll und kriegerisch gesinnt, dem Kaiser Franz hilfreich zur Seite stand. Dann aber ging er bald wieder zu seinen eigenen Absichten über, bei deren Ausführung ihn mehr noch die Thätigkeit reizte, als der Gewinn.

Man müsse, sagte er, Bonaparte nachahmen, Rübenzuckerfabriken anlegen, Getreidekaffee schaffen, um den Folgen der Kontinentalsperre entgegen zu treten, und dem Bedürfniß des Volkes abzuhelfen. Es müßten verbesserte Kattundruckereien eingeführt, Vereine unter den Frauen gestiftet werden, sich nur in deutsche Leinwand und deutsche Baumwollenstoffe zu kleiden, und gerade der Prinz müsse sich an die Spitze aller dieser Unternehmungen stellen, damit König und Volk sich gewöhnten, ihn sowohl im Großen wie im Kleinen, in den Angelegenheiten des Krieges, wie des Friedens, als den Vertreter der öffentlichen Meinung und des allgemeinen Besten zu betrachten.

Die große Lebhaftigkeit, mit welcher Wiesel dies Alles vortrug, die Dringlichkeit, durch die er den Prinzen zu Unterneh-

mungen verleiten zu wollen schien, welche außer dem Bereiche seiner eigentlichen Theilnahme lagen, machten ihm einen quälenden Eindruck.

Von der Kriegspartei im Lande öffentlich als ihr Haupt genannt, von allen Seiten zum Einschreiten, zu Thaten gedrängt, nach denen er selbst sich sehnte, und die doch unmöglich für ihn waren, konnten solche Zumuthungen ihn nur verstimmen. Mit mühsam verhehlter Ungeduld hatte er Wiesels Erzählungen angehört.

Als er geendet, sagte der Prinz: Sind Sie nur darum zurückgekommen, lieber Wiesel, um zu erfahren, daß hier in Berlin, daß in Preußen Alles beim Alten ist, während die übrige Welt rastlos fortschreitet und sich entwickelt, so werden Sie sich bald von der Wahrheit dieser Thatsache überzeugt haben. Hoffen Sie jedoch mit Ihrer Hand irgend Eines der in's Stocken gerathenen Räder unserer Staatsmaschine in Bewegung zu setzen, dann wählen Sie einen andern Gehilfen dazu als mich.

Und doch blicken alle Augen auf Sie, grade auf Sie Hoheit!

O ja! wie man nach einer Standarte blickt, die hoch auf einem Felsen aufgerichtet steht; man ersieht sie als Vereinigungspunkt, weil sie hoch steht, ohne zu fragen, aus welchem Holze sie gemacht ist. Aber Jeder weiß es, daß eine Standarte ein todtes, willenloses Werkzeug ist, die weder das Signal zum Kampfe geben, noch die Massen selbstständig in Bewegung setzen kann. Vielleicht nimmt einmal ein Mächtigerer sie zur Stunde der Noth in die Hand, um sie dem Volke im Kampfe vorzutragen, bis der Kugelhagel sie zerschmettert. Darin liegt denn aber für die Standarte eben kein Glück und kein Ruhm. Wie könnte ein Werkzeug darauf auch Anspruch machen wollen! So lassen wir das, und sprechen Sie mir von andern Dingen.

Wiesels lebhaftes Auge überflog mit schneller, kluger Betrachtung die Züge des Prinzen. Diesen Ausdruck der Erbitterung, des Widerwillens und zugleich der Ermüdung hatte er früher niemals an ihm wahrgenommen. Was er auch that, den Prinzen

durch Mittheilungen von dem Stande der Ereignisse in Wien und Paris zu fesseln, der Prinz blieb zerstreut und kalt. Aber Wiesel war nicht leicht zu entmuthigen. Da weder die Schilderung von dem Fanatismus der Franzosen für Bonaparte, noch die Auseinandersetzung von der großen Wirksamkeit des Erzherzogs Karl, des Prinzen Theilnahme erregten, so ging Wiesel allgemach auf die ihm zunächst liegenden Dinge zurück.

Als ich Hoheit von den nothwendigen Fabrik-Unternehmungen sprach, hatte ich eigentlich die Absicht, Sie für bestimmte Personen zu interessiren, sagte er. Ein gewisser Wegmann, der schon seit Jahren eine Kattundruckerei besitzt, hat dieselbe bedeutend erweitert. Er wünscht Nichts lebhafter, als der Königin und der Frau Prinzessin Ferdinand Proben seiner Thätigkeit vorlegen zu dürfen, um deren Schutz zu erlangen. Vielleicht entschließen sich Hoheit einmal die Druckerei anzusehen, und den Herrschaften davon zu sprechen. Es ist wirklich nothwendig, den Muth der Gewerbetreibenden durch die Gnade des Hofes zu beleben.

Kennen Sie die Leute?

Ja! gnädigster Herr! Ein kleines Kapital, das mein Vater diesem Wegmann anvertraute, steckt noch in dem Geschäfte. Er hat einen Sohn, welcher als Drucker England und Frankreich bereist, und sich so bedeutend vervollkommnet hat, daß man sich Gutes von ihm versprechen kann. Gestatten Sie mir, den Wegmann's die Aussicht auf Ihren Besuch zu eröffnen?

Es kann geschehen, Wiesel! erinnern Sie mich daran! entgegnete der Prinz in halber Zerstreutheit, und fragte dann plötzlich: Wie geht es Ihrer Frau?

Sie ist erfreut, wieder in Berlin und im Vaterhause zu sein.

Wohnen Sie bei Ihrer Schwiegermutter?

Nein, Hoheit! ich wohne in der Stadt Paris, und es ist möglich, daß ich den ganzen Winter diese Wohnung behalte, die mir durch ihre Lage in der Brüderstraße, im Mittelpunkte der

Stadt, manche Bequemlichkeit gewährt. Nur meine Frau wohnt bei ihrer Mutter.

Wissen Sie, daß ich Ihre Frau nicht kenne?

Pauline bedauert dies lebhaft. Sie hat die Hoffnung gehegt, Hoheit vielleicht diesen Abend bei Frau von Grotthuß vorgestellt zu werden.

Ich bin verhindert der Einladung der Baronin Folge zu leisten, so gern ich hinkäme, Ihre Frau zu sehen, von deren Schönheit und Anmuth ich seit Jahren sprechen höre. Aber Sie scheinen nicht eifersüchtig zu sein, Wiesel, da Sie sich so fern halten von Ihrer Frau?

Wiesel zuckte lächelnd die Schultern. Ich bin auch darin Fatalist, wie in allem Anderen.

Beide Männer lachten. Es war Mode, die eheliche Treue gering zu achten, Mode, mit der Sittenlosigkeit zu prahlen. Da die meisten Ehen in den höheren Ständen und unter den Wohlhabenden nicht nach der Neigung der zu Verheirathenden, sondern nach den Berechnungen ihrer Eltern geschlossen wurden, waren Ehe und Familienleben in jenen Kreisen fast gänzlich aufgelöst. Männer und Frauen hielten sich vollkommen berechtigt, sich für den Zwang, welchen ihnen die Konvenienzehe auferlegte, in selbst gewählten Herzensverbindungen zu entschädigen. Der Umgang der Geschlechter war überaus frei; und wie man nachsichtig war gegen den Ehebruch, so tadelte man strenge die Untreue gegen diese Liebesverhältnisse, welche, wie das Cicisbeat der Italiener, durch die Gewohnheit geheiligt wurden.

Der Prinz that noch einige leicht hingeworfene Fragen nach den Neuigkeiten des Tages. Als Wiesel sich dann empfehlen wollte, sagte Jener: Ich überlege eben, daß ich mich allenfalls diesen Abend frei machen und Frau von Grotthuß besuchen könnte. Sagen Sie Ihrer Frau, daß ich mit großer Freude daran denke, sie heute kennen zu lernen. Auf Wiedersehen also, lieber Wiesel, bei Frau von Grotthuß.

Sechstes Kapitel.

Zeitiger als es sonst seine Gewohnheit war, verfügte sich der Prinz heute zur Baronin. Abgestumpft fast gegen jeden geselligen Genuß, war ihm die Spannung der Neugier reizend, mit der er Paulinens Ankunft erwartete.

Die Baronin, Henriette, die Unzelmann, Vetter, Tilly, eine größere Gesellschaft von Männern und Frauen waren bereits beisammen, als Wiesel mit Pauline eintrat.

Der Prinz hatte erwartet, sie schön zu finden, aber diese strahlende Erscheinung übertraf seine Vorstellungen. Groß, schlank und doch voll gebaut, zeigte ihr Körper jenes wellenförmige Verschmelzen der einzelnen Glieder zu dem Gesammtausdruck makelloser Formenschöne, wie man sie an griechischen Statuen der besten Zeit bewundert. Nach der französischen Sitte jener Tage trug sie ein antikes Costüm, das, obschon im Norden eben so unangemessen, als den Begriffen deutscher Sitte entgegen, ihrer Schönheit sehr zu Statten kam.

Ganz in rosa Trikot gekleidet, von leichten Mousselingewändern, die ein Goldgürtel unter der Brust zusammen hielt, mehr umwallt als verhüllt, die blonden, nach der Antike aufgewundenen Locken mit einem Diademe geschmückt, um das sich ein reicher Epheukranz wand, war sie das schönste Modell einer Bacchantin,

das die vielverlangende Phantasie des Künstlers begehren konnte. Ihre großen blauen Augen schienen Strahlen zu werfen, ihre Stirn leuchtete in dem Siegbewußtsein der Schönheit, und der Prinz hing wie festgezaubert an den glühenden Lippen, an dem zauberischen Lächeln Paulinens, weil ihm war, als müsse dieser Mund sich öffnen, einen jubelnden Lobgesang der Freude anzustimmen — jener Freude der Götter, welche unendlich ist.

Da Pauline auf die Anwesenheit des Prinzen vorbereitet war, suchten ihre Blicke ihn bei dem Eintritt, und sie begegneten den seinen, um einander festzuhalten.

Mag man den Glauben an eine geheime Sympathie als dichterische Erfindung verwerfen, dennoch ist es nicht zu leugnen, daß Menschen wie durch Wunderkraft plötzlich gewaltsam aufeinander wirken, daß es eine Liebe giebt, die der Moment erzeugt, als wäre ihr Entstehen eine Nothwendigkeit in dem großen Ganzen des Alls.

Daß dieses Urbild weiblicher Vollkommenheit, zum Glück berechtigt, Glück gewährend durch sein bloßes Erscheinen, das Glück nicht kenne, daß hinter dieser lachenden Außenseite ein Schmerz, eine Hoffnungslosigkeit sich berge, so groß wie sein eigner Lebensüberdruß, so tief wie seine eigne Herzensleere, diese Ueberzeugung zog den Prinzen zu Pauline.

Er hätte ihr augenblicklich sagen mögen, daß er sie liebe, daß er die Wunde ihrer Seele kenne und sie heilen wolle durch eine Hingebung, die endlos und ohne Gleichen sein solle.

Seine Vergangenheit drückte ihn zu Boden. Er wünschte schuldlos zu sein, schuldlos wie der Mensch hervorgeht aus dem Schooße der Natur, damit Pauline achtend zu ihm emporsehen, sich auf ihn stützen könne.

Befangen, fast mit der Schüchternheit des Jünglings, trat er an sie heran. Das ist das große Wunder, die Wiedergeburt durch die Liebe, daß sie den Menschen mit Abscheu erfüllt gegen alles Unedle, daß sie ihn sehnsüchtig macht nach Schönheit und nach Reinheit.

Pauline, von der äußeren Erscheinung des Prinzen lebhaft angezogen, fühlte sich betroffen durch die scheue Ehrfurcht, in welcher er ihr nahte. War dies Prinz Louis Ferdinand, den die Welt einen Wüstling nannte?

Sie hatte einen übermüthigen, begehrenden Mann zu finden erwartet, zu einem spielenden Wettkampf war sie gerüstet gewesen, aber hier trat ihr eine so tiefe Huldigung entgegen, daß sie in dem Gefühle, solcher Hingebung nicht werth zu sein, dem Prinzen einen überdachten Plan zuschrieb, und ihm mit leichtfertiger Gewandtheit begegnete, obschon sie wünschte, mehr von ihm zu erfahren, als es bei dieser Art der Unterhaltung möglich sein konnte.

Graf Tilly, im Interesse der Bourbonen stets sehr begierig, den Stand der Meinung in Europa zu kennen, hatte Wiesel bald in eine Unterredung verwickelt, die sich allmählich auf jene Punkte zurückwendete, welche am Morgen zwischen diesem und dem Prinzen verhandelt worden waren. Namentlich besprach man wieder die Nothwendigkeit, durch das Benutzen inländischer Fabrikate dem Nationalwohlstande zu Hülfe zu kommen.

Da die Königin und die Prinzessin Radziwil sich schon vielfach derselben Meinung erklärt, und manche dahin einschlagende Schritte gethan hatten, schien diese Vorsorge für die Arbeitslosen Mode zu werden, so daß Frau von Grotthuß sowohl, als Henriette und die Unzelmann, sich bereit erklärten auf alle ausländischen Stoffe zu verzichten. Nur für die Bühne begehrte die Letztere der unbeschränkten Freiheit, die Kleidung nach ihrem Ermessen zu wählen.

Henriette, welche, um ihre geringe Bildung zu verbergen, sich einer gewissen Schönrednerei befliß, seit sie mehr in der Gesellschaft jener ihr geistig überlegenen Frauen lebte, sagte: Ich werde meine Kinder von heute ab nur in deutsche Stoffe kleiden, und sie sollen sich von Jugend an gewöhnen, wie ihr Vater, rechte Deutsche zu sein. Was mich betrifft, habe ich dem Wunsche durch meine Kleider die Augen zu fesseln, lang entsagt;

ich trage jeden Stoff und jede Farbe, die mein Herr mir anzulegen befiehlt.

Ein scharfer, wenn schon flüchtiger Blick auf Pauline, die ganz in den kostbarsten ostindischen Mousselin gekleidet war, gab diesen Worten eine bestimmte Bedeutung, und verrieth, daß die nie schlummernde Eifersucht Henriettens hier ihr neues Ziel erkannt habe.

So sind Sie gar nicht mehr eitel? fragte die Unzelmann, davon habe ich keinen Begriff. Ich will gefallen —

Und darum gelingt es Ihnen so wunderbar, meinte Tilly. Das Schlimme ist nur, daß Sie mit jeder neuen Toilette einem neuen Verehrer gefallen wollen, und daß die Alten, eben wie die früheren Toiletten, fortgethan werden.

Fällt Ihnen das auf?

Nicht im Geringsten, schöne Freundin! Sie folgen Ihrer Natur: souvent femme varie, bien fol est qui s'y fie!

Und doch wären Sie der Erste, Graf Tilly, sich über die Beständigkeit einer Frau zu beschweren, wenn man von Ihnen das Gleiche verlangte. Ich gestehe, ich liebe den Putz, ich liebe ein neues Kleid und —

Einen neuen Verehrer! neckte Tilly.

Das kommt vom Unterbrechen heraus! rief sie, ich wollte sagen, und doch hänge ich an manchem Alten —

Verehrer? fragte Tilly.

Wünschen Sie das nicht? sagte sie, dem Grafen die Hand reichend, der sie küßte und eine Weile in der seinen behielt.

Pauline hatte ruhig zugehört, jetzt bemerkte sie: Ich habe oft mit Wiesel darüber gestritten, wenn er mir die Lust am Putze als Zeichen der Gefallsucht auslegen wollte. Muß man sich denn für Andere schmücken?

Nun doch sicher nicht für sich selbst, meinte Henriette. Es würde uns schwerlich einfallen, uns zu putzen, wüßten wir, daß kein fremdes Auge uns sieht.

Da kennen Sie Pauline nicht, sagte Wiesel, die liebt den Schmuck aus Lust am Schmucke, wie ein Kind —

Nein, Wiesel, unterbrach sie ihn, nicht wie ein Kind! Ich liebe ihn, weil der Schmuck schön ist und nur wenn er schön ist, und ich lege ihn an, weil es mich freut, wenn mir mein Bild so schön als möglich aus dem Spiegel entgegenblickt. Ich wäre untröstlich, wolltet Ihr mich verdammen, mich in die schweren, dichten Stoffe Deutschlands zu verpacken, in denen man wie die Mumie seiner Großmutter umherwandert. Ich glaube, ich sehnte mich in der Tracht, die Ihr vorschlagt, bald nach mir selbst.

Henriette lächelte spöttisch, Wiesel neckte seine Frau mit ihrer Selbstvergötterung, die andern Männer fanden diese in ihrer Schönheit rechtmäßig begründet, und machten ihr die Lobsprüche, welche ihr Geständniß herauszufordern schien; nur der Prinz faßte es anders auf.

Wie fremd, rief er, sind wir der wahren Natur geworden, daß uns ihr Ausdruck, wo er uns, wie hier, offen und rein entgegentritt, auffallend, ja fast unmöglich und unwahr erscheint.

Man wollte wissen, wie er das meine.

Sehen Sie nicht, daß dies jenes reine Selbstgenießen ist, welches die Alten ihren Göttern zuschrieben? Jenes Ruhen in sich, das aber freilich nur der Vollendung möglich ist? Hätte die Rose Bewußtsein, sie müßte ihre Schönheit so sicher und so gewiß empfinden und genießen, als diese Frau. Es ist ein Gottesdienst in dieser Selbstgenügsamkeit!

Die Unzelmann blickte im Kreise umher, sah Alle der Reihe nach prüfend an und sagte: Wir Alle sind nicht häßlich, wir sind der Mehrzahl nach sogar schön, so wollen wir uns denn jetzt, Jeder sich selbst auf den Thron der Göttlichkeit erheben und uns selbst anbeten. Ich erkläre feierlich, daß ich keine Götter haben will neben mir, namentlich keine weiblichen, wären sie auch so schön als Pauline Wiesel.

Mit diesen Worten sprang sie auf und küßte Pauline auf die Stirne; sei es, daß sie, von Natur neidlos und selbst sehr reizend, sich unbefangen an fremder Schönheit zu erfreuen vermochte, oder daß sie empfand, es sei klug, sich einem aufgehenden Gestirne anzuschließen, welches zu verdunkeln man nicht die Macht besitzt. Wüßten die Frauen, wie ihr Neid sie selbst erniedrigt und ihre Nebenbuhlerinnen verschönt in den Augen der Männer, als Beweis, daß sie sich gezwungen fühlen, die Gewalt der beneideten Schönheit anzuerkennen, sie würden gerade in ihrer Abneigung die Kraft finden, fremde Vorzüge zu bewundern und gelten zu lassen, um die eigenen nicht vergessen zu machen.

Von diesen Neckereien kam man auf die Unterstützung der Armen zurück. Vetter schlug vor, man wolle gleich hier eine Sammlung veranstalten und Freunde und Bekannte zu ähnlichem Unternehmen auffordern.

Alle waren damit zufrieden. Männer und Frauen leerten ihre Börsen. Als die Reihe an Pauline kam, lachte sie hell auf und rief kindisch froh in die Hände klatschend: nun habe ich Sie Alle in der Idee der Wohlthätigkeit bestärkt, und bewundre Sie auch sehr, aber ich kann Nichts geben, denn ich habe Nichts.

So will ich Ihnen borgen, Pauline! sagte Vetter.

Wie auf der Reise? nicht wahr? Aber Sie wissen ja, ich habe Schulden. Wiesel will sie nicht mehr bezahlen, und ich bin jetzt auf ein bestimmtes Nadelgeld gesetzt, das nun am Ende des Jahres längst verthan ist.

Man nahm dies für Scherz, Pauline betheuerte, es sei Wahrheit, und als man dennoch darauf bestand, sie müsse um so mehr beisteuern, da sie sich gegen das Aufgeben fremder Stoffe erklärt habe, sagte sie: Da bleibt mir Nichts übrig, als mein eigenstes Eigenthum zu opfern. Sie löste eine kleine Spange von ihrem Oberarm, warf sie in die Vase, in welcher man die Sammlung veranstaltet hatte und sagte: nun sehen Sie sich nur vor, daß Sie sie gut verkaufen.

Das werde ich besorgen! rief der Prinz, nahm die Spange, legte sie um sein Handgelenk, und ging dann gleich an das geöffnete Klavier, vor dem er sich niederließ.

Alles schwieg, man stellte sich herum ihn zu hören, auch Pauline trat in den Kreis. Des Prinzen Augen sahen nur sie.

Jener Päan der Freude, welchen er aus Paulinens Lippen zu hören geglaubt, erklang aus den Akkorden. Ihm war es, als läge in dem Armbande, welches den Arm Paulinens umspannt hatte, eine magnetische Kraft. Eine Fülle von Gedanken, eine Welt von Gefühlen und Ahnungen durchbebten ihn, deren Reichthum fast zu groß war für das Menschenherz. Die fernliegendsten Akkorde vereinten sich zu Harmonien, wie er sie nie gefunden hatte, ihm selbst erst klar machend, welch eine Macht er in seiner musikalischen Begabung besitze. So hatte er nie gespielt, so niemals seine Herrschaft über das Reich der Töne erkannt. Er that sich selbst genug, er entzückte sich selbst, weil er Pauline genug thun und entzücken, weil er ihr sein ganzes Innere enthüllen wollte; und wie sie ruhte im Genuß der eigenen Schönheit, so genoß der Prinz in diesem Augenblicke den Reichthum seiner schöpferischen Begabung.

Wie lange er gespielt hatte, er wußte es nicht. Mit glühenden Wangen, in tiefer Erregung stand er endlich auf. Seine Zuhörer schwiegen, denn jede große Erhebung ist stumm, weil das Wort nicht mächtig genug für ihren Ausdruck ist.

Als die erste Erschütterung verklungen war, als der Beifallssturm und die Bewunderung sich in lauten Ausrufen geltend machten, seufzte der Prinz tief auf, als erwecke man ihn unsanft. Er blickte nach Pauline, ihre Augen schwammen in Thränen. Ohne sie anzureden, ohne mit Jemand zu sprechen, schied er mit einem letzten, langen Blicke auf sie.

Siebentes Kapitel.

Am nächsten Morgen schon kamen Wiesel und Vetter, nach einer Verabredung, welche man bei Frau von Grotthuß getroffen hatte, den Prinzen zu einem Besuche in der Wegmannschen Kattundruckerei abzuholen.

Trotz des leichten Schneegestöbers, das den trüben Dezembertag noch mehr verdunkelte, machten die Männer sich zu Fuß auf den Weg. Zu dreien durchschritt man die Straßen der Königsstadt. Endlich sagte Wiesel vor einem grauen, zweistöckigen Hause der Stralauerstraße: hier sind wir am Ziele!

Aber ehe er noch klingeln konnte, ward die Thüre geöffnet, und Herr Wegmann selbst, gefolgt von seinem Sohne, trat heraus, den Prinzen zu empfangen. Es war ein rüstiger Greis von untersetzter Gestalt. Der zimmetfarbene, breitschooßige Rock mit den großen Perlmutterknöpfen, die gelbe, buntgeblümte Piquéweste, das weiße Halstuch, die kurze Manchesterhose und die weißen Strümpfe, Alles, von dem sorgfältig gepuderten Zöpfchen, das sich schlängelnd bei den Verbeugungen des Greises bewegte, bis hinab zu den großen silbernen Schuhschnallen, glänzte vor Sauberkeit. Der Sohn, ein blühender junger Mann in der Mitte der zwanziger Jahre, war nach der Tagessitte, aber in ein-

fachster Art, gekleidet, und sah ruhig den immer wiederholten Bücklingen seines Vaters zu, der sich in freudiger Ergebenheit und demüthiger Höflichkeit dem Prinzen gegenüber nicht genug zu thun vermochte.

Dies ist der schönste Tag meines Lebens! königliche Hoheit! und ich werde es Herrn Wiesel ewig danken, daß er mir die Gnade verschafft hat, königliche Hoheit unter meinem Dache zu sehen! das waren die ersten Worte, die er mit Thränen in den Augen hervorbrachte, während er nach der Hand des Prinzen griff, um sie an seine Lippen zu drücken, ehe dieser es zu hindern vermochte.

Eine dunkle Röthe überflog das Antlitz des Sohnes. Er trat, sich stumm verneigend, einige Schritte tiefer in das gepflasterte Portal des Hauses zurück, das zugleich den Durchgang nach dem Hofe und den Arbeitsgebäuden bildete.

Der Prinz hatte die Bewegung des Sohnes bemerkt. Mit aller Natürlichkeit, welche ihm eigen war, sagte er: Danken und freuen Sie sich nicht zu früh, Herr Wegmann, denn möglicher Weise werden Sie bald über meine technische Unwissenheit erstaunen, und es für eine geringe Ehre halten, einem Kenntnißlosen Aufklärungen zu geben. Dann auf den jüngeren Wegmann deutend, fragte er: Ihr Sohn, nicht wahr? — Mich dünkt, ich habe Sie gesehen?

Ich habe im vorigen Jahre die Vorlesungen —

Ueber Experimental-Physik besucht, fiel ihm der Prinz in das Wort; richtig! da war es, da habe ich Sie gesehen. Sie sind ein fleißiger Zuhörer gewesen.

Es bleibt uns so wenig Zeit zu geistiger Ausbildung, antwortete der junge Mann, daß man dankbar und eifrig eine Gelegenheit, wie jene Vorlesungen, ergreift, um so mehr, wenn sie in unser Fach einschlagen.

Während man das sprach, stand die Hausfrau auf der untersten Schwelle der Treppe, welche aus dem Portal in die obere

Etage und zu dem Putzzimmer führte, unaufhörlich knixend und mehrmals den Mund zu einer Anrede öffnend, die sie sich seit zwei Stunden, seit man von dem Besuch des Prinzen unterrichtet worden war, unablässig wiederholt hatte. Dabei strich sie die kleinen grauen Löckchen unter der fein gefältelten Haube zurecht, und zog bald die schwarze Taffetschürze, bald das zusammengelegte Taschentuch in regelrechte Falten. Eine schöne, junge Frau stand neben ihr.

Da des Prinzen Augen sich nach den Beiden wendeten, sagte der jüngere Wegmann: Meine Mutter, Königliche Hoheit, und meine Frau.

Nun trat die Matrone heran: Gnädigster Herr! ich habe meine silberne Hochzeit gefeiert, aber dieser Tag! aber diese Ehre! — Wenn Sie uns die Gnade erzeigen wollten, hier herauf zu kommen! wir können in der Eile nicht viel bieten, aber was wir konnten — wenn Sie ein Frühstück einnehmen wollten! — ach gnädigster Prinz! —

Sie war ganz roth geworden vor Freude und Verlegenheit, und als der Prinz ihr entgegnete: Ein Frühstück wird uns sehr gut thun nach der feuchten Luft, lassen Sie uns nur erst die Druckerei besehen, da wußte sie offenbar ihres Glückes kein Ende. Leuchtend über das ganze Gesicht, wendete sie sich zu ihrer Schwiegertochter und sagte leise, während die Männer nach dem Hofe gingen: Geh' und binde Dir meine goldene Kette um, ich schenke sie Dir.

Das Alles war das Werk einiger Minuten gewesen. Nun eilten die beiden Frauen die Treppe empor, und schon auf der Hälfte derselben rief die Mutter in das obere Stockwerk hinauf: Ja! er bleibt; nun nur geschwind!

Die Fabrikgebäude bestanden aus einigen Häusern von Fachwerk, in denen etwa hundert Arbeiter beschäftigt sein mochten. Die Druckmaschinen, welche jetzt eine so ungeheure Produktion

möglich machen, benutzte man damals im Allgemeinen in Berlin noch nicht, und es durfte für einen großen Fortschritt gelten, daß man hier mit einer solchen Versuche zu machen angefangen hatte. Feuerfarbene Kattune, mit kleinen türkischen Blümchen übersäet, waren eine sehr beliebte Mode; aber nur die französischen Fabrikanten hatten es bisher vermocht, diese Grundfarbe ächt darzustellen, und erst der junge Wegmann hatte diesen Färbungsprozeß in seiner Vaterstadt eingeführt.

Bald vor, bald hinter dem Prinzen gehend, geleitete der Vater ihn in die Färberei, aufrichtig beklagend, daß der heiße Dampf aus den brodelnden Färbekesseln das Betrachten des Zeuges fast unmöglich machte. Von diesen Räumen ging man nach den Trockenböden, in denen die Zeuge der Länge nach aufgehängt waren, und endlich zu der Druckmaschine und zu den Zimmern der Drucker. Während des dumpfen Aufschlagens der Druckformen auf die mit Wollenzeug überzogenen Drucktische, erklärte der Alte das ganze Verfahren der Fabrikation. Aber der demüthige, tief unterthänige Mann hatte plötzlich eine ganz andere Haltung gewonnen. Er schien gewachsen zu sein, trug den Kopf hoch und das Zöpfchen, das vorher so unterthänig gewedelt hatte, hing nun steif und fest über den breiten Rockkragen herab. Immer noch voll Rücksicht und Ergebenheit gegen den Prinzen hatte er ein ernstes, sehr bestimmtes Wesen gegen seine Leute, und sein Blick machte die Drucker und Streichjungen an den verschiedenen Tischen so taktmäßig mit der Arbeit anhalten und sie wieder beginnen, wie das Commandowort des Generals die Truppen in Bewegung bringt.

Eifrig setzte der Alte auseinander, wie das Gelingen und Mißlingen des Zeuges von der Genauigkeit des Druckers abhänge, mit der er die Blockformen aneinanderpasse, und von der Stärke, mit der er den Abschlag der Form auf das Zeug vollbringe. Man ließ ein frisches Stück gefärbten Stoffes auflegen, auf dessen An-

fang der Prinz mit einem Pinsel seinen Namen schrieb, und fing an, ein neu erfundenes Muster darauf zu drucken.

Das soll Prinzenkattun heißen in der nächsten Leipziger Messe! rief der Alte, nachdem man eine Elle davon gedruckt haben mochte, und der Holzschneider soll in das Modell den Namen Seiner Hoheit einschneiden für ewige Zeiten und das Datum bemerken. Dann, als der Prinz freundlich eine Frage über die Masse des Zeuges, welches der Einzelne in einem Tage zu drucken vermöchte, an den Sohn richtete, drehte sich der Vater plötzlich um, und sagte, sich an einen Drucker wendend: sieht Er denn nicht, daß der Bengel da die Farbe aufstreicht, als ob er Wagenschmiere auf Räder striche? Und was das für ein Einsetzen ist! die Streifen brechen ja alle ab! — Der Drucker bekam einen zornigen Blick, der Streichjunge ein paar Püffe im Vorübergehen: denn selbst die Freude über die Anwesenheit seines hohen Gastes hinderte den Fabrikanten nicht, die Augen überall zu haben, und er konnte es sich nicht versagen, die Anordnungen zu geben, welche ihm nothwendig erschienen.

Wiesel, der die Fabrik schon mehrmals besucht hatte, sich auch gewissermaßen als Theilnehmer an dem Unternehmen fühlte, kannte bereits jeden Arbeiter, und fragte hier und da um einzelne Versuche und Einrichtungen, von denen in den vorhergehenden Tagen die Rede gewesen. Vetter hielt sich zu dem jüngeren Wegmann, mit dem er befreundet war.

Nachdem man dem Prinzen alles Technische erklärt hatte, was irgend seine Theilnahme erregen konnte, schickte man sich zur Rückkehr in das Wohnhaus an. Alle Arbeiter hielten inne, wie von einem Zauber befreit, die Blockformen, die Streichpinsel, die Abstreichbürsten schwebten in der Luft, alle Augen folgten dem Prinzen, und kaum hatte die Gesellschaft die Fabrik verlassen, als das ganze Arbeitspersonal in Gruppen zusammentrat, dies wunderbare Ereigniß, diesen Besuch Louis Ferdinands zu besprechen.

Sehen Sie, königliche Hoheit! wie die Leute beglückt sind, sagte der alte Wegmann, sie würden nicht glücklicher sein, wenn Gott vom Himmel selbst herabgestiegen wäre, unserer Fabrik eine solche Ehre zu erzeigen.

Das eben ist es, was mich wundert, alter Herr, entgegnete der Prinz, und grade in diesem Augenblicke fragte ich mich, worin liegt die Macht, die wir auf diese Menschen üben, welche es ja Alle wissen, daß wir Sterbliche sind, wie sie selbst? Ich gestehe, ich hatte Achtung vor dem Fleiß dieser Arbeiter, die sich rastlos mühen um den täglichen Bedarf, und kam mir müssig und träge neben ihnen vor.

Wie königliche Hoheit nur so sprechen mögen! Als ob es keine Standesunterschiede gäbe, als ob das Gefühl des schuldigen Respektes vor Gott und Fürsten uns nicht angeboren wäre!

Der Prinz lächelte, und sich gegen den Sohn wendend, sagte er: Da haben Sie in Frankreich wohl andere Erfahrungen gemacht?

Karl, der junge Mann, wollte Etwas erwidern, aber man war in das Haus getreten, die Mutter, an der Treppe harrend, rief abermals: sie kommen! und mit wiederholten Ergebenheitsbezeugungen wurde der Prinz die Treppe hinauf in das Putzzimmer geführt.

Einige schlecht gemalte Familienportraits, und Bilder des Königspaares zur Rechten und Linken des alten Fritz, schmückten die Wände. Blanke Möbel von Nußbaumholz, Sopha und Stühle mit Kattunen von eigener Fabrikation überzogen, alterthümliche Spiegel, aus viereckigen mit Blei verbundenen Glasstücken zusammengesetzt, mochten noch von der ersten Einrichtung der Eltern herrühren. Der Tisch war mit blau und weißem Geräthe sauber gedeckt, Alles verrieth Wohlstand, Rücksicht auf das Nothwendige, aber nirgend war eine Spur von modischem Luxus zu bemerken.

Als man an den Tisch trat, falteten die Eltern Beide die Hände und ließen sie dann mit einem Blicke auf den Prinzen wieder sinken. Der aber hatte ein Gleiches gethan, und dadurch zutraulich gemacht, sprach die Schwiegertochter leise das gewohnte Tischgebet:

Komm Herr Jesu sei unser Gast
Gesegne, was Du uns bescheeret hast!

Dann setzte man sich nieder, jedoch ohne die Frauen, welche es sich nicht nehmen lassen wollten, der hin- und hergehenden Magd die Schüsseln abzunehmen, um den Prinzen selbst zu bedienen.

Wiesel und Vetter waren Bekannte des Hauses, und des Prinzen Natürlichkeit überwand nach wenig Augenblicken die Unterthänigkeit des Greises, besonders nachdem ein Paar Gläser Wein seine Zunge gelöst hatten. Die Frauen waren durch die Anmuth und Freundlichkeit ihres Gastes gewonnen, und jeder Dienst für ihn ward zu einer Lust. Eine wirkliche Heiterkeit verbreitete sich über Alle, nur der Sohn schien sie nicht mit voller Hingebung zu theilen.

Königliche Hoheit! rief endlich der Alte, Sie haben heute schon so viel an mir und unserem Hause gethan, daß Sie mir die letzte Gnade nicht verweigern werden. Ich möchte einmal mit einem unserer Prinzen selbst auf das Wohl unseres allergnädigsten Königs und Ihrer Majestät der Frau Königin getrunken haben.

Von Herzen gern, lieber Wegmann! und aus Grund der Seele!

Alle standen auf, da der Alte sich erhob. Man füllte die Gläser; plötzlich aber rief er: Halt! die Ehre soll doch meine Alte auch haben und die Louise auch, damit sie es ihren Kindern erzählen kann. Kommt her, da sind Eure Gläser, stoßt an: Seine Majestät der König und die Frau Königin hoch! — und abermals hoch! — und nochmals hoch! —

Die Gläser klirrten, die alten beiden Leute küßten sich, Louise

umarmte ihren Mann und trocknete, gleich den Eltern, die Thränen aus den Augen. Es herrschte eine Stille, wie nach einer feierlichen Handlung.

Wie schön ist diese treue Liebe, sagte der Prinz, wie viel Glück muß man spenden, sie zu verdienen.

Die Worte brachen das Schweigen. Nieder mit allen Feinden, nieder mit den Franzosen und dem Bonaparte, die uns den Krieg in's Land bringen wollen, rief wieder der alte Wegmann. Aber können Hoheit sich denken, daß der da drüben, daß mein Sohn, mein Fleisch und Blut, an dem Bonaparte hängt, und ihn wie einen Welterretter verehrt?

Ich würde Ihrem Sohne, so wenig ich auch Gelegenheit hatte, ihn kennen zu lernen, eher Neigung für die französische Freiheit, als für ihren Unterdrücker zugetraut haben. Haben Sie sich wohl gefühlt in Frankreich, Herr Wegmann? sagte der Prinz, um die unpassende Wendung des Gespräches abzulenken.

So wohl, Hoheit, daß ich es nur ungern verließ!

Nun aber verfinsterte sich das Gesicht des Vaters, und Wiesel bemerkte: Hoheit berühren hier den Zankapfel dieses sonst so friedlichen Hauses. Ich glaube, nur die Rücksicht auf Eltern und Frau hat diesen Abtrünnigen gehindert, sich in Frankreich niederzulassen.

Nennen Sie denjenigen abtrünnig, Herr Wiesel, der sich selbst, der die Bedingungen seines Glückes kennt und diese zu erlangen wünscht? fragte der junge Wegmann sehr ruhig.

Die Mutter und Louise wurden verlegen, machten sich neue wirthliche Pflichten, boten dem Prinzen abermals Obst und Kuchen an, und suchten auch den Vater zu beschäftigen. Gutmüthig kam der Erstere ihnen zu Hilfe.

Die erste Bedingung zum Glück, sagte er zu dem jungen Wegmann verbindlich, ist eine so liebliche Hausfrau als die Ihre.

Der alte Herr ging darauf ein. Er nahm sie bei der Hand,

nannte sie eine liebe Seele, und sprach zuversichtlich die Hoffnung aus, die jungen Leute würden eine eben so friedliche und lange Ehe leben, als er selbst mit seiner Gattin. Bald zog der Prinz auch diese in das Gespräch, und redselig erzählten die beiden Alten von den Tagen ihrer Jugend, von der Noth mancher Jahre, von dem Aufblühen ihres Gewerbes, und priesen Sohn und Schwiegertochter als gute Kinder, wobei der Vater bemerkte, die Grillen seines Sohnes würden sich nun wohl legen, da ihm solche Ehre in seinem Vaterlande, in seinem Hause wiederfahren sei.

Den Prinzen sprach die schlichte Herzenseinigkeit der alten Leute sichtlich an, und theilnehmend fragte er: Sie haben nur den einen Sohn, nicht wahr?

Aber als hätte ein unheilvoller Zauber die kleine Familie ergriffen, so veränderten sich plötzlich alle Mienen. Der Vater sah düster drein, die Frauen erbleichten, und auf den Zügen des Sohnes erschien eine Wolke tiefen Schmerzes. Da die Eltern sich nicht zu fassen vermochten, sagte er: Ich habe noch einen Bruder, er lebt aber nicht mit uns!

Die Seinen blickten ihn an, als habe er sie von einer Noth erlöst. Man sprach von andern Dingen, von Krieg und Frieden, von Handel und Gewerbe, indeß der rechte Ton war nicht mehr zu finden, und der Prinz erhob sich, um fortzugehen, von seinen Wirthen mit Dank und Segenswünschen bis an die Schwelle des Hauses begleitet, nachdem er versprochen hatte, auch die Königin und seine Mutter zu einem Besuche in der Fabrik zu veranlassen.

Als er sich mit Wiesel und Vetter auf der Straße befand, fragte er, was es mit dem Sohne, dessen man so geheimnißvoll erwähnte, für eine Bewandniß habe. Wiesel wußte es nicht, Vetter aber sagte: Er war Student und hat, so glaube ich, schlechte Streiche gemacht. Da haben die Eltern ihn verstoßen, und ihn entweder selbst in das Militair stecken, oder er hat sich freiwillig anwerben lassen. Seitdem vermeidet man, von ihm zu sprechen,

und Niemand weiß von ihm, als Karl, der Sohn, der heimlich mit ihm verkehrt, was denn auch zu manchen Reibungen zwischen diesem und dem Vater Veranlassung giebt.

Und Sie wissen nicht, was er begangen hat?

Ich glaube, er hat nicht studiren wollen, und hat dann eine Liebe zu einem Mädchen unter seinem Stande gehabt. Es sind eben die gewöhnlichen Familienquälereien, in denen Bevormundung selbstständiger Menschen, und das Festhalten an den hergebrachten Standesunterschieden, die kleinen Parallelen für die großen Staatsfragen bilden.

Wie haben Sie die Fabrik gefunden, Hoheit? fragte Wiesel. Haben diese Männer Ihnen Zutrauen einzuflößen vermocht, daß Sie sie einer Unterstützung durch Ihr Vorwort würdig finden? Es wäre ihnen wesentlich zu helfen, es würde allmählig dem Lande selbst der größte Vortheil daraus erwachsen, wenn der Staat ihnen ein Darlehn von dreißig bis vierzigtausend Thalern gegen Zinsen bewilligen wollte. Sie könnten dann mehr Maschinen kaufen, mehr —

Lieber Wiesel! fiel ihm der Prinz lachend in's Wort, von Darlehn weiß ich Nichts, als daß ich bei meinen Anleihen immer sehr hohe Zinsen zahle und sehr schwer Geld erhalte; und von der Fabrik verstehe ich auch Nichts. Mich freute es, daß ich Ihnen gefällig sein und den alten Leuten ein Glück bereiten konnte, obschon ich dort eine schmerzliche Empfindung hatte.

Und worin bestand diese? fragten die Andern zugleich.

Je mehr ich die Welt in materiellen und geistigen Kämpfen ringen sehe, je weniger ich selbst mich von dem Dasein befriedigt fühle, um so mehr freut es mich, wenn ich irgendwo Glück und Zufriedenheit entdecke. Diese stille Familie, die friedliche Ehe der Eltern, der ungetrübte Glaube an Gott, an den König, an alles Bestehende, der Wohlstand dieser ebenfalls glücklichen jungen Gatten, gaben mir die Empfindung: hier weilen glückliche Menschen.

Das that mir wohl und stimmte mich so feierlich, wie die Alten durch den Toast auf den König gestimmt worden waren. Ich neidete ihnen fast ihr Glück. Nun merke ich, daß auch dieser Boden nicht fest ist, daß auch diese Menschen nicht glücklich sind, daß auch hier der ewige Unfriede eingedrungen ist, der unsere Zeit durchwühlt. Was ist eine Welt werth, in der es kein Glück zu geben scheint!

Glauben Hoheit noch immer an ein positives Glück? fragte Wiesel mit dem gewohnten, sarkastischen Lächeln, das zuckend seine Lippen umspielte.

Sehen Sie nicht, daß ich es suche? daß ich darnach ringe?

Ringen, Hoheit? Ringen um ein Ding, das so vergänglich ist, so zerbrechlich, daß es bei der Berührung in Nichts verschwindet? Ringen um Etwas, dessen einziger Vorzug darin besteht, täglich ein Anderes zu sein? Ringen nach Glück? Welch' unnütze Kraftanstrengung! Quelle bruit pour une ommelette, theuerster Prinz! Das Glück lohnt nicht der Mühe, man nimmt es, wo man es findet, und wirft es von sich, hat man genug davon. Es giebt kein beständiges Glück!

Der Prinz sah ihn düster an und sagte: Ich fragte Sie schon einmal, mußten Sie dazu heimkehren, Wiesel! um mir zu wiederholen, was mein eigner, trostloser Unglaube mir bis zur Verzweiflung predigt? Dann sich gegen Vetter wendend, rief er: Ich wollte, ich wäre wie Sie Vetter, auf dem Wege, ein Schwärmer zu werden, und an Ideale zu glauben wie Fichte. Nannten Sie mir nicht gestern den jungen Wegmann als einen Ihrer idealistischen Glaubensgenossen?

Wenn Hoheit unter dieser Bezeichnung, die wie Spott klingt, einen Mann verstehen, der seinen Glauben an ein Rechtsideal, der die Ueberzeugung seiner Vernunft so weit als möglich in sich selbst und im Leben zu verwirklichen strebt, so gehört Wegmann dazu!

Er scheint aber dadurch nicht wesentlich zu seinem und dem

Glücke seiner Familie beizutragen, meinte Wiesel. Sein Idealismus bringt den Zank in's Haus und ich glaube, der Alte verkaufte den Idealismus billiger, als die praktische Thätigkeit des Sohnes!

Ich möchte den jungen Wegmann wieder sehen Vetter! bringen Sie ihn zu mir, wenn er kommen will.

Hoheit! lachte Wiesel, nehmen Sie idealistische Republikaner nicht unter das Brennglas der Hofatmosphäre, in diesem Feuer verflüchtigen die Stärksten so schnell, daß Nichts von ihnen übrig bleibt, als — ein Höfling, wie wir Alle.

Bei diesen Worten hatte man die Wohnung des Prinzen erreicht und er trat hinein, seine Begleiter verabschiedend. Wiesel und Vetter, die ohnehin nicht freundlich mit einander standen, trennten sich, um nach verschiedenen Seiten davon zu gehen.

Achtes Kapitel.

Mehrere Tage waren vergangen, ehe der Zufall Pauline und den Prinzen wieder zusammengeführt hatte. Endlich konnte er seine Sehnsucht, sie wieder zu sehen, nicht mehr beherrschen. Eine Tante Paulinens war mit dem preußischen Konsul von Krayen in Leipzig verheirathet gewesen, und lebte jetzt nach dem Tode ihres Mannes in Berlin. Prinz Louis kannte Frau von Krayen; sie hatte ihn und die andern Prinzen mehrfach als Gäste bei sich gesehen, wenn sie während der Messe nach Leipzig gekommen waren, um sich an dem regen Treiben derselben zu ergötzen, das damals noch bedeutender erschien, weil die Menschheit noch nicht so beständig auf der Wanderschaft war, als in unserer Zeit der Eisenbahnen und Dampfer. Frau von Krayen war es, welche den Prinzen bei Paulinens Mutter einführte.

Die Geheimräthin Cäsar hatte viele Töchter. Sie waren Alle schön, Alle verheirathet, aber Pauline war immer der Liebling der Mutter gewesen, und wurde nach der Rückkehr in das Vaterhaus mit jener Liebe verhätschelt, die elterliche Schwäche sonst wohl einem einzigen Kinde angedeihen läßt. Jeder ihrer Wünsche fand Erfüllung, jeder Neigung ward gewillfahrt, nur den Besuchen des Prinzen glaubte die Geheimräthin sich widersetzen zu

müssen, obschon sie nicht sittenstrenger dachte, als ihre übrigen Zeit- und Standesgenossen. Es lag ein selbstsüchtiger Grund hinter diesem Verhalten. Frau von Cäsar bezog eine Pension vom Prinzen Ferdinand, dem ihr Mann gedient hatte. Sie und ihre ganze Familie waren dem prinzlichen Hofstaate persönlich bekannt. Möglicher Weise konnten die Eltern des Prinzen irgend welchen Anstoß an dieser neuen Verbindung nehmen, man konnte der Geheimräthin aus ihrer Nachsicht einen Vorwurf machen, es konnten Verwicklungen, Mißverständnisse entstehen, und ihr die Pension vorenthalten oder auch nur geschmälert werden. Dies wünschte die kluge Frau zu vermeiden. So ward, obschon sie vermögend genug war, die Pension entbehren zu können, dem Prinzen Louis von Paulinens Mutter ein kühler, fast ablehnender Empfang zu Theil.

Je ungewohnter dies dem überall mit Freude aufgenommenen Fürstensohne sein mußte, um so mehr war er entschlossen, diesen Widerstand zu besiegen. Seine Sehnsucht steigerte sich an jedem mißglückten Versuche, Pauline zu sehen und zu sprechen, und bald loderte eine Leidenschaft für sie in seinem Herzen empor, der er sich überließ, ohne sich zu fragen, wohin sie ihn führen könne und solle.

Solche Frühlingstage der Liebe sind von zauberischer Süße. Wie man sich im Lenz des Lebens und des Jahres der Einwirkung überläßt, welche die träumerische Stille der brütenden Mittagssonne auf uns übt, wenn alle Blüthen, sich der Wärme erschließend, ihre süßesten Düfte ausströmen, wenn Käfer und Bienen, leise summend, sich voll Daseinswonne wiegen in dem goldenen Lichte, und der Schmetterling, langsam schwebend, sich in die frisch erblühte, strahlende Rose versenkt, so giebt man sich genießend jener Wärme hin, mit der das junge Liebesleben uns wonnig süß durchströmt. Wer beachtet die leichten, weißen Wölkchen, die vereinzelt, wie silberne Wellen, an der dunkelblauen, sonnendurchju-

belten Himmelsdecke schweben? Wer fürchtet, daß sie am Abende, zusammengeballt zu einer gewitterschweren Wolkenmasse, Blitze niederschleudern könnten, uns zu zerschmettern? Die Natur selbst hat die Sorglosigkeit des Genießens in uns gelegt, denn diese ist Bedingniß unserer Existenz. Das Leben würde zur Qual, zur Hölle werden, wenn aus der Blüthe des Genusses uns schon der Hauch des Verwelkens anwehte, wenn der Genuß uns nicht ganz erfüllte, wenn das Gespenst der Vergänglichkeit stets drohend vor uns auftauchte in der Freude.

Trotz aller Vorsicht und List der Mutter sahen Pauline und der Prinz sich täglich, und diese Leidenschaft, welche bald für Niemand ein Geheimniß sein konnte, machte die Verzweiflung Henriettens aus.

Voll brennender Eifersucht flüchtete sie zu Rahel, so wenig sie sonst Verständniß und Neigung für diese empfand. Weib genug, um zu wissen, daß Rahel den Prinzen liebe, war sie nicht groß genug, diese Liebe in ihrer Selbstverleugnung und Schönheit zu verstehn. Mit leidenschaftlicher Lebhaftigkeit schilderte sie alle Vorgänge jenes Abends bei Frau von Grotthuß, um Rahels Eifersucht zu erregen, und an ihr eine Verbündete gegen Pauline zu gewinnen. Rahel hörte ihr ruhig zu, keine Miene ihres Gesichtes veränderte sich, nur noch bleicher wurde sie als gewöhnlich, und in träumerischem Sinnen das Haupt hin und wieder wiegend, sprach sie, wie zu sich selbst: Und ich mußte es sein, die ihm jenen Brief Paulinens gab? grade ich?

Henriette fragte, von welchem Briefe sie spräche, was sie meine? Rahel wich der Antwort aus.

Ihr schneller Geist überflog alle gegenwärtigen Verhältnisse des Geliebten. Sie dachte seines gesunkenen Lebensmuthes, seiner geistigen Abspannung, welche ihm selbst die Willenskraft nahm, sich gegen Henriettens Untreue und das Unglück dieses ganzen häuslichen Verhältnisses zu vertheidigen, oder sich dagegen abzu-

stumpfen. Paulinens plötzliches Erscheinen dünkte sie eines jener Mittel, welche das Leben immer darbietet, wenn eine Krisis für den Menschen nothwendig und unvermeidlich geworden ist. Pauline hatte Rahels Theilnahme erregt, sie hielt sie einer Erhebung fähig, der Prinz selbst sah in ihr ein Wesen, dem er die helfende Hand reichen müsse, sollte nicht ein Ideal menschlicher Schönheit rettungslos in dem Abgrund sittlicher Verwilderung untergehen, der vor ihm gähnte. Wenn der Prinz sich ermannte, wenn er hier ein neues Lebensziel erblickte, sich selbst erhöbe, um ein geliebtes Weib zu retten! dachte Rahel, und eine traurige Stimme in ihrem Herzen fragte: und was dann?

Eine neue Gedankenreihe that sich vor ihr auf. Rahel fühlte zu bewußt, um sich die Qualen zu verbergen, welche, trotz aller eigenen Hoffnungslosigkeit, die Eifersucht auf Pauline ihr bereiten würde. Sie war eine zu gesunde Natur, um in Entsagung jene, von den Poeten mit Unrecht besungene, krankhafte Seligkeit des Schmerzes zu empfinden. Der Schmerz ist unser Feind, wir sollen ihn hassen und ihm als einem Feinde gewappnet gegenübertreten, ihn zu besiegen, wenn wir stark genug dazu sind. Genuß im Schmerze finden, ist Seelenkrankheit. Der Gesunde überwindet oder unterliegt ihm, wie er dem Tode unterliegt, aber so wenig er spielt mit seinem Weh, so freudig kann er den Kampf mit dem Schmerze über sich nehmen, wo es gilt, sich einem großen Zwecke still zum Opfer darzubringen. Rahels Liebe hatte diesen Muth.

Ob Henriette leiden, was sie selbst erdulden würde, das fragte sie sich nicht mehr. Louis sollte frei werden von den Qualen, welche sein Verhältniß zu Henriette ihm bereitete, und glücklich in Paulinens Erhebung und Besitz!

Tausend Plane dies Ziel zu erreichen, flogen durch ihre Seele. Das Dasein aller dieser Menschen entrollte sich vor ihrem inneren Auge wie ein Kunstwerk, sie selbst stand außer diesem Kreise, sie

schien sich der Dichter, welcher eine schöne, eine befriedigende Lösung zu schaffen hat. In der Natur muß das Geringere dem Höheren dienen, es wird ihm aufgeopfert, sagte sie sich. Begehe ich ein Unrecht, wenn ich das Glück eines Louis Ferdinand's höher anschlage, als das Glück Henriettens? Wenn ich Menschen nur als Mittel zum Zwecke betrachte, wo es gilt eine Mannesseele zu retten, von der die nächste Zukunft Thaten zu fordern hat?

Nein! rief sie, in dem Egoismus ihrer Liebe für den Prinzen, nein! er soll nicht leiden! Es soll Alles gut und glücklich enden. Ich wollte eine schöne Entwickelung für dies Drama finden, wenn nur die Weiber etwas anders wären!

Man war an Rahel solche Ausrufe gewohnt, und sie hatte es ungern, wenn man sie um ihre Bedeutung fragte. Dennoch that es Henriette.

Was denken Sie, Rahel?

O! ich dachte, ob man eine Dichtung befriedigend lösen könne, in der die eine Heldin schwach und die andere leichtsinnig ist.

Henriette verstand dies nicht. Sie sind recht theilnahmlos an meinem Schicksal, an dem Glück des Prinzen, sagte sie, für den Sie so viel Freundschaft zu hegen behaupten. Ich bitte Sie um Rath, ich verlange von Ihnen Antwort auf die Frage, was soll aus dieser Liebe für Pauline werden, und Sie denken an ein Trauerspiel! Sie kennen Louis. Rathen Sie mir Rahel, was soll ich thun?

Ertragen, was Sie doch nicht ändern können!

Und wenn diese Liebe ihn weit und weiter führte? Wenn er mich verließe um dieser Pauline willen? Was dann Rahel?

Rahel sah sie ruhig und fest an: Dann werden Sie entsagen müssen, wie die Gräfin entsagen mußte, als Louis sie verließ um Ihretwillen!

Und das sagen Sie mit dieser Kälte, mit dieser eisigen Unerbittlichkeit?

Ich sage es, weil ich Sie stark machen möchte gegen die Gewalt des Unvermeidlichen. Wir kennen Louis Beide.

Henriette fing zu weinen an. Was habe ich diesem Manne geopfert! rief sie aus, und ich sollte verlassen werden? ich sollte unglücklich werden? die Kinder ihres Vaters beraubt? Sie ging händeringend und klagend durch das Gemach.

Rahels Muth brach zusammen. Sie hatte nur Kraft gegen das eigene Weh, nicht gegen fremdes, aber dennoch fand sie keine Möglichkeit, Henrietten eine andere Zukunft vorauszusagen, dennoch konnte sie den Gedanken nicht aufgeben, der Prinz könne als Erlöser Paulinens sich selbst erlösen, wie man lehrend lernt.

Die Härte ihres Wesens, ihrer Ausdrücke bereuend, welche Henriette so furchtbar erschüttert hatte, versuchte sie beruhigend und mildernd auf sie zu wirken. Sie beschwor sie, das Leben eines solchen Mannes nicht durch Eifersucht zu trüben, die ihn nur weiter von ihr entferne, sie stellte ihr vor, daß man des Prinzen Handlungen nicht mit dem Maaßstab engherziger, begrenzter Liebe messen dürfe.

Weil Louis nur sich selbst als Richter seiner Handlungen erkennt, hat er Sie, Henriette, entführt, sind Sie die Seine geworden und haben Sie Jahre des Glückes genossen mit ihm. Dürfen Sie ihn verdammen, sagte sie, wenn das Schwert, mit dem er Ihre Bande durchschnitt, sich jetzt auch gegen Sie wendet? Sie gingen aus Liebe einen Pfad, der Sie weit ableitete von den Begriffen Ihres früheren Lebens, Sie machten sich frei von den Pflichten der bürgerlichen und christlichen Sitte, und wollen klagen, wenn auf dem freigewählten Pfade Dornen und Disteln Sie zerreißen? Wer seinen eigenen Weg geht, muß den Muth haben, alle Schrecken dieses Weges fest und mit bewußter Entsagung über sich zu nehmen. Tragen Sie Ihr Schicksal edel, um Ihrer Kinder willen!

Henriette hörte dies an, ohne es zu begreifen, weil Rahel

ihre Trost- und Beweggründe nach der eigenen, nicht nach Henriettens Seele maß. Aber es giebt Naturen, deren Gedankenkreis, deren Verständniß in sich beschränkt ist, auf die kein Beweis wirkt, der nicht aus ihrer eigenen Anschauungsweise geschöpft ist. Henriette gehörte zu ihnen. Ihre Einsicht über die Schranke des eigenen Wesens zu erweitern, war unmöglich, jeder Kampf gegen diese Seelenbeschränktheit, ein Pfeilewerfen gegen eine Mauer von Granit.

Ohne Trost verließ sie Rahel, und beide Frauen hegten ein Gefühl des Zornes gegen einander, weil Beide ein Schuldbewußtsein hatten. Henriette drückte das Gefühl ihrer Untreue gegen den Prinzen, Rahel der Gedanke an die Vermessenheit, welche darin liegt, das Schicksal in dem Leben anderer Menschen spielen zu wollen.

In heftiger Gemüthserregung ging sie auf und nieder in ihrem Gemache, unschlüssig, was sie thun solle, um dem Prinzen, bei dem auf Selbstbeherrschung nicht zu rechnen war, neue Leiden, neue Verwicklungen zu ersparen. Alle Hoffnungen konnten sich nur an Pauline anknüpfen, und diese bot keinen Grund, mit Zuversicht auf sie zu bauen.

Seufzend ließ sie sich endlich auf dem Sessel an ihrem Schreibtisch nieder, und versank mit den Worten: ach wenn ich mein Herz in ihre Brust versenken könnte! in tiefes Sinnen. Dann griff sie zur Feder, um Pauline durch ein paar Worte zu sich einzuladen.

Neuntes Kapitel.

Rahel hatte seit Jahren das Vertrauen des Prinzen so unbedingt besessen, daß es nicht lange währen konnte, bis er ihr von seiner Liebe zu Paulinen sprach. Sie hatte sich gefaßt gemacht, wie sonst die lebhafte Schilderung einer heißen Leidenschaft zu hören, wie der Prinz sie bald für diese, bald für jene Frau zu hegen behauptete, aber eine ganz andere Seite seiner Natur schien von dieser Liebe für Pauline angeregt zu sein.

Paulinens wunderbare Schönheit, schrieb er eines Tages an Rahel, hat mich fromm gemacht. Es ist ein Gefühl der Anbetung, was ich für sie empfinde; ihre Nähe macht mich weich und still, und meine ganze Seele jammert, daß dieses Götterbild durch die Liebe eines Wiesels, durch die Liebe unwürdiger Menschen entweiht ist. Wenn Pauline mir die Irrthümer ihres Lebens erzählt, wenn sie mit Tadel, mit einer Art schmerzensvoller Verachtung von sich spricht, so möchte ich hinknieen und ihr sagen: Sähest Du Dich mit meinen Augen, damit Du glauben lerntest an Dich! Und doch wage ich nicht, ihr zu sagen, daß und wie ich sie liebe. Es haben ihr so Viele von Liebe gesprochen, so Viele von Liebe geheuchelt, und Niemand hat sie je genug geliebt, um ihre Treue zu verdienen. Nicht ihre Schuld war es, daß sie

von einer Leidenschaft in die andere stürzte, es war die Schuld der Männer, welche ihr nicht jene tiefe, starke, stützende Liebe entgegen trugen, die allein ihr genügen, die allein die Treue dieses Weibes erhalten kann. Meine ganze Seele dürstet nach ihrem Besitze, und doch vermag ich zu schweigen, doch vermag ich mich an ihrem Anschauen zu begnügen, und fühle ein Glück, wie ich es nie gekannt habe, in dem ich mich beherrsche um ihretwillen. Erst wenn ihr Glaube an die Unwandelbarkeit reiner Liebe in ihr fest steht, erst wenn sie fühlt, daß sie endlich das Wesen gefunden hat, von dem sie sich nicht trennen kann, ohne unterzugehen, erst dann verdiene ich sie, und bis dahin will ich ruhig um sie werben.

Voll Schmerz, und doch erfreut über diese Richtung des Prinzen, faltete Rahel das Blatt zusammen, und eilte zu Pauline, um es ihr zu zeigen.

Pauline las es und gab es erbleichend zurück. So tief vermag er sich zu täuschen! rief sie. Sieh! fuhr sie nach einer Weile fort, wenn er den Andern gliche, wenn er Nichts in mir sähe, als was ich bin, ein schönes, eitles Weib, dann würde ich ihn lieben können, und wir würden eine Weile glücklich sein, um einander zu verlassen und zu vergessen, wie Alle lieben und vergessen in dieser Welt. Aber jetzt!

Jetzt Pauline?

Jetzt will ich das Einzige thun, was ich vermag, ich will ihn nicht belügen. Ich kann nicht jene Liebe empfinden, die er sich träumt, ich habe zu viel erfahren in mir selbst, ich glaube und liebe nicht wieder. Sage ihm Das und sage ihm, daß Ihr Alle mich nicht kennt. Er soll mich meiden, denn er ist so schön, daß ich ihn täuschen könnte, und ist so gut, so jung in seinem Herzen, daß ich es nicht möchte. Ihr kennt mich nicht!

Am wenigsten aber kannte Pauline sich selbst. Sie wußte nicht, wie sehr sie den Prinzen bereits lieben mußte, um diese Anschauung ihres Wesens gegen sich selbst geltend zu machen.

Sie wollte den Prinzen fliehen, und suchte doch jede Gelegenheit, ihn zu sehen. Bald ihn anziehend aus gewohnter Koketterie, bald ihm kälter begegnend, als ihr Herz empfand, litten der Prinz und sie, gleichmäßig unter dem Drucke eines Verhältnisses, das für Beide ein ganz ungewohntes, und darum, trotz aller Schmerzen, ein reizendes war.

So verging das Ende des Jahres, und das Neujahr kam heran. Am zehnten Januar sollte die Prinzessin Marianne ihren Einzug in Berlin halten.

Pauline hatte den Prinzen in jenen Tagen weniger gesehen, da er am Hofe mannigfach in Anspruch genommen wurde, und ihr letztes Begegnen war kein erfreuliches gewesen. Wiesel hatte sie unabläßig überwacht und störend zwischen ihnen gestanden. So sehr er an Paulinens Untreue gewöhnt, so gleichgültig sein Herz dabei war, gewann sie immer als Besitz einen neuen Werth für ihn, sobald ein Anderer ihm denselben streitig machte.

Oft hatte er in freundlichen Stunden scherzend zu ihr gesagt, er gehöre zu den Menschen, die nach einer bewegten Jugend ein ruhiges Alter ersehnen. Deshalb wolle er ihr volle Freiheit gönnen, alle Erfahrungen des Herzens zu erschöpfen, gewiß, daß sie dann einst um so sicherer in seine Arme, in die Arme eines geprüften, lebenskundigen Mannes rückkehren, und mit ihm in den Hafen der Lebensruhe einlaufen werde.

Dennoch trat er der Liebe des Prinzen entschieden entgegen, sei es, weil er hier ein tieferes Verhältniß ahnte, oder weil andere Rücksichten ihn dazu bewogen. Aber den gekränkten Gatten zu spielen neben einer Frau, deren Untreue er, gegen sie selbst, stets als eine Berechtigung ihres freien Willens anerkannt hatte, war er zu klug, wie er zu sehr Weltmann war, sich als Eifersüchtiger dem Spotte bloß zu stellen. Unter dem Scheine ruhiger Gleichgültigkeit that er, was in seinen Kräften stand, Pauline gegen den Prinzen einzunehmen. Keine von den früheren Leidenschaften

desselben, keine seiner unschönen Ausschweifungen enthielt er ihr vor, und mit der Wendung, er wolle sie auch in diesem Falle klar sehen machen, schilderte er ihr die Lage aller der Frauen, welche der Prinz geliebt und wieder verlassen hatte.

Unmerklich wirkte dies auf Paulinens Verhalten ein. Verstimmt hatten der Prinz und Pauline sich an einem Abende im Hause der Frau von Krayen getrennt. Beide litten, Beide schwiegen, Beide sehnten sich nach Verständigung, und Keiner vermochte sich zu überwinden, um sie herbeizuführen.

Von Stunde zu Stunde wartete Pauline auf die Ankunft des Prinzen; immer wieder war sie im Laufe der letzten Tage an das Fenster geeilt, zu sehen, ob er noch nicht käme, ob er nicht vorüberreite, ob sein Wagen nicht nach dem Schlosse fahre? Sie hatte ihn nicht erblickt. Vetter und Wiesel erzählten ihr von den Feierlichkeiten am Hofe, von der Ankunft verschiedener Prinzessinnen aus den kleinen deutschen Staaten, welche der Vermählungsfeier beiwohnen sollten, von den Damen des Adels, die jenes Fest nach der Residenz geführt habe. Man schilderte ihr den Prinzen so vielfach in Anspruch genommen, so tausendfältig abgezogen, daß sie sich nicht verwundern durfte, wenn er in dieser Zeit wenig Muße für sie hatte.

Sei kein Kind Pauline, sagte ihr Wiesel, und spiele die Beleidigte. Frage Henriette Fromm, ob nicht sie selbst in den Hintergrund treten muß in solcher Zeit. Wer kann es wissen, welche Fürstentochter den Leichtbeweglichen jetzt fesselt?

Pauline versicherte dies in der Ordnung zu finden, aber eine Eifersucht, wie sie sie nie gekannt, verrieth ihr die Gewalt der Liebe, die sie für den Prinzen hegte. In quälender Unruhe verging ihr die Nacht. Am Morgen sollte der Einzug der Prinzessin vor sich gehen. Dann war der Prinz durch das Ceremoniel der Feierlichkeiten für diesen ganzen Tag gefesselt. Noch vierundzwanzig Stunden diese gleiche Pein zu tragen, davor schreckte Pauline zurück.

Früh in winterlichem Dunkel verließ sie ihr Lager, ihm zu schreiben. Es war der erste Brief an ihn. Was sollte sie ihm sagen? Sie fand das Wort nicht.

Ich liebe Dich und ich vergehe, wenn ich Dich nicht heute noch spreche, diese Worte waren es, welche sie auf das Blatt warf. Aber konnte sie das sagen, ohne in seinen Augen durch dieses rückhaltlose Geständniß zu verlieren, da er ihr niemals von seiner Liebe gesprochen hatte?

Sie schrieb ein anderes und noch ein drittes Billet, es war immer derselbe Aufschrei der geängsteten Liebe. Endlich sendete sie das erste Blatt ab; aber schon nach wenig Augenblicken brachte ihr Bote es zurück, denn der Prinz war bereits nach Schöneberg zum Empfange der Prinzessin aufgebrochen.

Ein klarer sonniger Wintertag lag über den Straßen Berlins; funkelnd hoben die Bäume der Lindenallee, die vom Opernplatz nach dem Brandenburger Thore führt, ihre Aeste gegen den hellblauen Himmel empor. Der festgefrorne Schnee knisterte unter den Füßen der Tausende von Menschen, welche die Straßen erfüllten. Alle Fenster der Stadttheile, durch die der Zug kommen mußte, waren von Menschen besetzt. Vom hallischen Thore abwärts, die Wilhelmsstraße entlang, die Linden hinab bis zum Schlosse, wehten Fahnen von den, mit allegorischen Bildern gezierten Ehrenbogen, welche von den verschiedenen Zünften und Gewerken zu Ehren des jungen Paares errichtet worden waren; und trotz des tiefen Winters hatte man überall so viel Tannengrün anzubringen gewußt, daß mitten auf dem Schnee ein künstlicher Sommer dem Auge entgegenlachte.

Im Hause der Geheimräthin Cäsar, das auf der rechten Seite der Linden die Ecke der kleinen Lindengasse bildete, hatte sich in den Zimmern des von ihr bewohnten ersten Stockes eine zahlreiche Gesellschaft zusammengefunden, die zum Ansehen der Feierlichkeit geladen worden war. Pauline, in ein Kleid von

dunkelrothem Caschemir gekleidet, stand klopfenden Herzens an einem der Fenster, und erwartete in größter Spannung die Ankunft des Zuges, in dessen Mitte sie den Geliebten zu sehen hoffte.

Taub für die Unterhaltung der sie Umgebenden, achtlos gegen die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden, welche immer wieder nach dem Fenster hinaufblickten, wenn sie Pauline dort einmal wahrgenommen hatten, schien sie nur Ein Interesse zu haben, das Beginnen des Glockengeläutes und der Kanonenschüsse, welche die Ankunft der Prinzessin in dem Weichbilde der Stadt verkünden sollten.

Endlich dröhnte der Kanonendonner durch die Luft, alle Glocken der Stadt erklangen, nur noch kurze Zeit konnte es währen, nur noch Minuten konnten vergehen, bis der Zug die Wilhelmsstraße herabgekommen war, und in die Linden einbog.

Aber die Sehnsucht harrender Liebe wächst zu ertödtender Stärke grade in diesen letzten Minuten, sie wird größer, ungestümer, überwältigender, je kleiner der Zeitraum wird, der sie von der Erfüllung ihrer Wünsche trennt.

Warum Pauline zitterte? was sie fürchtete? weshalb es ihr so unerläßlich schien, grade jetzt den Prinzen zu sehen, grade heute noch ihm zu sagen, daß sie ihn liebe? Sie wußte es nicht. Und doch war ihr, als müßte ein Unglück geschehen, wenn sie daran gehindert würde, als sei es nicht ihre Wahl, sondern eine Nothwendigkeit, der sie zu gehorchen habe.

Plötzlich wendeten sich alle Blicke dem Brandenburger Thore zu, Gensd'armes sprengten die Straße entlang nach dem Schlosse, die Soldaten, welche im Spalier aufgestellt und durch das stundenlange Warten ermüdet waren, machten Richt, die Offiziere gingen musternd die Reihen entlang, das Volk ward von Polizeibeamten auf die Seiten zurückgedrängt, und geführt von dem Polizei-Präsidenten und seinen Beamten, eröffnete die Zunft der Schlächter, welche seit den Zeiten des großen Kurfürsten in Berlin dieses Privilegiums genießt, den feierlichen Zug.

Die Kaufmannschaft, die andern Zünfte folgten; dann begann der Zug der Hofbeamten. Nach ihnen mußte die Prinzessin kommen.

Ihr Bräutigam, Prinz Wilhelm, sollte sie im königlichen Schlosse am Fuße der Wendeltreppe empfangen, welche Friedrich der Große zu seiner Bequemlichkeit erbauen lassen, um zu Pferde in seine Zimmer zu gelangen. Der König, seine Gemahlin und die Königin Mutter erwarteten sie in den großen Gemächern. Die andern Prinzen des Hauses begleiteten ihren Wagen, zur Rechten der Onkel des Königs Prinz Ferdinand und des Königs Bruder, Prinz Heinrich; zur Linken die Prinzen Louis Ferdinand und August.

Wo der offene Wagen vorüberzog, in welchem die schöne Prinzessin Marianne sich befand, wurden alle Fenster geöffnet, lauter, freudiger Zuruf scholl ihr entgegen; ein Freudenwillkomm, den die seltenen Eigenschaften dieser fürstlichen Frau in späterer Zeit vollkommen rechtfertigen sollten.

Pauline war unter den Ersten, welche die Fensterflügel zurückschlug. Weit hinausgebogen über die Brüstung, die Kälte nicht achtend, die ihre entblößten Schultern eisig berührte, spähte sie nach dem Geliebten, dessen Auge sie bereits gesucht und gefunden hatte. Je näher er kam, je fester sich sein Blick auf sie heftete, je lauter rief es in ihr: ich muß ihn sprechen, jetzt, in diesem Augenblick, sogleich!

Sie wußte nicht was sie that, aber weit sich vorneigend, mit der Hand ihm winkend, gab sie ihm in dem Augenblicke, als der Zug vor ihrem Hause hielt, ein Zeichen, das er nicht mißverstehen konnte.

Sein Gesicht glühte auf in heller Freude. Die Feierlichkeit, die Prinzessin, das Menschengewühl, jede Rücksicht verschwanden vor ihm; er sah, er empfand Nichts als Pauline, und das Glück, von ihr geliebt zu werden.

Mit raschem Zügeldruck hielt er sein Pferd an, riß es durch das Gefolge hinter dem Wagen der Prinzessin auf die rechte Seite herüber, schwang sich aus dem Sattel, das Pferd dem Nächststehenden überlassend, sprang die Treppe vor dem Hause der Geheimräthin empor, sich Bahn machend durch die Menschen, welche auf derselben in engen Haufen zusammengedrängt waren, und Pauline lag an seinem Herzen.

Pauline! Louis! — das waren die einzigen Worte, welche ihren Lippen entflohen. Fest und gewaltig preßte er sie an sich, fest, als könne sie ihn nicht wieder lassen, hielt sie ihn umschlungen, als er sich losriß, um auf seinen Posten zurückzukehren.

Ich sehe Dich noch — heute Abend — ich komme zu Dir! rief er ihr zu und war verschwunden.

Das ganze Begebniß war das Werk weniger Augenblicke gewesen. Fast Niemand auf der Straße hatte das Zurückbleiben des Prinzen bemerkt, das man einem äußeren Vorfalle, einem Scheuwerden des Pferdes, zuschrieb. Noch weniger war, in der allgemeinen Theilnahme an dem Zuge, Paulinens Verschwinden aus dem Zimmer beachtet worden.

Als die Feierlichkeit beendet war, die Volksmasse sich zertheilte, die Gäste der Geheimräthin Cäsar sich um die Tische zum Frühstück niederließen, und Pauline in halber Zerstreuung Vetters Arm nahm, der sie zur Tafel führen sollte, sagte ihre Mutter: Mein Gott! Pauline, was hast Du denn? Dein Kleid ist ja wie bestäubt, auch Dein Gesicht und Dein Haar sind voll von Staub?

Pauline erröthete und wandte sich nach dem Spiegel, aber Vetter bemerkte leise: François muß heute in der Eile den Prinzen schlecht gepudert haben.

Zehntes Kapitel.

Eine Reihe von Festen folgte dieser Vermählungsfeier. Berlin war glänzender als seit Jahren, man schien die drohende Gefahr, den Lärm des Krieges, die blutigen Jahre der Revolution und des darauf folgenden Kampfes vergessen zu haben. Das Theater hatte seine schönste Höhe erreicht. Schillers und Göthes Dichtungen beherrschten die Bühne, und trotz der politischen Windstille, in deren Ruhe man sich am Hofe ergötzte, streuten Schillers freiheitsathmende Dramen, Fichtes männliche Vorträge eine Saat im Volke aus, welche langsam wachsend, nach Jahren reiche Früchte tragen sollte.

Obschon Rahel mit ungetheilter Verehrung Göthe anhing und ihn hoch über Schiller stellte, bemerkte sie dennoch mit Freude den Eindruck, welchen die Werke des Letztern auf den Prinzen ausübten. Wallensteins Tod, die Braut von Messina, der Fiesko, waren im Laufe des Januar und Februar über die Bühne gegangen, und Mattausch, Iffland, die Unzelmann, hatten sich Lorbeeren errungen, indem sie die Gestalten des Dichters in höchster Vollendung ins Leben gerufen.

Es war nach der ersten Aufführung von Wallensteins Tod, als der Prinz Mittags zu Rahel kam, und mit lebhafter Theil-

nahme der Aufführung, mit tiefer Rührung der Liebe gedachte, wie sie in Max und Thekla dargestellt wird.

Es ist wunderbar Rahel, sagte er, daß man so jung bleiben kann, trotz der wachsenden Anzahl von Jahren. Glauben Sie wohl, daß ich gestern im Theater, in der Loge neben meiner Mutter, diese nicht anzusehen wagte, weil ich fühlte, daß Max und Thekla mich erschütterten, als wäre ich ein Jüngling, der die ersten Regungen des Herzens sich selbst nicht zu gestehen wagt. Ich schämte mich dieser innern Jugend und doch machte sie mich glücklich.

Das soll sie auch, lieber Prinz! Denn wer jung ist, hat eine Zukunft, und jung bleiben, setzt Lebenskraft voraus.

Aber wenig Verstand. — Rahel! Alle meine Erfahrungen alle meine Enttäuschungen stehen vor mir; Sie wissen, welche Geständnisse Pauline mir gemacht hat, und doch liebe ich sie, doch habe ich noch nie gewünscht, sie wäre eine Andere, sie hätte ihre Vergangenheit nicht gelebt. Ja! wäre sie keusch und rein, wie Schillers Thekla, ich liebte sie gewiß weniger als jetzt.

Darin scheint mir kein Widerspruch zu liegen, meinte Rahel, Sie empfinden, wie Gott, mehr Freude über einen Sünder, der Buße thut, als über zehn Gerechte, und wollen, wie der barmherzige Samariter, sich der Sünderin erbarmen.

Nein! das ist es doch nicht ganz, entgegnete er. Es liegt ein Glück in der weichen Demuth, in dem Zauber des Hingebens auf Gnade und Ungnade, in dem Dank für unseren Glauben an sie, welchen Frauen, wie Pauline, vor jenen Weibern voraus haben, deren untadliges Bewußtsein unsere Liebe als natürliches Ergebniß ihrer Tugend, unseren Glauben als Pflicht hinnimmt. Diese tugendhaften Frauen sind stolz und niemals dankbar für Liebe. Sie sehen ewig auf den Mann herab, wie der Gläubiger auf seinen Schuldner, und was man auch für sie empfindet, man kommt nie auf den Punkt, bei ihnen Etwas zu gut zu haben, wofür sie Erkenntlichkeit und Dank zu fühlen hätten.

Sie bürden den Frauen auf, was die Männer reichlich mit ihnen theilen, Hochmuth und Unduldsamkeit.

Die Frauen besitzen sie in höherem Grade.

Ja! das gebe ich zu, Prinz! weil die Frauen noch weniger als die Männer jeden Menschen als Spezialität betrachten, an die man nur ihren eigenen Maaßstab legen darf. Sie messen mit der Elle, welche ihre Mutter oder ihr Pastor ihnen als die richtige bezeichnet haben, und verwerfen als übermäßig oder nicht vollzählig, was damit nicht stimmt.

Der Prinz räumte dies ein, dann sagte er: Ich bin eigentlich zu Ihnen gekommen, Rahel, um von Ihnen die Gewährung einer Bitte zu verlangen. Die Geheimräthin, Wiesel und selbst Vetter hängen sich wie Fesseln an Pauline und mich, unsere Schritte von einander haltend. Nehmen Sie unsere Liebe unter Ihren Schutz, ich muß Pauline öfter, ungestörter sehen, und Sie allein können mir dies Glück bereiten.

Noch ehe Rahel antworten konnte, trat Pauline ein. Der Prinz ging ihr entgegen, und ihre Hand ergreifend, rief er: Wie habe ich mich nach Ihnen gesehnt, Pauline! — Aber was haben Sie da! fragte er, ein kleines Billet bemerkend, das aus dem Rande ihres Kleides hervor sah. Das ist die Handschrift des Grafen Tilly.

Und wenn sie es wäre? was fällt Ihnen daran auf? Tilly schreibt mir oft.

Das hast Du mir nie gesagt, Pauline, sagte der Prinz lebhaft; warum hast Du es mir verheimlicht?

Pauline antwortete neckend, der Prinz ward besorgt und dringend, da sie es entschieden und zuletzt mit Heftigkeit verweigerte, ihm das Blatt zu zeigen. Er bat, er beschwor sie, er zeigte die ganze Fülle seiner Liebe, die ganze Angst seiner Eifersucht. Pauline abwechselnd empfindlich und scherzend, lachend und zuletzt weinend vor Ungeduld, blieb allem Flehen des Prinzen, allen

Vorstellungen Rahels unzugänglich, so daß Beide endlich der Ueberzeugung waren, jenes Blatt berge ein Geheimniß, dessen Enthüllung Pauline fürchte.

In heftiger Aufregung schloß der Prinz sie in seine Arme. Du weißt es, Pauline! wie ich Dich liebe, rief er, Du weißt, daß ich leide, wenn ich an Dir zweifeln muß. Ich will Dir Alles verzeihen, Alles! Denn ich liebe Dich ja, nur reiße mich aus dieser Angst, gieb mir das Blatt.

Er griff danach, aber Pauline kam ihm zuvor. Ehe er es hindern konnte, hatte sie es aus dem Kleide gezogen, zerrissen, in den Mund gesteckt und hinuntergeschlungen.

Lieber sterben! rief sie, als mich zwingen lassen durch Gewalt.

Der Prinz schauderte. Erschreckend sowohl vor der unschönen That, als vor Paulinens Heftigkeit, sagte er: war es Gewalt, daß ich Dich bat, mich nicht leiden zu lassen? So handelt nur die schwerste Schuld. Sei ruhig! ich frage Dich nichts mehr.

Voll Schmerz verließ er das Zimmer. Pauline brach in einen Strom von Thränen aus. Rahel litt für Beide und für sich.

Unglückselige! sagte sie, also liebst Du ihn nicht? Also täuschest Du auch ihn?

Wie darfst Du das sagen, Rahel?

Du hast ein Geheimniß, das Du vor ihm verbirgst Pauline; ein Geheimniß, welches jenes Blatt verrathen hätte.

Weißt Du was jenes Billet des Grafen enthielt? fragte Pauline. Nichts als die Nachricht, daß die Grotthuß mich bitten lasse, sie zum Thee zu besuchen. Tilly sollte es mir mündlich sagen und schrieb es auf, da er mich nicht zu Hause fand.

Rahel sah sie ungläubig an. Und aus Neckerei, aus Laune vermagst Du ihn zu quälen?

Pauline erglühte. Neckerei, Laune nennst Du es, wenn ich mein Recht vertrete, wenn ich fordere, daß er mir glauben soll? Gestand ich ihm deshalb die Zerwürfnisse meines Innern, damit

er an mir zweifle? Ist das die Liebe, welche er mir versprochen hat, die glaubensvolle Liebe, in der mein Herz genesen soll? — Er ist wie Alle und ich hasse ihn! rief sie, sich weinend auf das Sopha werfend.

Aber Paulinens heftiger Schmerz war eben so schnell vorüber, als er plötzlich gekommen war. Sie sprang vom Sopha empor, schlug lachend die Hände zusammen, wie es ihre Art war und rief: Im Grunde bleibt es doch ein prächtiges Taschenspielerstück, wie ich das Papier fort eskamotirte. Schade nur, daß es mir den Hals ganz wund gemacht hat. Ich bin krank davon!

Vergebens bat Rahel, Pauline solle dem Prinzen schreiben, ihn um Verzeihung bitten; sie war nicht dazu zu bewegen. Dadurch wurde Rahel selbst wieder irre an ihr.

Als Pauline sich entfernt hatte, ließ Rahel den Grafen Tilly zu sich bitten, um die Wahrheit zu erfahren, und wo möglich den Prinzen zu beruhigen. Tilly bestätigte den unschuldigen Inhalt des Blattes. Voll Mitleid für den Prinzen übernahm es Rahel, Pauline schriftlich mit der Eigenthümlichkeit ihrer Natur zu entschuldigen, aber der Prinz war zu tief verletzt. Rahels Worte fanden keinen Glauben, weil er es nicht für möglich hielt, daß man einen Menschen, den man liebe, aus eigensinniger Laune, aus Koketterie leiden lassen könne.

Elftes Kapitel.

Um Herr zu werden über seinen Schmerz, und der inneren Unruhe ein äußeres Gegengewicht zu geben, eilte der Prinz nach der Mittagstafel in das Freie. Schnellen Schrittes ging er von seiner Wohnung die Friedrichsstraße entlang, dem Oranienburger Thore zu.

Es war einer der letzten Tage des Februar. Die Sonne drang schon erwärmend in die Straßen ein, und vergoldete im Untergehen die obern Stockwerke der Häuser, deren Fenster man geöffnet hatte, dem neuen Frühlingshauche den Einzug zu gestatten. Mädchen standen an den Fenstern die Blumentöpfe ordnend, Kinder spielten auf den halbfeuchten Steinen des Trottoirs. In den Werkstätten klapperte das rührige Handwerk, Wäscherinnen waren an den Flößen auf der Spree beschäftigt, und in der Kaserne, an der rechten Seite der Friedrichsstraße, haspelten und kämmten die schlecht besoldeten Soldaten Wolle, um die Mittel zu ihrem Lebensunterhalte durch diesen Erwerb zu erhöhen. Einige, deren dunkle Gesichter die Ausländer verriethen, lagen müßig in den Fenstern und blickten in das Freie hinaus nach dem Thore, welches ihnen verschlossen war; denn nur nach zweijährigem untadelhaftem Betragen erhielten die Ausländer, aus denen das

Heer zum großen Theile bestand, die Erlaubniß, alle Monat zweimal, unter Vorzeigung eines Passes, die Stadt auf zwei Stunden am Sonntagsnachmittage zu verlassen.

Tausendmal hatte der Prinz alle diese Bilder vor Augen gehabt und sie mit Gleichgültigkeit betrachtet, oder sie ganz übersehen; heute rührten und beängstigten sie ihn, weil er sich selbst niedergedrückt fühlte, denn der eigene Schmerz macht edle Naturen empfänglich für fremdes Leid, wie er unedle dagegen abstumpft.

Plötzlich stand dem Prinzen jene Scheidenacht des Jahrhunderts vor der Seele, in der er hier in derselben Kaserne die Leiche des jungen Weibes gesehen hatte. Die Gestalten Kuglers und Heldrichs, sein letztes Zusammentreffen mit diesem auf dem Vorwerk bei Schricke, waren ihm mit unheimlicher Klarheit gegenwärtig. Henriette, die Kinder, Mathilde Scheinert, verschlangen sich zu einer ihn beängstigenden Gruppe. Gegen diese Alle hatte er Pflichten, sie hatten Ansprüche an ihn. Ansprüche an ihn hatten auch die Armen, welche hier im Schweiße des Angesichts ihr Brod suchten in den Straßen des Landes, das ihn als einen seiner Fürsten mit reichem Uebermaaß ernährte. Ansprüche an ihn hatten auch jene unglücklichen gefangenen Soldaten in der Kaserne dort, welche ein elendes Dasein fristeten für kargen Sold, um dies Dasein hinzugeben, sobald es gefordert ward, den Thron seiner Väter, die Freiheit eines Landes zu vertheidigen, in dem ihnen selbst nur Knechtschaft bereitet ward.

Wo ist Gerechtigkeit, wo Freiheit auf Erden? fragte er sich. Wo ist das Glück, zu dem wir geboren sein müssen, da Jeder es als Nothwendigkeit fordert, und mit jenem Natur-Instinkte erstrebt, der uns zu athmen zwingt? Ist es die Schuld des Menschen, welche das Glück unmöglich macht? Aber was ist Schuld? Wo liegen die ersten Fäden der Verwicklung, welche uns vom freien Wollen des Guten in die nächtigen Abgründe trauriger Verwirrung hinabziehen?

Reine Freude an Henriettens kindlicher Unschuld hatte ihn an sie gefesselt; reines Erbarmen ihn zum Vertheidiger des unglücklichen Kugler, gerechter Zorn zum Ankläger Heldrichs gemacht. Welche Verwirrungen waren aus diesen Ereignissen für ihn entsprungen, in welche Schlingen hatte ihr Zusammenwirken mit seinem frühern Leben ihn verstrickt! Jetzt trat Pauline in den Kreis seines Daseins, neue Bande schlangen sich um seine Seele, sie konnten ihn zu neuen Schmerzen, zu neuen Verwicklungen führen, und doch fühlte er nicht den Muth sie zu zerreißen, nicht die Kraft das Band zu lösen, von dem allein er jetzt Glück und Freude, Erhebung und Lebensluft erwartete, weil er dies Alles Pauline zu bereiten hoffte.

In tiefes Sinnen versenkt, ging er, ohne des Weges zu achten, vor das Thor hinaus, bis eine Menschengruppe vor einer der zahlreichen Schenken, die sich dort an der Oranienburger Chaussee befanden, sein Auge fesselte. Es waren Rekruten, welche an die Regimenter abgeliefert werden sollten, Leute von den verschiedensten Nationen, zum Theil mit Physiognomien, die von Leidenschaften auf das Furchtbarste verwüstet schienen. Auch war es oft genug die Hefe der Menschheit, welche durch die Werbungen im Auslande den preußischen Regimentern einverleibt wurde, da man nur die körperliche Kraft und Größe der Leute in Betracht zu ziehen pflegte.

Manche der Neuangeworbenen, welche man durch List zum Annehmen des Handgeldes bewogen hatte, sahen traurig und düster vor sich hin. Andere sangen Schelmenlieder, und neckten mit dreisten Angriffen und noch frecheren Worten die Schenkmädchen, welche den Angeworbenen den Trunk herausbrachten. Seitwärts saß ein junger, hochgewachsener Bursche, den Rücken gegen die Straße gewendet, das Gesicht in die Hände gestützt, Speise und Trank von sich weisend, die ein Kamerad ihm bot. Er schien sich fern zu halten von den Uebrigen, und den Besseren eben so viel

Theilnahme einzuflößen, als er Spott von den Roheren erdulden mußte.

Dieser Halt vor dem Thore war eine Gnade der Unteroffiziere, welche den Rekruten hier vor ihrer Einkerkerung in die Haft der Kasernen den letzten Trank im Freien vergönnten, die Henkersmahlzeit der Sklaverei, zu der sich die Soldaten mit dem Handgeld auf zehn Jahre und einen Tag verpflichtet hatten.

Die Unteroffiziere, von denen sie eskortirt wurden, standen mit geladenen Pistolen daneben, um Jedem die Flucht unmöglich zu machen, und hatten zur Vorsicht noch große Hunde bei sich, welche eigens auf Menschen dressirt, diese Rekruten zusammenhalten mußten, wie der Schäferhund die Heerde.

Einer der verwegen aussehendsten Burschen war einige Schritte aus dem Kreise getreten, und nahm die Magd, welche ihm zunächst stand, in den Arm: Schatz! sagte er, merk Dir mein Gesicht! wenn nicht Donner und Blitz die verfluchte Kaserne und mich in ihr zerschlagen, so bin ich wieder da, ehe es grün wird, und dann sollst Du von mir hören, denn Dein Apfelgesicht gefällt mir, daß ich einbeißen möcht!

Du Narr! lachte die Magd, sich von ihm losmachend, Du und wiederkommen, wenn's grün wird! Wie willst Du Das wohl anstellen; Du kommst nicht vor's Thor!

Nicht vor's Thor? Das ist wahr. Das haben sie auch in Oesterreich gesagt, und in Baiern gesagt. Vor's Thor komm' ich nicht, aber in die weite Welt schon gewiß. Das Geld hab ich im Sack; damit reiß ich aus und bin hier, eh' Du Dich's versiehst!

Das Mädchen sah ihn an, dann den Unteroffizier. Sie schien ihn angeben zu wollen. Der Rekrut aber nahm sie an die Hand, drückte ihr ein Geldstück hinein und sagte, sie seitwärts fortziehend: Schweig dummes Mädel! was hast Du vom Schwatzen! Dein Schade ist's nicht, wenn ich wiederkomm! —

Aber kaum hatte er mit dem Mädchen die Paar Schritte aus

dem Kreise gethan, so sprang schon einer der Hunde an ihm empor, ihn trotz seiner wüthenden Gegenwehr mit sich fortzerrend nach dem Centrum. Der Unteroffizier fluchte ein Schock Donnerwetter ihm entgegen, zog ihm mit seinem Stocke mehrere Hiebe über den Rücken, kommandirte: Vorwärts Marsch! und der ganze Trupp marschirte dem Stadtthore zu.

Verflucht sei dies preußische Soldatenwesen und das ganze Nest! schrie ingrimmig der blutende Mensch, erhielt noch ein paar Hiebe und hinkte mühsam den Uebrigen nach.

Der Prinz schauderte widerwillig und empört. Das waren die Bestandtheile des preußischen Heeres, das zu befehligen er für eine Ehre hielt. Und gleichsam seinen Gedanken begegnend sagte Jemand neben ihm zu einem Dritten: Dabei sind diese Kerle Juwele im Vergleich zu den geckenhaften Offizieren und den alten Generalen. Heldrich erzählte mir, daß der Chef seines Regiments sich auf dem Pferde des Reitknechtes immer eine Fußbank nachbringen lasse, weil er zu dick geworden ist, ohne diese auf- und abzusteigen. Und solche Exemplare finden Sie in jedem Bataillon.

Die Stimme kannte der Prinz. Er wendete sich um, es war Wiesel, welcher mit dem jungen Wegmann sprach. Sie hatten, ebenfalls von dem schönen Wetter gelockt, einen Spaziergang gemacht, und waren von der Scene vor der Schenke zum Verweilen bewogen worden.

Der Prinz hatte nach jenem Besuche in der Fabrik, Wegmann öfter gesehen, und sprach sich, unbehindert durch seine Gegenwart, rückhaltlos und bitter gegen dies preußische Werbesystem aus.

Ja! sagte Wegmann, es ist eine Schmach, und wir werden die Früchte davon erndten. Daß wir es noch wagen in unserer Zeit, Menschen zur Sklaverei zu erniedrigen, sie trunken zu machen, und trunkenen Muthes sie um ihr unverkäuflich Erbe, um das Recht des freien Willens zu betrügen, das wird sich furchtbar rächen. Der erste Kampf mit Frankreich wird's uns lehren.

Wiesel lachte. Seht den Phantasten! Das unverkäufliche Erbe des freien Willens! Sie sehen ja, daß die Kerle dies Erbe für einige Friedrichsd'ore verkaufen und froh sind, auf zehn Jahre sich dieses unveräußerlichen Rechtes entäußert zu haben. Der Mensch, wie unser Jahrhundert ihn uns darstellt, diese Bauern, Taglöhner, Arbeiter und Vagabunden sind so wenig eigener Leitung, als erhabener Gedanken fähig. Es sind Maschinen, welche, je maschinenmäßiger um so besser, ihre Pflicht thun, sobald der Werkmeister das Rad gestellt hat. Der Kampf der Fürsten ist, wie die Konkurrenz der Fabrikanten, ein Wettstreit um die Oberherrschaft zu eigenem Gewinn, nur gewaltiger, weil er blutiger und zerstörender ist. Es ist wahr, die Soldaten sind elendes Gesindel. Aber kommt es darauf an, ob Diebe oder Ehrliche, ob Schurken oder Heilige die Masse ausmachen, welche man vor die Kanonen stellt? Die Kugeln treffen die Einen wie die Andern, und wer zuletzt die meisten Augen behält, hat die Parthie gewonnen?

Nein Wiesel! bei Gott, so ist es nicht! rief der Prinz mit Lebhaftigkeit. Diese Ausländer und die Anzahl schlechter Gesellen, die unter den Truppen sein mögen, sind nicht das preußische Heer. Das Heer besteht aus Landeskindern, und diese lieben ihr Land, diese sind treu und werden selbstbewußt das Recht ihrer Nationalität zu erhalten wissen, wenn man sie ihnen rauben wollte.

Hoheit! wendete Wegmann ein, es ist nur zu beklagen, daß die Fürsten auf den Thronen an dieses Recht nicht glauben.

Wie meinen Sie das?

Haben Ihre Ahnen an das Recht der Nationalität geglaubt, als sie Polen theilen halfen, und dieses rein slavische Volk in Deutsche verwandeln wollten? Hat der große Friedrich die Nationalität der Oestreicher geachtet, als er die Schlesier zu Preußen machte, welche noch heute „unser Kaiser" sagen, wenn sie von dem Kaiser Franz sprechen? Und jetzt! Wer hat an die Nationalität

der deutschen Stämme gedacht, die man in dem letzten Jahre der preußischen Herrschaft unterwarf?

So wollen Sie behaupten, die Völker hätten kein Gefühl für ihre Nationalität?

Im Gegentheil! aber ich behaupte, daß die Fürsten es in ihnen aus persönlichem Interesse untergraben, und nur auf dies Gefühl Rücksicht nehmen, wenn es die Erhaltung nicht der Nationalität, sondern der Throne gilt.

Und glauben Sie, daß das preußische Volk sich den Franzosen ruhig unterwerfen würde? fragte der Prinz in gereiztem Tone.

Wegmann ließ sich davon nicht irren; ich fürchte der Widerstand wird schwach und von kurzer Dauer sein, denn —

Sie thun dem Volke, dem Sie angehören, unverdientes Unrecht Wegmann! Wohl ihm, daß seine Fürsten es besser kennen, besser von ihm denken! fiel ihm der Prinz ins Wort.

Sie haben mir die Ehre erzeigt, mich oftmals zu befragen, meine Ansicht gelten zu lassen. Hoheit! Soll ich Ihnen heute lügen, da Ihnen die Wahrheit hart erscheint?

Der Prinz antwortete nur durch einen Händedruck. Es entstand eine Pause. Dann fragte er: Was wollten Sie sagen, als ich Sie unterbrach?

Ich wollte sagen: Wir werden keinen Wiederstand zu leisten im Stande sein, denn wir haben kein Volk.

Kein Volk?

Nein Hoheit! Ich nenne nur das ein Volk, das freier Herr seines Landes ist, das sein eigenstes Eigenthum vertheidigt, wenn es für sein Land den Kampf beginnt. Wir haben besoldete Beamte, sie dienen jeder Macht, und müssen ihr dienen, denn sie leben vom Solde und sind Maschinen der Gewalt; wir haben Leibeigene, abhängig von dem reichen Gutsbesitzer, der den Frieden will, um seiner ruhigen Erndte willen; wir haben Krämer, denen ihr Groschengewinn das Höchste, das einzig Wichtige scheint,

und reiche Kaufleute, welche den Rock des gemeinen Soldaten für die Strafkutte halten, in die sie ihre mißrathenen Kinder stecken. Wo sehen Sie da die Elemente eines Volkes? Ich sehe nur Knechte! Knechte der Macht und des Besitzes! Die sind kein Volk, welches sich den freiheitjubelnden Franzosen entgegenstellen kann.

Der Prinz versank in Gedanken. Nach einer Weile sagte er zu sich selbst sprechend: also Unterwerfung? schmachvolle Niederlage? Demüthigung vor diesem Bonaparte?

Hoheit! davon ist ja nicht die Rede, fiel Wiesel ein. Sehen Sie denn nicht, daß Sie hier immer den alten republikanischen Schwärmer vor sich haben, der seinen Fürstenhaß durch Schweigen an den Tag legte, als Sie damals die Fabrik besuchten? Wer denkt denn an die Völker? Bonaparte gewiß nicht, der nur für seinen Ehrgeiz kämpft. Es handelt sich hier darum, ob die Fürsten von Hohenzollern den Uebermuth des Korsen ertragen wollen, oder nicht. Das Volk schwiege geduldig dazu, und feierte den Einzug Bonapartes in Berlin mit derselben Ergebenheit, mit welcher die Hildesheimer den Einzug des Grafen Schulenburg und der preußischen Truppen in Hildesheim gefeiert haben, als dieser es für Preußen in Besitz nahm. Das Volk ist eine stupide Masse, die essen und trinken, heirathen und Kinder zeugen will, gleichviel ob unter diesem oder jenem Herrn. Wer denkt an's Volk!

Kein Volk? wiederholte der Prinz nach einer Pause. Und wir hätten kein Recht, die preußischen Männer gegen Frankreich in den Kampf zu führen, so lange sie nicht freie Männer in ihrem Lande sind? Wir hätten kein Recht, auf das Volk zu zählen?

Nein! sagte Wegmann mit höchster Bestimmtheit.

Aber rechnen Sie die Liebe zum Vaterlande für Nichts, Wegmann? Diese Liebe, die selbst bei wilden Stämmen zu den Naturinstinkten gehört?

Was bei den Wilden instinktiv ist, Hoheit, muß in dem entwickelten Geiste des civilisirten Menschen die Zustimmung der

Vernunft erhalten, um zu bestehen. Die Liebe roher Völker für die Scholle sollte man eher Heimathsliebe, als Vaterlandsliebe nennen. Sie zwingt den Menschen um der Scholle willen, Bedrückung und Tyrannei zu dulden, ist Instinkt, und ein sehr untergeordnetes Gefühl. Jene höhere Vaterlandsliebe aber, welche nicht zum Dulden, sondern zum Handeln, zu Thaten treibt, kann der reife Mann nur für das Land empfinden, das ihn in seinen Rechten, in dem freien Gebrauch seiner Kräfte schützt. Für solche Liebe bieten England, bieten Frankreich Raum. In Preußen sehe ich noch keinen Boden für diese Art der begeisternden Vaterlandsliebe, und es giebt Viele unter uns, die leichter in dem freien Frankreich, als in Preußen ihr Vaterland finden würden.

Alle schwiegen, und gingen Jeder mit sich selbst beschäftigt, neben einander her. Endlich sagte Wiesel: Pauline hat mir heute erzählt, Hoheit! wie thöricht sie sich wieder gegen Sie betragen hat. Halten Sie es ihr zu gut. Sie ist eben ein verzogenes Kind, das allen seinen Einfällen Folge giebt, nachträglich bereuend, was sie gethan hat. Ich fand sie weinend über ihre Unart, als ich sie mit Herrn von Heldrich besuchte.

Zum zweiten Male hörte der Prinz heut diesen Namen aus Wiesels Munde. Er mußte wissen, ob es derselbe, ob es die Absicht Wiesels sei, ihm mit dieser Erwähnung widerwärtige Erinnerungen zu erwecken. Er fragte, wer Heldrich sei, und wo Wiesel ihm begegnet wäre?

Herr von Heldrich ist ursprünglich in preußischen Diensten gewesen, aber durch Mißverhältnisse mit seinem Chef gezwungen worden, den Abschied zu nehmen. Jetzt dient er dem französischen Divisionsgenerale Sarasin, der am Niederrheine steht, als Secretair. Wir haben ihn zufällig kennen lernen, und er ist uns als Landsmann behilflich gewesen, eine Truppenlinie zu passiren. Ich glaube, es ist eine Erbschaftsangelegenheit, die ihn nach Berlin geführt hat, und ihn hier zu längerem Verweilen nöthigt.

Der Prinz konnte keinen Augenblick daran zweifeln, daß er es hier mit seinem Feinde zu thun habe. Er ließ sich das Aeußere des Mannes beschreiben, es traf zu. Nicht ohne Empfindlichkeit fragte er, ob Wiesel die Ursache von Heldrich's Dienstaustritt, die Art und Weise kenne, in der er selbst dabei betheiligt sei?

Aber Wiesel war nicht davon unterrichtet. Jenes Abenteuer in der Kaserne hatte sich wenig Tage vor seiner Hochzeit und der darauf folgenden Abreise ereignet, und der Name des Offiziers war damals entweder noch nicht genannt worden, oder Wiesel hatte ihn überhört. Wie lange Heldrich in Berlin verweilen würde, wußte er nicht anzugeben, und aus begreiflichen Gründen brach Louis Ferdinand selbst das Gespräch bald wieder ab.

Indeß der Gedanke, daß Heldrich in Berlin sei, daß Pauline ihn kenne, ließ dem Prinzen keine Ruhe. Er fühlte sich in einer Abhängigkeit von diesem verhaßten Menschen, die ihm entsetzlich erschien, ohne daß er ein Mittel fand, sich davon zu befreien, um so weniger, da Heldrich selbst sein Vaterland aufgegeben, und französische Dienste genommen hatte. Ein jeder Schritt des Prinzen, der jene Angelegenheit in Schricke berührte, konnte sie aus dem Dunkel hervorziehen, und einer Oeffentlichkeit in den französischen Blättern Preis geben, die höchlich zu fürchten war, da Bonaparte sie nach seiner Weise mit Freude benutzen konnte, die Ehre eines legitimen Fürsten anzugreifen.

Zerstreut die Fragen Wiesels beantwortend, welcher über den Maskenball Auskunft verlangte, der zum Geburtstage der Königin stattfinden sollte, gelangten sie vor die Wohnung des Prinzen, vor der er sich von Wiesel und Wegmann trennte.

Es war schon Dämmerung und kühl, als Louis Ferdinand sein Haus betrat. Aber gegen seine Gewohnheit befand sich François, welcher bei zunehmenden Jahren die Abendluft mehr und mehr fürchtete, in der Loge des Portiers, sich in einer Weise die Hände reibend, welche bei ihm eben so gut ein Mittel zur

Erwärmung, als der Ausdruck einer inneren Genugthuung zu sein pflegte.

Voyez-vous! hatte er dem Portier gesagt, es ist nichts mit unserem arrangement bourgeois, kein Anstand, kein Eklat. Mademoiselle, welche bisweilen gern la princesse spielen würde, ist doch nichts qu'une petite bourgeoise, die jeden Torf selbst an das Feuer schieben möchte, um für die Zukunft zu sorgen; als ob ein Prinz und seine Kinder Das nöthig hätten comme nous autres.

Na! meinte der Portier, sie ist so übel nicht —

Weil Sie von ihrer Jalousie profitiren? fragte François spöttisch. Comment Vous paie-t-elle jedes Billet an Seine Hoheit, das Sie ihrer Kontrole überliefern.

Der Portier vertheidigte sich, er behauptete, François thue ihm Unrecht, er sei dem Prinzen treu ergeben, und habe niemals seine Pflicht verletzt, nie ein Geheimniß seines Herrn verrathen.

François aber kniff lächelnd das linke Auge zu, blickte mit dem andern den Portier schelmisch an, zog die Dose heraus, und sagte, jenem eine Prise anbietend: Jeder für sich, Dieu pour nous tous! Heureusement sind es nur les petits billets, welche hier in dem Gitter der Loge hängen bleiben können, les gros paquets comme les grands secrèts gehen ungehindert durch. Kleine Schelme hängt man, große läßt man laufen comme Vous dites en allemand.

Bei diesen Worten François' war der Prinz in das Vestibül getreten, und der Alte öffnete die Thüren, seinem Herrn vorausgehend. Auf die Frage desselben, ob irgend eine Botschaft für ihn gekommen sei, antwortete er: le petit laquai von Frau von Cäsar.

Was hat er gebracht?

Eine mündliche Bestellung, qu'il ne voulait dire qu' à Votre Altesse elle même! Er ist noch in meinem Zimmer.

Der Prinz, eine versöhnende Botschaft Paulinens ersehnend, flog die Treppe hinauf in sein Gemach, und befahl den Diener

einzuführen. In der Fensterbrüstung lehnend, erwartete er die Ankunft desselben, und blickte durch das Halbdunkel des noch unerleuchteten Zimmers nach der Thüre, welche François öffnete, um den Diener einzulassen.

Was bringen Sie? fragte der Prinz.

Mich selbst! rief eine Stimme, die das Herz des Prinzen hoch aufklopfen machte, und Pauline lag zu seinen Füßen, seine Kniee umklammernd, und ihr Haupt an ihn pressend.

Er wollte sie emporheben, sie in seine Arme ziehen, sie litt es nicht. Sich fest an ihn schmiegend, rief sie; Nein! nein! nicht an Deinem liebenden, von mir gemarterten Herzen ist mein Platz. Hier laß mich knieen und weinen. Ich bin nicht werth, den Staub zu küssen, den Dein Fuß berührt hat, ich bin's nicht werth — und doch mußte ich zu Dir.

Der Prinz schloß sie voll Zärtlichkeit an seine Brust, er bedeckte sie mit seinen Küssen; er schwor ihr, Alles vergessen, Alles vergeben zu haben, und Nichts zu empfinden, als das Glück, ihre Stimme wieder zu hören, sie in seinen Armen zu halten.

Aber ich muß Dich sehen, Pauline! es ist mir, als fehlte mir die Sonne, als ginge ich im kühlen Wolkenschatten, wenn Dein Auge mir nicht in seiner hellen Schönheit entgegenstrahlt.

Er schellte, und François brachte Licht. Des Alten Gesicht glänzte vor Vergnügen. Das war ein Abenteuer nach seinem Geschmacke, ein Rendezvous dicht neben den Zimmern Henriettens, ein Genuß am Abgrunde der Gefahr.

Pauline hatte sich geweigert, das Licht bringen zu lassen, der Prinz schalt sie, daß sie ihm neidisch den Anblick ihrer Schönheit entziehen wolle. Bald lag er vor ihr auf den Knieen, ihre Füße zu küssen, welche in der männlichen Bekleidung noch zierlicher erschienen, bald hob er sie empor, sie trotz ihres Sträubens auf seinen Armen durch das Zimmer tragend, bis er sich wieder niedersetzte, sie auf seinen Knieen haltend und mit seinen Küssen bedeckend.

Aber im Gegensatze zu dieser maaßlosen Freude blieb Pauline stiller, als sie pflegte. Da der Prinz sie fragte, ob sie es bereue, gekommen zu sein, ob es ihr nicht Freude mache, ihn so glücklich zu sehen und seine Liebe zu empfinden? antwortete sie: Es demüthigt mich zu sehr, daß Du so glücklich bist, es ängstigt mich, daß Du mich so sehr liebst.

Dabei weinte sie still, der Prinz küßte die Thränen von ihren Wimpern, sprach ihr tröstend von seinem Glauben an sie, und sie hörte ihm sanft und beruhigt zu. Dann legte sie ihren Arm um seinen Nacken und sagte: Sprich nur immer! So lange ich den Ton Deiner Stimme höre, und an Deinem Herzen ruhe, komme ich mir selbst rein und heilig vor.

Plötzlich aber sich aufrichtend, und sich aus seinen Armen losmachend, schien ihre kindische Laune wiederzukehren. Sie trat vor den Spiegel, trocknete die Augen und rief: Wie mag nur ein Laquai in Liebesthränen aussehen?

Dergleichen Uebergänge hatten sonst an jedem anderen Menschen etwas sehr Verletzendes für den Prinzen; er ward davon beleidigt, wie von einer grellen Dissonanz. An Pauline ertrug er sie geduldig, denn sie waren durch Wiesels Spottsucht an sie gekommen, und gewannen in ihr einen neckischen Reiz, der sie weniger schroff erscheinen machte.

Schweigend stand er neben ihr, während sie vor dem Spiegel ihr Haar ordnete, abwechselnd sie selbst und ihr Spiegelbild betrachtend, als die Tapetenthür sich öffnete, die aus den Zimmern des Prinzen in die Zimmer Henriettens führte, und diese selbst herein trat.

So schnell Pauline sich abwendete, hatte Henriette sie doch erkannt. Ein Ausweichen war unmöglich. Mit einem Aufschrei des Zornes, der tödtlichsten Kränkung, sank die Letztere in krampfhaften Zuckungen auf das Sopha, während Pauline sich eilig entfernte.

Stunden und Tage des traurigsten Kampfes begannen mit diesem Augenblicke. Zwischen der neuen, ihn ganz beherrschenden Leidenschaft für Pauline, und der nie erloschenen Neigung für Henriette schwankend, von den Eigenthümlichkeiten beider Frauen gequält, eifersüchtig auf Beide, litt der Prinz die entsetzlichsten Seelenfoltern, während seine äußere Thätigkeit auf die widersprechendste Weise durch jenes Maskenfest in Anspruch genommen wurde, mit dem man am zehnten März den Geburtstag der Königin feiern wollte.

Man hatte viertausend Personen dazu geladen, der Prinz war der Unternehmer desselben, sich seinen Obliegenheiten dabei zu entziehen, war unmöglich für ihn. Und so gering eine solche Aeußerlichkeit erscheinen mag neben tiefem inneren Leiden, so trugen die kleinen Verdrießlichkeiten, welche von derlei Beschäftigungen unzertrennlich sind, reichlich dazu bei, die Mißstimmung des Prinzen bis zum Unerträglichen zu steigern.

Zwölftes Kapitel.

Irgend eine Verwicklung zwischen Pauline und Henriette befürchtend, hatte der Prinz es von der Ersteren erlangt, daß sie den Maskenball nicht besuchen solle. Während ihre Mutter sich bereits zu demselben schmückte, saß er noch in Paulinens Zimmer, das Haupt der Geliebten an seine Brust gelehnt, sie ruhig mit dem vollen Glück der Liebe betrachtend.

Wie Du schön bist in der Ruhe, Pauline, sagte er. So schön, daß ich Dich nicht zu küssen wage. Niemand hat Dich so gesehen in der Welt; denn nie, das weiß ich, kannst Du die Zuversicht, den Frieden empfunden haben, die Du jetzt in meinen Armen fühlen mußt. Die Anderen sehen Dich glänzend, reizend, bezaubernd durch Dein strahlendes Siegbewußtsein; ich sehe Dich so ruhig, so unschuldig schön, wie die Venus dem Meere entstieg. Vor dieser Ruhe schweigen alle meine heißen Wünsche, und mein Herz wird still vor dieser sanften Hingebung.

Sie hatte die Augen geschlossen, deren Lider und lange Wimpern er leise küßte; dann richtete sie sich empor, schlang den Arm um seinen Nacken und sprach: Louis! wenn dieser einen friedensvollen Stunde ein langes Leben voll Schmerz folgte, mir bereitet durch Dich, glaube nicht, daß ich nicht dennoch glücklich wäre

in dem Gedanken Deiner Liebe. Was in meiner Seele vorgegangen ist, ich weiß es nicht; aber in diesem Augenblicke fühle ich mich frei von jeder schmerzlichen Erinnerung, frei von den Fesseln meiner Ehe, frei von Eifersucht gegen Henriette, frei von allem Trennenden. Dir eigen, Dir ganz allein gegenüber in der menschenwimmelnden Welt. So glückselig allein mit Dir, als wären wir weit, weit fort von hier, auf einer jener ewig frühlingsschönen Inseln der Südsee, von denen die Dichter erzählen.

Sie legte ihr Haupt wieder an seine Brust, er hielt sie sanft umschlungen. Louis Ferdinand, der leidenschaftlichste Mann und Pauline, eine Frau, deren Seelenunschuld untergegangen war in der Unschönheit wechselnder Liebe, ruhten Brust an Brust in stiller Einsamkeit, süß begnügt durch das Bewußtsein eines Gefühles, dessen Stärke sie über sich selbst erhob. Beide fühlten sich neugeboren und geläutert, und so wenig ein Gläubiger das gnadenspendende Madonnenbild herniederziehen würde aus der Höhe, auf die er selbst es gestellt, um es anzubeten auf seinen Knieen, so wenig hätte der Prinz es gewagt, den Frieden dieser Stunde zu entweihen durch einen leidenschaftlichen Wunsch.

Wie gute, reine Kinder wir wieder geworden sind, meine Pauline! sagte er sanft.

Erzähle mir denn ein Mährchen, wie einem Kinde, bat sie ihn.

Und wovon?

Von den seligen Inseln im fernen Meere, Geliebter!

Kennst Du die nicht, Pauline? Ganz fern, ganz unten in dem stillen Meere, da liegt die selige Insel, auf der es nie Winter wird. Immer scheint die Sonne warm und hell auf die Büsche großblättriger Blumen, die sich unter Palmenbäumen über dem schwellenden Rasen biegen zu Lauben. Kein Sturm, kein greller Laut stört diesen Frieden. Sanfte Gazellen nähren sich von den duftigen Blüthen der Rose, stille Wasservögel ziehen

durch die blauen Bäche, und Schmetterlinge wiegen sich in der Luft, groß und bunt wie die Blüthen der Orchideen, die sich hinaufranken bis in die höchsten Gipfel der Balsam ausströmenden Harzbäume, daß das Auge nicht weiß, ob der Schmetterling eine Blüthe der Luft ist, oder die Blume des Baumes ein farbenstrahlender Vogel. Und all diese Blumen und Bäume rauschen, und die Schmetterlinge und Käfer schwirren, und die Vögel singen leise, leise, vom Murmeln des sanft anplätschernden Meeres begleitet, das Eine große Wort, das Wort, welches den beiden einsamen Kindern in dem Herzen klingt, die dort still versunken und selig ruhen aneinander, ewig Eins in sich, unzertrennlich ewig. Weißt Du das Wort Pauline?

Liebe! hauchte sie leise.

Ja Liebe! ewige, unwandelbare Liebe! bis in den Tod! rief der Prinz, mit tiefster Empfindung sie an sein Herz pressend, als man an die Thüre klopfte.

Es war François, der die Ankunft des Wagens meldete und den Prinzen an die Toilette zum Maskenballe mahnte.

Er mußte fort. Ruhig und mild sagte er Pauline Lebewohl, sie küßte ihm die Hand, als er schied. Es war eine heilige Stunde gewesen, wie das Leben sie nur seinen Auserwählten bereitet.

Aber schon rollten die Wagen zum Schauspielhause, in welchem die bunteste, glänzendste Menschenmenge auf und niederwogte, als um neun Uhr der Hof den Ballsaal betrat.

Das Parquet war mit der Bühne gleichmäßig erhöht, und das ganze innere Schauspielhaus als Tempel der Freude und der Begeisterung dekorirt. Die Treppen, die Korridors, alle angrenzenden Säle und Räume, hatte man in Bosquets verwandelt. Zwischen dem strahlenden Flimmern tausender von Kerzen, wanderten die Masken umher, während sich die Festspiele vorbereiteten.

Das erste derselben, Alexanders Rückkehr von seinem indischen Siegeszuge, war für die Königin angeordnet, die selbst daran Theil nahm. Es sollte sie als die Königin des Festes verherrlichen.

Mitten auf der Bühne erhob sich der Tempel der Sonne. Bei dem Klange einer sanften Musik opferte hier ein Chor von Magiern dieser höchsten Gottheit, und segnete die Abgesandten der Scythen, Meder und Aegypter, welche dem Alexander entgegen ziehen wollten, um seine Gnade zu erflehen.

Umgeben und beschützt von diesen Abgesandten, befanden sich die Frauen des Darius. Statira, des Darius Tochter, führte sie an. Es war die Königin von Preußen. Die schönsten Frauen des Hofes, die Prinzessin Wilhelm, die Fürstinnen Radziwil und Hatzfeld, die Gräfinnen Tauenzien, Hardenberg, Molk, bildeten die hervorragendsten Erscheinungen ihres Gefolges.

In malerischen Gruppen geordnet, traten die Priester und die Abgesandten der Völker zur rechten und linken Seite des Altars, während die verschleierten Frauen sich demselben näherten, um ihrer Seits das Opfer zu vollziehen.

Mit edler Würde stieg die Königin die Stufen des Altars empor, sich dreimal neigend, und den Schleier zurückschlagend, welcher sie bis dahin verhüllt hatte.

Ein allgemeiner Ausruf des Entzückens ertönte durch das Haus. Nur die Achtung hielt das donnernde Vivat zurück, von dem die Erscheinung der Königin immer begrüßt ward, wo sie sich zeigte. Mit ausgebreiteten Armen, das schöne Antlitz zur Sonne erhoben, flehte sie Segen herab auf diese Stunde, während die andern Frauen knieend am Fuße des Altares lagen. Dann empfing sie aus der Hand der Prinzessin Wilhelm die goldene Opferschale; die Fürstin Radziwil füllte sie, und dreimal frisch gefüllt, goß die Königin sie in das heilige Feuer des Altares.

Als sie hinabstieg von dem Opfer, erscholl kriegerische Musik,

das Nahen des Helden verkündend. Prinz Louis Ferdinand erschien, als Hephaestion, die Ankunft seines Waffenbruders Alexander zu melden, welcher von dem Bruder des Königs, dem Prinzen Heinrich dargestellt wurde. Eine Schaar junger Feldherrn und Krieger folgten ihm, und hielten einen Umzug um die Bühne, während die Abgeordneten der überwundenen Völker, und die Frauen des Darius, in demüthiger Haltung den Willen des Siegers erwarteten, der fest und stolz auf sie herniederschaute.

Plötzlich fällt sein Blick auf Statira. Er bleibt geblendet stehen. Sie kniet vor ihm nieder, er hebt sie empor und erwählt sie, indem er sein Schwert vor sie niederlegt, und sie in seine Arme schließt, zu seiner Gemahlin, die Schönheit mit der Heldengröße vereinend.

Gleichsam als wollten diesen glücklichen Moment die Götter segnen, erschien Nearch — Prinz Wilhelm — der Feldherr Alexanders, heimkehrend von der Eroberung der Inseln und Küsten, neue Trophäen und neue Gefangene dem Herrscher zuführend. Dankbar umarmt von seinem Herrn, empfängt er aus Statira's Hand die schönste Perserin zur Gemahlin. Statira fleht die Gnade ihres Gatten für die Besiegten an, und auf seine Erlaubniß löst sie die Fesseln aller Gefangenen, da Niemand unglücklich sein darf, wo Schönheit und Heldengröße sich auf dem Throne verbinden.

Freudenfanfaren und Dankeshymnen begleiteten diese Handlung, Kinder und Landleute brachten Kränze und Laubgewinde herbei, das Herrscherpaar zu krönen. Die Gruppen lösten sich in Züge und Tänze auf, und das schöne Bild war für immer entschwunden, um im Andenken aller Derer fortzuleben, denen es zu schauen vergönnt worden war.

Andere Pantomimen und Aufzüge, an denen jedoch die Personen des königlichen Hauses nicht mehr thätigen Antheil nahmen, folgten dieser Ersten, nach deren Beendigung Prinz Louis, als

der Vorsteher des Festes, die Königin durch die Räume des Schauspielhauses führte, um sie die verschiedenen Anordnungen betrachten zu lassen.

Als sie nun an seinem Arme hinschritt, und er sie anblickte, fand er sie bleicher, als es sonst bei ihrer blühenden Jugendfrische der Fall zu sein pflegte, und statt der Freude, welche er in ihren Zügen zu lesen gehofft, hatte eine trübe Wolke des Schmerzes ihr schönes Antlitz beschattet.

Vergebens erwartete der Prinz ein Wort des Dankes, einen Lobspruch über die Anordnung des Festes. Freundlich, aber doch sichtbar zerstreut, hörte die Königin seinen Worten zu, so daß er sie endlich fragte, was ihre Seele beschäftige und von der Lust dieses Festes abziehe?

Glauben Sie wohl, daß es Ahnungen giebt? daß das Schicksal uns in Bildern unsere Zukunft zeigt, uns, mitten in dem Rausch der Freude an die Vergänglichkeit aller irdischen Größe mahnend? fragte sie ihn.

Welch' düstrer Gedanke! rief der Prinz, und wie konnte er Ihnen grade in der Heiterkeit dieses Festes kommen? Sie, schön, angebetet von den Ihren und von dem Volke, Sie wenigstens sollten sich sorglos dem Genusse des Lebens hingeben!

Ja, mein Cousin! wenn ich nicht Königin von Preußen wäre! sagte sie mit einem schmerzlichen Lächeln, das sogleich in dem Prinzen eine Reihe ernster und trüber Gedanken hervorrief.

O, Sie glauben es nicht, fuhr sie fort, wie diese Pantomime mich erschüttert hat. Mehrmals haben wir sie versucht, und sie ist mir ein gleichgültiges, ein heitres Spiel gewesen. Aber als ich nun dastand vor der Menge, eine Königin an der Spitze überwundener Völker, besiegt, gedemüthigt, Gnade flehend, die Ankunft eines stolzen Siegers erwartend; und als ich an ihn dachte, an den Unersättlichen, an den unüberwindlichen Alexander, der von Westen uns bedroht, als ich mir es vorstellte, wenn ich so knieen müßte,

Schonung, Gnade erbittend von Bonaparte! Mein ganzes Herz war eine blutende Wunde während dieses Spieles; meine Seele ein Aufschrei zu Gott, er möge dies Elend abwenden von uns. Ich schämte mich vor meinem Volke unseres heiteren Festes, während solche Wetterwolken drohend über unsern Häuptern schweben.

Ihre großen blauen Augen schwammen in Thränen, ihre Hand zitterte auf dem Arme des Prinzen, der, tief erschüttert durch ihre Worte, sie nicht zu beruhigen wagte, denn der Augenblick war zu ernst, um ihn durch Unwahrheit zu entweihen, und er selbst hatte keinen Glauben mehr an die gegenwärtige Macht und Stärke seines Vaterlandes.

Die Königin las es in seinen Mienen. Sorglich um sich blickend, daß nicht der König es höre, der seine Mutter führend dicht vor ihnen herschritt, oder eine der nachfolgenden Personen es vernehme, sagte sie: Wenn es geschähe, wenn der Kampf unvermeidlich würde für uns, und der Himmel das Schwerste über uns verhängte, versprechen Sie mir Cousin, daß Sie dem Könige dann nicht fehlen werden, daß Sie, ein treuer Heyhaestion als Waffenbruder neben ihm stehen wollen, daß Sie Blut und Leben daran setzen, die Krone und die Ehre unseres Hauses zu schirmen.

So wahr ich Louis Ferdinand und ein Hohenzoller bin.

Die Königin reichte ihm ihre Hand, um seinen Schwur zu empfangen, er drückte sie fest in der seinen, und neigte dann ehrfurchtsvoll seine Lippen darauf. Das Gefolge wähnte, die Königin habe ihm ihren Dank für das wohlgelungene Fest ausgesprochen, und das Publikum staunte das schöne, in frischer Jugend strahlende Fürstenpaar an, das Glück der Hochgebornen preisend, und vielleicht beneidend.

Ferner ab, in den Korridors und Nebensälen, begannen indessen, nachdem die Festspiele vorüber waren, die gewöhnlichen

Freuden des Maskenballes sich zu regen, neckende Scherze, kecke Späße und kleine Intriguen.

Heiter bewegten sich hier fast alle Personen, welche dem Kreise des Prinzen angehörten, und Henriette Fromm, in der Maske einer Polin, die kleine rothe Konföderatka auf die blonden Locken gedrückt, wanderte abwechselnd an Dusseks und Vetters Arm umher, Pauline suchend, weil sie nicht glauben wollte, daß diese wirklich der Lust des Balles entsagt habe. Sie behauptete, Pauline werde sicher in irgend einer unscheinbaren Maske anwesend sein, um den Prinzen ungestört zu sehen.

Nein, nein, Henriette, sagte Vetter, verlassen Sie sich darauf, Pauline ist nicht hier.

Aber weshalb nicht? was kann sie bewogen haben zu Hause zu bleiben?

Es geht in Pauline eine Umwandlung vor. Sie bildet sich ein, aus Liebe zum Prinzen, ein neues, idealisches Leben zu beginnen, und Rahel bestärkt sie darin, ohne zu bedenken, daß Idealismus zwischen den Beiden eine Unmöglichkeit geworden ist. Die Hauptsache aber ist, Pauline entzieht sich Wiesels Tyrannei ganz und gar, nimmt nicht einmal mehr ihr Nadelgeld von ihm an, weil der Prinz dies nicht wünscht, und fügt sich in alle Anordnungen desselben, um ihn zu der morganatischen Ehe zu bewegen, an die er denkt.

Wer sagt Ihnen das? fragte Henriette erbleichend.

Wiesel selbst, der es durch den Minister Haugwitz erfahren hat. Der Prinz hat mit seiner Mutter davon gesprochen, ihre Zustimmung und Vermittelung verlangt, und sich erboten, seiner Seits dafür dem Prinzen August einen Theil seiner Erbschaft abzutreten, sobald seine Schulden getilgt, und er Herr seines Vermögens sein würde.

Diese Anfrage wegen der Ehe galt mir und den Kindern! behauptete Henriette.

Täuschen Sie sich nicht, sie galt Paulinen. Er hat diese ausdrücklich genannt.

Aber Wiesel? was sagt Wiesel dazu? fragte Henriette, wird er sich von Pauline trennen?

Nein! und Sie sollen uns beistehen, denn Wiesels Wünsche und die Ihren gehen Hand in Hand.

Und auch Ihr Interesse, Vetter! fiel ihm Henriette in's Wort, denn auch Sie billigen diese Ehe nicht, können Sie nicht billigen, weil Sie immer noch Pauline lieben.

Und wenn es so wäre, wenn ich Pauline nicht dem Schmerze ausgesetzt zu sehen wünschte, den des Prinzen sichere Unbeständigkeit ihr bereiten wird, würden Sie das unnatürlich finden? Würden Sie weniger bereit sein, sich selbst zu schützen, weil das auch meinem Empfinden angemessen wäre?

Nein! gewiß nicht Vetter! Fordern Sie was Sie wollen, Alles, ich bin zu Allem bereit! rief sie, als eine Maske im Dominikanergewande ihr nahte, ihr einen Brief reichend, mit den Worten: Lesen Sie und besorgen Sie die Einlagen. Es kommt von Freundeshand.

Ehe sie eine weitere Frage thun konnte, war der Dominikaner verschwunden. Der Brief trug ihren Namen. Vetter, welcher die Lokalität des Theaters sehr wohl kannte, führte sie in ein entfernteres Gemach, das zu dem Kostümwechsel bei den Festspielen benutzt worden, und nun einsam war. Hier öffnete Henriette den Brief.

Er enthielt nur die Worte: Geben Sie den einen, der hier eingeschlossenen Briefe dem Prinzen, den andern an Madame Wiesel. Es ist der Tod Ihrer Nebenbuhlerin.

Henriette wollte die Briefe erbrechen, Vetter sie daran verhindern. Um dies zu thun, hielt er ihre Hand in der seinen, und setzte der leidenschaftlich Erregten, die sich auf einen Stuhl geworfen hatte, die Nothwendigkeit auseinander, diese Briefe zu vernichten, die ihm für Pauline unheilbringend schienen.

In diesem Augenblicke trat der Prinz ins Zimmer, um Etwas an seiner Rüstung zu ordnen. Henriettens Aufregung entging ihm nicht. So allein? fragte er, und so fern von der Gesellschaft? und in so erregender Unterhaltung?

Die Unterhaltung betraf nur Dich, wie dieser Brief, den man mir für Dich gegeben hat. Sie reichte ihn dem Prinzen, den andern, für Pauline bestimmten, in ihrem Kleide verbergend.

Der Prinz öffnete das Kouvert. Es lagen zwei Karten darin; die eine trug den Namen August von Heldrich. Die andere, schwarz gerändert, enthielt die Worte: Am 5. März verschied zu Sonnenfeld, nach langen schweren Leiden, meine Gattin Mathilde Scheinert, geb. von Wernink, an einer Herzkrankheit. Diese Nachricht meldet unter Verbittung der Kondolenz der tiefbetrübte Gatte.

Eine Todesblässe überzog das Antlitz des Prinzen, seine Kniee wankten, er hatte Mühe sich aufrecht zu erhalten. Er wollte fragen, sprechen, aber er fand keine Worte, die Zunge versagte ihm den Dienst.

Mit Schreck sah Vetter, mit Entsetzen Henriette die gewaltige Erschütterung des Prinzen. Wie muß er Pauline lieben, wenn er so um sie leidet, sagte sie sich, von dem Glauben beherrscht, hier sei von irgend einer Untreue Paulinens die Rede, welche man dem Prinzen verrathen habe. So blieb sie kalt und mitleidslos bei dem Empfinden desselben, und der Prinz haßte sie dafür, denn er wähnte, sie wisse, welche Botschaft sie ihm verkündet habe, sie weide sich an seinem Schmerze.

Diesen Triumph wollte er ihr nicht gönnen. Er raffte sich gewaltsam zusammen. Es ist genug, rief er, daß Du Theil hast an meinem Glück, mein Schmerz soll mein sein, mein allein! Verlaß mich, ich will allein sein!

Henriette that es. Sie nahm Vetters Arm und entfernte sich schweigend.

Alle drei hatten den Tod im Herzen.

Dreizehntes Kapitel.

Am andern Morgen erwartete Pauline vergebens den Besuch des Prinzen, der ihr versprochen hatte, zeitig zu ihr zu kommen, und ihr den Verlauf des Festes zu berichten. Statt dessen sendete ihr Henriette den Brief, mit dem Bemerken, er sei ihr gestern von einem Mönche auf dem Maskenballe für Pauline übergeben worden.

In einem Ueberkouverte mit Paulinens Adresse lag ein zweites, ungesiegeltes Blatt unter der Aufschrift: an den Prinzen Louis Ferdinand. Er war von einer Frauenhand geschrieben und lautete:

Sie haben mich von Dir getrennt, lange, lange schon; es war damals, als die Sonne unterging, und es Nacht ward für immer. Weit, weit sind sie mit mir umhergefahren und haben mich herumgeschleppt in Gegenden, die ich nicht sehen mochte, denn Du lebtest nicht in ihnen, und haben mich in Gesellschaften geführt, in denen Du nicht warst. Ich sollte lächeln und heiter sein, und Dich vergessen. Und man hat mir den Prediger gesendet und mich mahnen lassen an meine Pflicht, und den Arzt, die Schmerzen meiner Seele zu stillen mit dem widrigen Gebräu seiner Medikamente. Ich habe Alles geschehen lassen, Alles gethan, was

man verlangte, bis meine Kraft erlag. Von da ab fand ich Frieden und Ruhe.

Sie ließen mich schwören bei Deinem Leben, daß ich Dir nie schreiben würde. Seit ich krank und einsam auf meinem Bette lag, hatte ich wenigstens den Trost, unabläßig, ungestört Dein zu denken, und der unaussprechlichen Seligkeit, welche Deine Liebe mir gewährte.

Meine Kraft ist zu Ende, selbst die Hand will nicht mehr den Dienst verrichten, mein Bote zu werden an Dich. Das Herz, in dem Nichts lebte als Dein Bild, erstickt mich mit seinen wilden Schlägen, es wird bald gebrochen sein. Dann denke meiner! O wäre ich im Stande, als Dein Schutzgeist über Dir zu schweben, und Dich zu schirmen! Es ist der letzte Gruß von mir, möge er meine ganze Seele zu Dir tragen, und wenigstens dies letzte Liebeszeichen Deiner Mathilde in Deine Hände gelangen. Ich will das Blatt auf meinem Herzen bewahren, bis dies Herz stille steht; vielleicht sichert das dem Blatte den Weg zu Dir. Und so leb wohl und habe Dank für Deine Liebe, die der Lichtpunkt meines Lebens gewesen ist. Mathilde.

Der Brief war vom achtundzwanzigsten Februar unterzeichnet.

Pauline erstarrte. Das also war die unwandelbare Liebe des Prinzen? Das die Treue, welche er ihr gelobt hatte?

So warm, so hingebend sie noch am Abende zuvor den Prinzen geliebt, so tödtlich haßte sie ihn in dieser Stunde. Die Saat des Vertrauens, welche er mit sorglicher Liebe in ihrer Seele gepflegt, war niedergeschmettert, und mächtig schoß das Unkraut des zerstörenden Zweifels empor, den Wiesel in ihr genährt. Sie verlangte nach Wiesel, nach dem einzigen Menschen, der ihr nicht gelogen hatte, der ihr Wahrheit gegeben, wenn auch nur die traurige Wahrheit, daß es keine Liebe gebe, daß der Egoismus die Welt beherrsche, und seine Befriedigung durch Genuß der Zweck des Daseins sei.

Weinend, aufgelöst in Schmerz und Erbitterung, warf sie sich Wiesel an die Brust. Sie erzählte ihm, wie sie in der ersten Aufwallung ihres Zornes, den Brief Mathildens an Henriette zurückgesendet habe, um nicht allein die Qualen dieses Schmerzes zu tragen.

Sie soll leiden wie ich, und der Prinz soll leiden, maaßlos leiden, denn ich leide unendlich, rief sie die Hände ringend, und in wilder Verzweiflung, mit aller Heftigkeit, welche ihr eigen war, ihr schönes Haar zerraufend.

In solchen Augenblicken beherrschte Wiesels kalte Ruhe sie immer vollkommen.

Siehst Du nun wohl, sagte er, sie mit dem scharfen Blick seiner hellblauen Augen anschauend, und sie gleichsam festbannend an die Gedankenreihe, die er in ihr erwecken wollte, siehst Du nun wohl, daß Du in der sogenannten leidenschaftlichen Liebe kein Glück finden kannst? und daß Du nach hundert neuen Enttäuschungen doch in meine Arme zurückkehren mußt und wirst?

Und ich habe ihm geglaubt! schluchzte sie, geglaubt, wie in den Tagen meiner ersten Jugend!

Du hast auch geglaubt, er werde die Energie haben, sich von Henriette frei zu machen, mich zur Scheidung zu bewegen, dem Könige die Erlaubniß zu einer morganatischen Ehe abzuzwingen. Ich weiß das Alles, Pauline! obschon Du es mir nie gestanden hast. Aber kennst Du die Welt so wenig? Glaubst Du ein Mann wie Prinz Louis werde solche Opfer bringen für Dich, deren Liebe schon Andere gewonnen und besessen ohne solche Opfer?

Jedes dieser Worte traf wie ein sicher geführter Dolchstoß Paulinens Herz, jedes tödtete eine Hoffnung auf Glück, ein Saatkorn des Guten in ihr. Sie war wie vernichtet.

Wiesel sah es mit kalter Ruhe. Wie ein Kind hast Du Dich in eine Mährchenwelt geträumt, Du arme Pauline! hast Dich als Fürstin gesehen und gnädig herabgeblickt auf den armen Wiesel,

der einmal gemeint, er verdiene es, Dich zu besitzen, weil er Dich nie mit süßen Worten getäuscht, weil er Dir das Leben nicht so poetisch dargestellt als Andere, sondern es Dir wahr geschildert hat. Aber Du willst nicht klug werden!

Ja! ja! ich will klug werden, schlecht werden wie Alle! ich will nicht mehr an das Gute glauben, ich will nicht glauben, daß ich, daß irgend Jemand sich erheben könne aus der allgemeinen Niedrigkeit. Sage Du mir, rathe Du mir, was soll ich thun? klagte Pauline.

Du sollst dem Prinzen schreiben, daß Du ihn nicht wieder sehen magst.

Willenlos, wie der Schmerz den Menschen macht, gehorchte Pauline, und schrieb was Wiesel ihr diktirte. Er selbst siegelte den Brief und sendete ihn ab.

Während dessen litt der Prinz noch schwerer als Pauline. Tief erschüttert durch das Andenken an Mathilde, welche sein Leichtsinn getödtet hatte, von Henriettens Vorwürfen und Thränen bestürmt, die erst jetzt Kunde erhielt von seinem Verhältniß zu der Gestorbenen, sah er sich in ein Labyrinth der traurigsten Verwirrungen gestürzt.

Was ihn am Schwersten niederwarf, war das Gefühl, wie er sein Leben aufreibe in diesen elenden Zerwürfnissen, statt es einem bedeutenden Zwecke zu weihen. Sein Thun und Treiben, alle seine Verhältnisse widerten ihn an. War es sein Beruf, der Beruf eines Mannes, eines Fürsten, in dieser kampfdurchwühlten Zeit sein Dasein in Liebeshändeln zu zersplittern? Ueberall rüstete man sich zum Kriege, in Rußland, Oesterreich, England war Gelegenheit zur That, Gelegenheit zu einem frischen, muthigen Tode in offener Kampfeslust. Er hätte hinziehen mögen, seine Dienste einer der kriegführenden Mächte anzubieten, denn Dienstbarkeit schien ihm leichter zu tragen, als die Ruhe, zu der er sich verdammt sah; aber die Prinzen des preußischen Hauses dürfen keinem fremden Herren dienen.

Der Gedanke, ein Dasein freiwillig zu enden, das in so enge Ketten geschlagen war, tauchte in diesen Stunden in ihm auf; indeß er warf ihn von sich, denn erst gestern hatte er mit heiligem Schwure dies Leben seiner Königin gelobt. Sein Leben war nicht mehr sein Eigenthum.

Müde dieses Kampfes brach er zusammen in der dumpfen Resignation des Bewußtseins, ein verfehltes Dasein tragen zu müssen, dessen letztes Glück der Besitz Paulinens war.

Da brachte François ihm ihren Brief. Er lautete: Ich habe Sie heute vergebens erwartet, und weiß jetzt, daß wahrscheinlich die Trauer um Mathildens Tod Sie abgehalten hat, mich zu besuchen. Diese Erinnerung wünsche ich in Ihrem Herzen nicht zu beeinträchtigen. Ich werde Sie nicht wiedersehen, denn ich weiß jetzt, daß alle jene Schwüre erheuchelt waren, mit denen Sie mein Vertrauen, meine Liebe gewannen. Mein Mann hat Recht, es giebt keine Liebe. Ich habe ihm Alles gestanden, und seinen Trost, seinen Beistand erbeten, um die neue Täuschung zu ertragen, welche Sie mir bereitet haben.

Dieser letzte Schlag lähmte die Widerstandskraft des Prinzen.

Fort! nur fort von dieser Stelle! rief er. Hier zu weilen, hier in Henriettens Nähe, in Berlin und von Pauline verlassen, das ist Unmöglichkeit!

Der Hof ging nach Charlottenburg, der Prinz war eingeladen, dorthin zu folgen. Allein, ohne Vorkehrungen irgend einer Art getroffen zu haben, warf er sich auf ein Pferd, und stürmte hinaus.

Es war ihm, als müsse er sein Leben unter die Augen der Königin stellen, um nicht zu vergessen, daß er es ihr gelobt habe für die Zukunft des Vaterlandes.

Erst von Charlottenburg aus ward ein Bote gesendet, François mit den Effekten des Prinzen nach Charlottenburg zu beordern, weil er nicht nach Berlin zurückzukommen gedächte.

Ende des zweiten Bandes.

Druck von Eduard Krause in Berlin.

Prinz Louis Ferdinand.

Ein Zeitbild

von

Fanny Lewald.

Dritter Band.

(Die Verfasserin behält sich das Recht der Uebersetzung in das Englische vor.)

Berlin, 1859.

Verlag von A. Hofmann & Comp.

B 1330

Erstes Kapitel.

Wenige Tage, nachdem der Prinz Berlin verlassen, hatte man im Wegmann'schen Hause die Taufe des ersten Enkels feierlich begangen.

Die Gäste hatten sich entfernt, die letzten Spuren des Festmales waren fortgeräumt, und eine sanfte Stille herrschte in dem Putzzimmer, an dessen Fenster die beiden alten Leute saßen. Tannengewinde schmückten die Thüren, durch welche man den Täufling getragen; weißer, feiner Sand und Tannenknospen waren auf Fluren und Treppen gestreut, und bewegten sich knisternd und duftend unter den Fußtritten der Dienstboten, welche noch geschäftig umhergingen, während die Hausfrau sich nach der freudigen Mühe des Tages auszuruhen vergönnte.

Der Mond schien durch leichtes Gewölk freundlich vom Frühlingshimmel in das Gemach, er berührte die Primeln und Schneeglöckchen mit hellem Streiflicht, welche in alterthümlichen Blumenvasen auf den Damast überdeckten Tischen standen. Im grünen Schlafrock, die Füße mit den warmen Morgenschuhen bekleidet, saß der Alte in seinem Lehnstuhl, und wirbelte blaue Wolken aus der Meerschaumpfeife in die Luft, ein Bild behaglichster Ruhe, zu der eben so friedlichen Hausfrau hinüberblickend.

Die junge Mutter hatte sich zu ihrem Kinde begeben, und liebevoll gedachten die Alten der schönen Schwiegertochter und des blühenden Enkels, als ihr Sohn zu ihnen in das Zimmer trat.

Nun mein Junge! rief der Vater dem Eintretenden entgegen, schläft Wegmann junior schon nach seinen ersten Heldenthaten? Ich wäre auch mit einem Mädchen zufrieden gewesen, aber der Knabe ist mir doch lieber. Das ist ein Nachfolger im Geschäft, und den hab' ich mir und Dir gewünscht. Jetzt fehlt uns Nichts mehr zum Glück, als —

Mein Bruder! fiel ihm der Sohn in's Wort, welcher neben den Eltern Platz genommen hatte. Ich kam herunter lieber Vater, um für Fritz bei Ihnen zu bitten. Ich, Sie, wir Alle sind so glücklich gewesen; Fritz allein hat uns gefehlt!

Der Alte nahm die Pfeife aus dem Munde. Wer trägt die Schuld? fragte er trocken. Du hast jetzt selbst ein Kind; glaubst Du, daß ein Vaterherz, daß eine Mutter sich leicht von ihrem Kinde trennen? Meinst Du, daß er mir heute nicht gefehlt hat, im Kreise der Unsern? daß ich die Thränen der armen Mutter nicht verstanden habe?

Er erhob sich und ging im Zimmer umher, der Sohn stand gleichfalls auf, nur die Mutter blieb am Fenster sitzen, still die überfließenden Augen trocknend.

So rufen Sie ihn zurück! er ist in unserer Nähe, lieber Vater!

In Berlin? hier in Berlin? und was treibt er in Berlin?

Er ist Soldat!

Auch das noch! auch diese letzte Schmach! rief der Alte in heftigem Zorn. Nicht genug, daß er sich in Leipzig mit dem Frauenzimmer eingelassen hat, daß Leipziger Kaufleute mich davor warnen mußten, daß ich auf der Messe nicht rechts noch links zu sehen wagte, aus Furcht, wegen der schändlichen Geschichte einmal zur Rede gestellt zu werden — nun noch Soldat! Mitten

unter alle dem Gesindel! Der Sohn von Wegmann und Compagnie Soldat! Es wird mir Ehre machen, wenn ich mit meinen Geschäftsfreunden von der Börse komme, und man mir sagen wird: da, dort in Reihe und Glied, Herr Wegmann, da steht Ihr Sohn!

Des Königs Rock —

Den soll mein Sohn nicht tragen! rief der Alte, so heftig mit der Hand auf den Tisch schlagend, daß die Blumenvasen erzitterten und das Wasser zur Erde floß.

Und doch Vater, trug ihn der Prinz, als er uns hier besuchte! —

Der Prinz ist nicht des alten Wegmann Sohn! Der Prinz mag Soldat sein, Frauenzimmern nachlaufen, so viel er will, mein Sohn soll's nicht! Er soll es nicht.

Es entstand eine Pause. Endlich sagte Karl: So kaufen Sie ihn los. Ich hätte es gethan, aber es bedarf Ihres Zeugnisses, weil Fritz noch minderjährig ist.

Der Alte antwortete nicht. Er soll mir schwören, dem Mädchen zu entsagen! rief er nach langem Schweigen plötzlich, und ich will Alles vergeben und vergessen.

Sie wissen, bester Vater! daß er grade dies Eine verweigert; sagte Karl mit dem begütigenden Tone kindlicher Unterordnung. Sein Sie gerecht, Vater! lassen Sie uns eingestehen, daß Ihre Strenge ihn zu dem verzweifelten Schritte bewog, der ihn in's Militair getrieben hat. Sträubt sich Ihr Gefühl dagegen, ihn hier mit seiner Frau leben zu lassen, so machen Sie ihn frei. Machen Sie, daß er fortgehen, und sich in Frankreich oder Amerika eine Heimath suchen kann.

Weder in Frankreich, noch in Amerika soll mein Sohn eine Dirne heirathen, und auf keinem Punkt der Erde soll ein Judenmädchen meinen ehrlichen Namen tragen. Ich habe den Namen Wegmann unbescholten ererbt von meinen Eltern, unbescholten will ich ihn Dir und Deinen Kindern hinterlassen. Entweder er

schwört das Mädchen aufzugeben, oder, so wahr Gott lebt! ich will nie mehr seinen Namen vor mir nennen hören!

Ohne eine Antwort abzuwarten, ging der Alte hastig aus dem Zimmer.

Lautschluchzend fiel die Mutter dem Sohne um den Hals. Habe ich ihn dazu mit so unsäglichen Schmerzen geboren, daß er Schimpf und Schande, Gram und Streit bringe über mein Alter? weinte sie.

Der Sohn streichelte freundlich ihr greises Haar, küßte ihre Hände, und bot Alles auf, sie zu besänftigen, sie zur nochmaligen Fürbitte bei dem Vater zu überreden. Er schilderte ihr sein Empfinden, wie er neulich, als sie im bequemen Wagen vorübergefahren, den Bruder plötzlich Holz spaltend vor der Kaserne erblickt habe. Er malte ihr das Wiedersehen am darauf folgenden Tage. Er schwor ihr, daß jenes Mädchen nur unglücklich und nicht unwürdig sei; daß sie Friedrich eine treue Gattin sein würde. Er bat sie, den Sohn kommen, ihn selbst zum Mutterherzen sprechen zu lassen — es blieb umsonst.

Und wenn mein Herz bricht, ich kann's nicht zugeben; ich darf ihn nicht sehen, ich kann nicht für ihn bitten. Wie soll ich vor Gottes Tisch, wie soll ich vor den Pastor treten, wenn mein eigen Fleisch und Blut sich mit Juden verheirathet? Ich könnt's nicht vor Gott verantworten auf dem Todtenbett!

Wie an dem harten bürgerlichen Vorurtheil des Vaters, scheiterten an der Mutter religiöser Starrheit alle Versöhnungsversuche Karls; und selbst sein junges Weib, auf deren Vermittlung er gerechnet, hatte ihm diese verweigert, weil sie vom Standpunkte der Sittlichkeit aus, sich nicht überwinden konnte, ihren Schwager und seine unglückliche Geliebte zu entschuldigen.

In traurigen Gedanken ruhte Karl, das Haupt in die Hand gestützt, an derselben Stelle, an der sein Vater gesessen hatte, überlegend, wie er dem Bruder helfen möge, sich ein glücklicheres

Loos zu bereiten, ohne den Konsens des Vaters zur Loskaufung und zur Ehe, für ihn erhalten zu haben. Nur Seitenwege, nur Bestechung, welche damals in Preußen fast Alles möglich machte, konnten zum Ziele führen; widerwillig entschloß er sich dazu.

Aber während er aufstand, um in seine Wohnung zurückzukehren, sagte er zu sich selbst: Und er sollte sein Leben opfern für ein Land, in dem jedes blinde Vorurtheil durch Gesetze, durch Institutionen geheiligt und unvergänglich gemacht wird? Wäre er in Frankreich, so wäre der Kriegsrock, der ihn hier in den Augen des eigenen Vaters entehrt, sein stolzester Schmuck, und kein Vorurtheil trennte ihn von dem Weibe, das er liebt. Er soll fort von hier und bald!

Zweites Kapitel.

Es giebt Stunden, in denen die Nothwendigkeit einer Aenderung unseres Schicksals so dringend vor unsere Seele tritt, daß wir glauben, die Möglichkeit dieser Aenderung müsse nahe liegen, müsse uns leicht werden, sobald wir nur wollen. Aber die Fesseln unserer Vergangenheit halten uns niederziehend an das Bestehende gebannt, und nur selten wird es einem Glücklichen zu Theil, eine unheilvolle Vergangenheit von sich schleudern, und ein neues Leben beginnen zu können.

Ich habe mich betrogen, sagte der Prinz zu sich selbst, als er, vom Pferde gestiegen, in Charlottenburg die Gemächer betrat, welche er dort zu bewohnen pflegte. Ich weiß jetzt, daß ein Weib immer nur ein Weib ist. Dies war meine letzte schmerzliche Enttäuschung. Wahres Glück zu suchen in der Liebe, war ein kindischer Traum. Mein Liebesleben ist zu Ende. Jetzt, heute, in diesem Augenblicke, beginne ich ein neues Dasein.

Anknüpfend an jene Unterredung auf dem Maskenballe, wollte er der Königin sich und sein Leben darbringen, jeder Selbstbestimmung entsagend. Sie sollte entscheiden, was er beginnen, was er thun solle. Er zweifelte nicht, daß sie ihn verstehen, daß sie Theil an ihm nehmen müsse, und bei der Lebhaftigkeit seiner

Einbildungskraft hatte er sich auf dem einsamen Ritte die ganze Audienz, die ganze Begegnung mit der Königin bis in die kleinsten Züge deutlich ausgemalt.

Er ließ sich melden, ward angenommen, aber die Königin war nicht allein. Ihre Oberhofmeisterin und noch eine Dame befanden sich in dem Gemache. Der Prinz kannte sie, es war Frau von Stael, die Tochter des französischen Minister Necker, eine der ausgezeichnetsten Frauen ihrer Zeit.

Noch nicht vierzig Jahre alt, groß und stark gebaut, konnte sie, trotz der Unregelmäßigkeit ihrer Züge, welche besonders in den zu vollen Lippen hervortrat, auch äußerlich für eine anziehende Erscheinung gelten. Prächtiges schwarzes Haar, in griechischen Flechten lose um das Haupt gewunden, große, flammende Augen, schöne Schultern und Arme gaben ihr einen Reiz, der durch ihre seltene Beredsamkeit noch erhöht ward.

Mehr eine Feindin Bonapartes und seiner Alleinherrschaft, als eine Anhängerin der vertriebenen Königsfamilie, war sie aus Frankreich verbannt, und schon darum am Hofe zu Berlin von allen denen mit Wohlwollen empfangen worden, welche gleiche Abneigung gegen Bonaparte hegten als sie. Auch der Prinz nahm Theil an ihrem Schicksal, liebte ihre Gesellschaft, sah sie fast täglich, und würde in jeder andern Stunde eben so erfreut von dieser Begegnung gewesen sein, als sie ihm jetzt unwillkommen erschien. Eine gleichgültige Unterhaltung mit Fremden führen zu müssen, in einem Augenblicke, in dem man an einem Wendepunkte seines Lebens zu stehen glaubt, ist schwer. Es schien ihm eine üble Vorbedeutung darin zu liegen, daß schon bei dem ersten Schritte auf dem neuen Wege ihm ein Hinderniß entgegentrat. Mißtrauisch geworden gegen sich selbst, gegen seine Willenskraft, wollte er das entscheidende Wort gesprochen haben, durch Fesseln gebunden sein, um einen Beistand gegen die eigene Schwäche zu finden, die er selbst in diesem Augenblicke eine unmännliche nannte.

Jeden Augenblick hoffend, daß die Königin Frau von Stael entlassen, daß er eine Privat-Audienz erhalten werde, konnte er sich nicht zum Fortgehen entschließen, obschon die Unterhaltung ihm eben so sehr zur Qual gereichte, als die Königin sie mit Theilnahme verfolgte.

Man sprach von den Zuständen Frankreichs, von den französischen Prinzen, von den Aussichten, welche sich für den Sturz Bonapartes, für die einstige Rückkehr der Bourbons auf den Thron von Frankreich bieten konnten.

Es scheint mir unmöglich, es ist fast gegen die menschliche Natur, daß ein Zustand, wie der in Frankreich, lange dauern könne, sagte die Königin. Die Stürme der Revolution grollen fort und fort in dem unglücklichen Lande, alle Leidenschaften sind aufgeregt, Jeder glaubt sich zum Herrschen berechtigt, da die rechtmäßigen Herrscher fehlen. Wie ist es anzunehmen, daß man Bonaparte lange eine Macht in Händen lassen werde, auf die Tausende gleiche Ansprüche geltend machen. Wie sie unter einander auch verfeindet sind, wird der Neid die verschiedenen Parteien verbinden, den Einen zu stürzen, der sie jetzt Alle noch in Fesseln schlägt.

Er wird mit seiner Tyrannei alle Parteien besiegen Majestät! Er wird unantastbar bleiben, so lange er sich selbst besiegt, und nicht Hand anlegt an die Republik, welche seine Mutter, das feste Fundament seiner Größe ist, behauptete Frau von Stael.

Und Das sagen Sie, die ihn einen Robespierre zu Pferde nannten? fragte der Prinz, Sie, seine entschiedene Gegnerin, die er aus Frankreich verwies?

Ich habe das Recht gewonnen, ihn zu hassen und gering zu schätzen, weil ich ihn einst so warm und wahr bewunderte. Was man einst geliebt, haßt man am stärksten, wenn es uns betrog.

Ein Stich zuckte durch das Herz des Prinzen, das Paulinens Namen nannte. Im Tone der Selbstanklage sagte er leise: auf

tausend Wegen immer zu dem einen Ziel! Dann athmete er tief auf, fuhr mit der Hand über die Stirne, als wolle er einen bösen Gedanken verscheuchen, und wendete sich gegen die Königin, welche nähere Erklärung über die erste Behauptung der Frau von Stael gefordert hatte.

Es gab eine Zeit, Majestät! antwortete diese, in der ich noch an Wunder glaubte, welche die Willenskraft des Einzelnen vollbringt. Solch ein Wunder erwartete ich von Bonaparte, als ich ihn den Drachen der Anarchie unter seine Ferse treten sah, stolz und sicher über ihn fortschreitend, allmächtig durch das Vertrauen in sich, in die Götterkraft seines Willens. Weil er so fest an sich selbst glaubte, habe ich ihm geglaubt. Sein fanatisches Selbstgefühl schien mir eine göttliche Mission zu künden, und wenn der Tod ihn verschonte, während er rings um ihn her Alles darniederwarf, traute ich mit Bonaparte auf seinen Stern. Es ist so erhebend, Großes zu erleben, an Großes zu glauben! Jetzt aber, seit ich auch ihn nur als einen der Tausende erfunden habe, die selbstsüchtige Zwecke mit heuchlerischer List verfolgen, seitdem hasse ich ihn und werde ihn verachten, wenn er es wagt, die Krone eines gemordeten Königs auf sein Haupt zu setzen, der seines Volkes Wohl treuer und wärmer im Herzen trug als Bonaparte, und es glücklich gemacht hätte, würde er die Einsicht dieses Usurpators besessen haben.

Frau von Staels Augen sprühten Flammen eines heiligen Zornes; die Königin, der Prinz sahen sie staunend an. Sie schien ihre Umgebung vergessen zu haben, ihr Blick haftete an keiner der anwesenden Personen. Wie eine Sibylle hatte sie, gezwungen durch ihr Gefühl, ihr ganzes Denken enthüllt, nun schien sie Vergangenheit und Gegenwart im Geiste zu durchforschen, um die ferne Zukunft danach zu ergründen.

Ich habe nie gewußt, daß die Republik eine so leidenschaftliche Bekennerin an Ihnen hat, meine gnädige Frau! sagte endlich der Prinz.

Frau von Stael blickte ihn einen Augenblick in halber Zerstreuung an. Die Republik? wiederholte sie, wer kann an die Möglichkeit einer Republik glauben, wenn selbst ein Bonaparte nicht die Kraft hat, ein wahrer Republikaner zu sein. Ich habe die Republik geliebt, weil ich den Menschen achtete, die Tugend liebte, an Selbstverläugnung glaubte. Das Leben hat mich eines Anderen belehrt. Ich bin klüger geworden, doch nicht besser.

Sie schmeicheln uns nicht, bemerkte die Königin, wenn Sie die Herrscher auf diese Weise als nothwendige Uebel betrachten!

Ich erachte die Macht der Krone und ihre Träger, nach den Erfahrungen, welche ich gewonnen, für die segensvolle Schranke, für die nothwendigen Wächter, welche die Leidenschaft des Einzelnen von dem Streben nach der höchsten Macht zurückhalten, die, so lange die Selbstsucht noch die Besten verblendet, unerreichbar sein muß, um nicht von Jedem begehrt, um nicht Veranlassung zu unausgesetztem Kampfe zu werden. Aber Das hindert nicht, daß Alles, außer der höchsten Macht, theilbar und gleich getheilt sei unter denen, die dazu auf irgend eine Weise berechtigt sind. Ich denke an England und seine Verfassung, indem ich dieses sage, Majestät!

Stets bereit die Wahrheit zu hören und sich zu unterrichten, hatte die Königin die vollste Duldung für jede Meinung, und eine hohe Achtung vor selbstständiger Gesinnung, auch wo diese von ihren Ansichten verschieden war. So konnte Frau von Stael es wagen, sich offen gegen sie auszusprechen, gewiß, Verständniß und Würdigung ihrer Freimüthigkeit zu finden, wie sie sie auch von dem Prinzen gewöhnt war.

Der Eintritt des Königs beendete diese Unterhaltung. Frau von Stael wurde entlassen, die Kammerherren und Hofdamen erschienen, und man begab sich zur Tafel.

Als darauf am Nachmittage der Prinz in seine Gemächer trat, schien es ihm, als habe er seit diesem Morgen viele Monate

verlebt. Die Entschlüsse, mit denen er nach Charlottenburg gekommen war, lagen ihm traumartig fern; nur ein Gedanke stand lebhaft vor seiner Seele, die Sehnsucht nach Pauline, der Schmerz um sie. Nicht daß er litt, beklagte er, sondern daß sie ihm ein Leid gethan.

So lange schien ihm die Zeit, seit er sie nicht gesehen, daß er noch in dieser Stunde zu ihr eilen wollte. Aber was sollte, was konnte er Paulinen sagen, die sich glaubenslos gegen ihn, vertrauend an Wiesel angeschlossen hatte.

Sie fürchtete ihr Weiberherz werde zittern bei dem Dolchstoß, und sie bat Wiesel, ihre Hand zu führen, um sicher und tödtlich zu treffen! rief er aus, während Thränen ihm in die Augen traten, als er sich den Entschluß abgetrotzt hatte, sie nicht wieder zu sehen.

Tage voll tiefer Schwermuth waren diesem ersten gefolgt. Endlich ertrug es der Prinz nicht länger.

Sage mir, daß Dein Herz nach mir verlangt, und ich liege anbetend, liebend und vertrauend zu Deinen Füßen, schrieb er ihr.

Aber von Wiesel bestimmt, hatte Pauline sich taub gemacht gegen ihr eigenes Gefühl, und sich in der ersten Heftigkeit ihres Zornes so fest gebannt in die Betheuerungen, den Prinzen nie wieder sehen zu wollen, daß sie sich vor Wiesel ihrer Liebe und ihrer Sehnsucht wie einer Schwäche schämte.

Wirklich starke Charaktere haben den Muth und die Freimüthigkeit, ein Unrecht als Unrecht zu bekennen, weil sie immer den Willen und fast immer die Macht haben, es zu sühnen. Schwache Naturen gestehen das Unrecht ein, um hinter diesem Eingeständnisse Schutz vor sich selbst und vor dem Tadel Anderer zu suchen. Sie verlangen von fremder Kraft gestützt und auf den rechten Weg geführt zu werden, um nicht durch freiwilliges Aufgeben des bisher verfolgten Pfades einzuräumen, daß sie selbst ihn als einen falschen anerkennen mußten.

So war es mit Paulinen. Täglich ging sie zu Rahel, machte Bekenntnisse, verlangte Aufschlüsse, Trost und Rath; sie beschwor heut ihre Liebe und ihr Vertrauen, morgen ihre Zweifel und ihren Haß, ohne ein Ende zu finden, einen Entschluß fassen zu können, weil sie sich den Anschein zu geben wünschte, als habe nicht die eigene Sehnsucht, sondern die dringende Ueberredung Anderer sie zur Versöhnung bestimmt.

Unablässig bemüht, Pauline von ihrem Unrechte zu überzeugen, litt Rahel fortwährend durch sie. Einer Frau die Leidenschaft des Mannes zu schildern, den man selbst ohne Hoffnung liebt, dazu gehört die ganze Kraft einer starken, weiblichen Seele.

Wir leben in Zuständen, schrieb Rahel einmal an Gentz, die ganz dazu gemacht sind, uns den Rest des Verstandes zu nehmen, den die Zeitverhältnisse und ihre Trostlosigkeit uns übrig gelassen haben. Pauline martert mich bis zur Nervenabspannung mit Fragen, welche sie sich alle selbst beantworten könnte. Ich aber verabscheue solche Fragen, die mir auch der Prinz und Henriette vorlegen. Einer ist unglücklicher als der Andere, und ich habe das Ehrendiplom, es am meisten zu sein.

Henriette macht sich verdiente Vorwürfe über ihr Verhältniß zu Dussek, und macht sie deshalb dem Prinzen und Dussek doppelt und dreifach. Der Prinz möchte Dussek fortschicken, behält ihn aber, um in seiner Abneigung gegen ihn, den Vorwand zum Vermeiden Henriettens zu haben, und tadelt sich doch, weil er diesen Nebenbuhler duldet.

Pauline läßt sich von Wiesel einbilden, eine erhabene Stärke zu beweisen, indem sie ein liebendes, vertrauendes Herz durch Eigensinn quält, und ich muß es sehen, mit weinender, knirschender, ohnmächtiger Wuth, daß der Prinz mitten in dieser Schlechtheit, Halbheit, Kleinheit, die uns Alle schon elend gemacht hat, sie noch immer liebt, und glaubt, und hofft.

Wiesel allein ist glücklich und froh. Er lacht über Henriette

und Dussek, über den Prinzen und Pauline, aber am meisten über mich; und wie ich das Diplom habe, die Unglücklichste zu sein, habe ich auch das Privilegium, ihm am lächerlichsten zu erscheinen.

Nicht wahr, Gentz! nicht wahr? auch Sie lachen, daß ich, die kluge Rahel Levin, so dumm und blind sein konnte, von Pauline, von Wiesel's Schülerin, Wunder idealischer Liebe zu erwarten, Liebeswunder von einer Berlinerin im neunzehnten Jahrhundert! Aber Gentz! nicht dumm war ich, sondern schwach! Schwach wie ein Mutterherz, das dem kranken Kinde, wenn es phantasirend Engel zu Spielgefährten verlangt, ein Engelsbild in's Krankenzimmer bringt, und, mit der Inbrunst der Mutterliebe, auf den Knieen zu Gott schreit: Gott im Himmel, thue ein Wunder! belebe das Bild, denn der Abgott meines Herzens kann nur genesen, wenn Du ihm einen Engel sendest. — Und er soll, er muß genesen, meine Liebe will es!

Lachen Sie jetzt auch noch, Gentz? Ich weiß, Sie werden schaudern und sich wundern, daß nicht die Nacht des Wahnsinns sich um die Sinne der unglückseligen Mutter legt, wenn sie inne wird, daß Gott keine Wunder mehr thut in unserer Zeit, und sie dem hinsterbenden, engelverlangenden Lieblinge nichts zu bieten hat — als ein todtes, kaltes Bild, welches die Wüstheit seiner kranken Phantasieen steigert.

Sie sagen, Deutschland wird untergehen, — was kümmert mich Das, in diesem Augenblicke! In mir ist auch eine Welt untergegangen, und es wird eine untergehen in dem Prinzen, die mehr werth war, als alle Königreiche der Erde.

Drittes Kapitel.

Von seiner Unruhe fast alltäglich nach Berlin getrieben, befand der Prinz sich eines Mittags in Rahels Wohnung, als plötzlich Graf Tilly in das Zimmer trat. Rahel und der Prinz erschraken bei seinem Anblicke. Sein Haar war vom eiligen Gehen in Unordnung gerathen, des Puders zum Theil entblößt, seine Kleidung weniger sorgfältig als sonst, seine Züge drückten Schmerz und tiefes Entsetzen aus.

Was bringen Sie, Tilly? Was ist geschehen? fragten Rahel und der Prinz zugleich.

Ein Treubruch, ein Verbrechen ohne Beispiel, der furchtbarste Verrath an Völkerrecht und Menschenrecht. Bonaparte hat den Herzog von Enghien, den Sohn Bourbon Condé's, erschießen lassen.

Das ist nicht möglich! rief der Prinz, das hat er nicht gewagt!

Was wäre in dem unglückseligen Lande, was wäre dem frechen Korsen unmöglich, seit das heilige Haupt des Königs unter dem Beile der Guillotine gefallen ist?

Aber wie, unter welchem Vorwande ist Das geschehen? Der Prinz befand sich ja außer den Grenzen Frankreichs, auf deutschem Boden, unter dem Schutze eines deutschen Fürsten, wendete der Prinz ein.

Kümmert das Bonaparte? fragte Tilly. Der Herzog, bei dem Ausbruche der Revolution entflohen, befand sich in Ettlingen, wo er ruhig lebte. Plötzlich wird er von einem Detachement französischer Truppen überfallen. Man sagt ihm, daß er ein Gefangener sei. Unter dem Vorgeben, er habe Theil gehabt an Georg Cadoudal's Verschwörung gegen Bonaparte, führt man den Prinzen nach Frankreich in die Gefängnisse von Vincennes. Ein Kriegsgericht erklärt ihn des Verrathes am Vaterlande schuldig, und noch in derselben Nacht vollstreckt man das fluchwürdige Todesurtheil, indem man dem Prinzen eine Laterne vor die Brust bindet, um den republikanischen Schützen ihr Ziel zu zeigen.

Das Gesicht mit den Händen verhüllend, überließ Graf Tilly sich seinem tiefen Schmerze, während der Prinz bitter hohnlachend ausrief: Wie werden sie jammern und klagen, daß die Schlange sticht, die sie zu zertreten nicht Muth besaßen, als sie die Kraft dazu noch hatten!

Nach kurzer Unterredung verließen der Prinz und Tilly Rahel, um nach Charlottenburg zu eilen, mit dem Versprechen, ihr so bald als möglich Nachricht zu senden, wie man die Unthat dort aufgenommen habe.

In Charlottenburg angelangt, fanden sie Alles in der größten Bestürzung. Die Minister, die auswärtigen Gesandten waren versammelt. Botschaften gingen zwischen Charlottenburg und Berlin hin und her, Couriere mit Depeschen und Noten wurden nach allen Weltgegenden abgefertigt. Fast alle Mitglieder des königlichen Hauses fanden sich im Laufe des Tages ein, man kam und ging in den Zimmern der Königin, während Graf Haugwitz und die Minister den ganzen Morgen im Kabinet des Königs arbeiteten.

Das königliche Paar bewohnte in Charlottenburg die Gemächer, welche, zu ebener Erde gelegen, sich mit Flügelthüren auf die Orangerie-Terrasse öffnen. Möbel von schlichtem Holz, mit Ueberzügen von Kattunen, die man aus der Wegmann'schen Fabrik

neuerdings angekauft hatte, um den Gebrauch inländischer Erzeugnisse einzuführen, englische Kupferstiche und Bilder in schwarzer Kunst, größtentheils Scenen des Familienlebens darstellend, bildeten den ganzen Schmuck derselben. Nirgend sah man Pracht, nirgend Ueberfluß, aber auch nirgend eine Spur jener künstlerischen Bildung, welche den Genuß edler Kunstwerke als eine Grundbedingung des Daseins empfindet.

In dem kleinen, von dunkeln Kastanienbäumen beschatteten Theile des Gartens, zunächst dem Schlosse, den der Hof sich zu seinem ausschließlichen Gebrauche vorbehalten hatte, gingen die Prinzessin Marianne, die Gemahlin des Prinzen Wilhelm, und die Prinzessin Radziwil Arm in Arm umher, die Zeit zu verkürzen, bis sie die Königin sehen konnten. Prinz Louis, der sich zu ihnen gesellte, hatte dieselbe eben verlassen.

Wie haben Sie die Königin gefunden? rief ihm die Prinzessin Marianne entgegen.

Aeußerlich gefaßt, aber bleich und still. Ihre Augen füllten sich mit Thränen, als sie, jenes Mordes gedenkend, die Kinder ansah, die man auf ihren Befehl zu ihr gebracht hatte.

Und der König? was sagte er zu dem Ereignisse?

Er schweigt aus Resignation, und resignirt sich aus Pflichtgefühl, antwortete der Prinz in einem Tone, welcher seine Unzufriedenheit mit dieser Handlungsweise durchblicken ließ.

Ja! die Last ist groß, welche der Zorn des Herrn in dieser Zeit auf die Schultern der Könige wälzt, seufzte die fromme, junge Fürstin.

Um so schneller müßte der Entschluß der Könige sein, diese Last abzuschütteln, und sich und ihre Völker von der Tyrannei Bonapartes zu befreien, entgegnete der Prinz.

Die Prinzessin blickte ihn mit ihren großen Augen wehmüthig an. Spotten Sie meiner Verzagtheit, Vetter, sagte sie, aber spotten Sie nicht über die Wege und Mittel, welche Gott wählt,

unsere Herzen zu lenken. Wir büßen vielleicht Alle die Schuld unserer Voreltern, ihre Verschwendung, ihre Zügellosigkeit. Wer weiß es, ob wir besser wären als sie, hätte nicht die Revolution an unser Gewissen geklopft, und stände nicht der Entsetzliche ewig mit dem gezogenen Flammenschwerte vor unsern Augen. Der König handelt und duldet, wie ein christlicher Fürst es soll, er wird auch siegen und nicht untergehen, das hoffe ich zur Gerechtigkeit Gottes, der ihn erleuchten wird.

Ich hoffe und glaube Alles, was Sie wollen, so lange Ihre Augen überzeugend auf mich wirken, antwortete der Prinz. Fern von Ihren Augen baue ich jedoch weit weniger auf die Erleuchtung des Herrn, als ich die Verblendung fürchte, deren Schöpfer Haugwitz ist.

Aber was wird man thun, Louis? fragte die lebhaftere Fürstin Radziwil ihren Bruder; was denkt, was meint Haugwitz?

Haugwitz denkt, da die Reben nicht erfroren sind, und wir um jeden Preis, selbst um den unserer Ehre, Frieden behalten müssen, werde er im Oktober wieder ein Winzerfest in seinem Garten feiern, und bei dem Weinkeltern das Blut des französischen Prinzen vergessen können.

Scherze nicht! ich beschwöre Dich, Bruder, sage, was wird man thun? wiederholte sie dringender.

Thun? hier in Preußen? — Nichts Louise! Bonaparte allein thut Etwas, und zwar Alles, was er will, wir Anderen sehen zu und staunen, antwortete der Prinz, als ein Kammerherr die Prinzessin Marianne auffordern kam, sich zur Königin zu begeben. Die beiden Geschwister blieben zurück. Die Prinzessin nahm den Arm ihres Bruders, und ging mit schnelleren Schritten den entlegeneren Theilen des Parkes zu.

Eine Strecke vom Schlosse blieb sie stehen, sah sich um, als fürchte sie das Ohr eines Lauschers. Endlich, als sie sich überzeugt hatte, daß sie allein seien, sagte sie: Ich habe Dich gefragt,

was wird man thun, und Du hast mir mit gerechtem Spotte die Thatenlosigkeit unseres Hauses vor die Seele gerufen. Jetzt frage ich Dich, Louis, Prinz von Preußen, Enkel der Hohenzollern, was wirst Du thun?

Louise!

Nein! rief sie, unterbrich mich nicht. Ich weiß, was Du sagen kannst, weiß Alles, was mir die Mutter von Jugend auf gepredigt hat von der schweigenden Unterwerfung unter den Willen unseres Oberhauptes, des Königs, der uns ein Gesetz ist. Ich weiß das Alles — aber ich glaube es nicht mehr, denn Bonaparte und Wir kämpfen mit ungleichen Waffen. Er hatte Nichts zu verlieren, als er seinen Weg begann, das war sein Glück, denn dadurch war er frei, und konnte die Höhe erreichen, von der herunter er uns bedroht.

Mußt du meine tiefen Wunden aufreißen, Schwester? fragte der Prinz, krampfhaft ihre Hand in der seinen pressend.

Und blutet mein Herz denn nicht? rief sie. Glaubst Du, daß ich vor meinem Manne nicht erröthe, vor dem Polenfürsten, der knirschend das Joch der Knechtschaft auf dem Nacken seines Volkes sieht, unabläßig auf Rettung, auf Erlösung seines Vaterlandes denkend? Glaubst Du, ich bebe nicht, wenn das mächtige Königshaus, dem ich, sein Weib entsprossen bin, die Hände dem Usurpator, kriechend vor ihm, entgegenstreckt, damit er, der Niedriggeborne, die Königskinder in Ketten schlage?

Thränen des Zornes glänzten in ihren Augen, der Prinz war bleich geworden vor innerer Bewegung.

Wecke die Dämonen nicht, sagte er mit gepreßter Stimme, die mich seit Jahren verfolgen, die ich niederhalten muß mit aller Kraft meiner Seele, mich festklammernd an Satzung und Ehre, welche mich, den Unterthan, den Soldaten, den Prinzen, mit dreifachen Ketten an den König binden.

Vor der Nothwehr endet die Pflicht! Nothwehr zerbricht die

Ketten! entgegnete die Prinzessin. Thoren die Ihr seid! Ihr bindet Euch an Gesetze, an Verträge, an Völkerrecht, einem Feinde gegenüber, der so riesig wird, weil er weder Gesetze, noch Verträge, noch Völkerrecht achtet. Er hat sich außerhalb der staatlichen Gesellschaft hingestellt. Darum ist er allmächtig geworden. Darum hat er die Möglichkeit gehabt, sich über uns zu erheben als unser böser Dämon, oder als eine Geißel des Zornes, wie die Cousine es nannte.

Soll ich ehrlos handeln, wie er?

Willst Du stehen bleiben vor der angewiesenen, gesetzlichen Schranke, im Zweikampf auf Leben und Tod, wenn Du siehst, daß Dein Gegner die Schranke niedertritt, um Dir die Pistole auf die Brust zu setzen?

Es entstand eine Pause, sie gingen wortlos neben einander her, stumm vor innerer Erregung. Plötzlich fuhr der Prinz empor und seine Schwester fragte: Was war das? Es knisterte in den Zweigen der Gebüsche, und ein Mann bog seitswärts ab in die Nebenallee, welcher ganz in der Nähe der fürstlichen Geschwister gewesen sein mußte.

Der Prinz schlug vor, einen Umweg zu machen, um ihm zu begegnen, aber sie konnten die Gestalt nicht wieder finden.

Statt des früher gesehenen Mannes, trat ihnen der Kapellmeister Reichard, ein ausgezeichneter Musiker, in den Weg, der von Halle nach Berlin gekommen war, und einen Spaziergang durch den Charlottenburger Schloßgarten gemacht hatte.

Reichard war dem Prinzen und seiner Schwester bekannt, und diese wandte sich nach den ersten Worten der Begrüßung mit der Frage an ihn: was man in Berlin an den öffentlichen Orten zu der neuesten Gewaltthat Bonapartes sage?

Es ist nur ein Schrei der Empörung überall, Hoheit! sagte der Kapellmeister. Man blickt mit Spannung nach Charlottenburg, einen entscheidenden Schritt des Königs erwartend, und

ich möchte, wenn es nicht zu dreist wäre, fragen, ob Hoheit glauben, daß man einen solchen beabsichtige?

Denken Sie, daß wir die Pläne des Grafen Haugwitz kennen? rief der Prinz. Was man thun wird, weiß nur er allein. Aber Das ist gewiß, wenn dieser Bonaparte einmal Lust bekommt, ein Gericht Prinzen-Ohren zu essen, so sind diese hier — er faßte mit der Hand nach seinem Haupte — nicht sicherer als das Leben Enghien's!

Viertes Kapitel.

Acht Stunden nach dieser Unterredung der beiden Geschwister kehrte Graf Haugwitz, von der langen Conferenz des Tages ermüdet, in sein Hotel nach Berlin zurück. In einen seidenen Schlafrock von persischen Stoffen gewickelt, das Halstuch losgeknüpft, das Jabot geöffnet, und die Füße in wärmende Schuhe gehüllt, lag er, ein Portrait betrachtend, das er in Händen hielt, auf einer Bergère, die man an den Arbeitstisch gerollt hatte, während ein Rath seines Ministeriums, der vielgewandte Lombard, Briefe öffnete und Vorträge hielt.

Der Graf schien ihnen geringe Aufmerksamkeit zu schenken, und Lombard sah öfters von seinen Papieren beobachtend nach seinem Chef hinüber, der das Bild in seinen Händen mit dem lächelnden Ausdrucke höchster Zufriedenheit anblickte, und es bald nach der einen, bald nach der anderen Seite wendete, um die richtige Lichtwirkung heraus zu finden. Noch hatte er auf keinen der Vorträge anders als mit einem Kopfnicken oder einer Handbewegung geantwortet, welche der Rath jedoch durch lange Gewohnheit zu deuten wissen mußte.

Ein Brief vom Hofrath von Gentz, fuhr er fort, nicht offizielle Depesche, sondern Privatkorrespondenz. Er meldet, daß die Wahl

Bonaparte's zum Kaiser unzweifelhaft sei, daß man sie an jedem Tage erwarten könne, obschon Bonaparte noch den Widerstrebenden spiele.

Shakespeare's edler Cäsar — unterbrach ihn Haugwitz, und dreimal überreicht, wies er die Krone dreimal fort — wir kennen diese Comödien! — aber weiter! was meldet Gentz?

Daß man in Wien Bonaparte's Erhebung zum Throne als eine Kriegserklärung gegen alle legitimen Fürstenhäuser betrachte, daß man sie nicht anerkennen wolle und sie —

Sehr ungern sehe! nicht wahr Lombard? Und doch ist sie das einzige Mittel, uns Ruhe und Frieden zu verschaffen. Sie haben Alle keine Menschenkenntniß, keinen psychologischen Blick. Bonaparte hat ein Ziel im Auge, das er erreichen will und wird, dies Ziel ist die Kaiserkrone. Hat er sie erreicht, so wird das Streben aufhören, die Befriedigung, die Lust zu genießen, treten an ihre Stelle, und der Sieger gesteht zu, was man von dem Besiegten nie erlangt haben würde. Daß man in Wien es ungern sieht, das glaube ich, auch hier wird man sich dagegen sträuben. Aber das Auge des Staatsmannes, des Menschenkenners erblickt eine heilsame Nothwendigkeit, und folgt ihr, wo Kurzsichtige ein Unglück, ein Verbrechen zu sehen glauben.

Er zog aus der Tasche seines Schlafrockes eine kostbare Tabaksdose, schnupfte stark, schüttete dabei einen Theil des Tabaks über das Miniaturbild, das er in Händen hielt, und sagte, es abstäubend und es freundlich anblickend: oh pardon! chère! als ob er ein lebendes Wesen vor sich hätte.

Dann stand er auf, band den Schlafrock fest um seine Taille, setzte das Bild auf den Tisch, die Wachskerzen davor und fragte, sich zu Lombard wendend, vortrefflich! nicht wahr?

Meisterhaft, Excellenz! obschon nach einem der Kunst so unerreichbaren Originale! antwortete dieser.

Während dessen hatte der Graf angefangen, im Zimmer auf

und nieder zu gehen. Plötzlich blieb er stehen: Was haben denn seine Hoheit Prinz Louis und die Fürstin Radziwil heute den ganzen Morgen in Charlottenburg getrieben, Lombard? fragte er. So oft ich das Zimmer der Königin betrat, fand ich Einen von ihnen in dem Gemache.

Prinz Louis, Excellenz! scheint sehr ergriffen zu sein von dem Vorgange in Vincennes; es hat lebhafte Erörterungen zwischen ihm und der Frau Fürstin Hoheit gegeben.

Welcher Art?

Man hörte, daß die Frau Prinzessin ihn zu Thaten aufforderte, des Namens Hohenzollern würdig, daß sie ihn beschwor, den Mord des Prinzen von Enghien, die Ehre der legitimen Fürsten zu rächen, welche von Bonaparte in den Staub getreten werde. Sie versicherte, daß man bei einer Schilderhebung auf den Beistand ihres Mannes, auf den Beistand aller Polen rechnen könne.

Und der Prinz? —

Excellenz kennen ihn, und haben ihn immer richtig beurtheilt, entgegnete Lombard, der Prinz ersehnt den Krieg!

Woher diese Notizen? Lombard!

Excellenz! mein Sekretair, der mich nach Charlottenburg begleitete, und den Excellenz schon sonst als verläßlich erfunden, ist zufällig Zeuge jener Unterredung geworden.

Der Graf schwieg eine Weile. Fertigen Sie den Bescheid nach Wien aus, sagen Sie, wir würden die gefürchteten Entschlüsse abwarten, unsere Nachrichten lauteten anders, befahl er darauf statt aller Antwort. Und während Lombard sich zur Vollziehung dieses Auftrages anschickte, setzte Graf Haugwitz, mit sich selbst sprechend, wie es seine Gewohnheit war, das Umherwandern fort. Lombard folgte ihm mit Auge und Ohr, trotz seiner Beschäftigung, vermochte aber nur einzelne Worte dieses Selbstgespräches zu erhaschen, das ihm bedeutend zu sein schien.

Er muß fort dieser Abgott der Weiber! murmelte der Minister. Krieg! um ihn mit Lorbeeren zu krönen! um sie Alle vollends zu bezaubern! Krieg! um die Nichtkrieger zu verspotten, um Sieger zu sein im Kabinet, wie im Boudoir! Auch die Prinzessin, die Königin fordern Krieg! Das ist Zunder, Stahl und Stein! Man muß sie trennen, daß es nicht zum Brande aufschlägt! —

Lombard schrieb, und der Graf wanderte umher. Endlich blieb er stehen, und fragte, die kleinen, schwarzen Augen fest und stechend auf Lombard gerichtet: Wie stehen denn die Herzensangelegenheiten seiner Hoheit? Ist er mit Madame Wiesel wieder ausgesöhnt? ist man wieder beisammen?

Nicht daß ich wüßte Excellenz! der Prinz soll diesen Bruch sehr schwer empfinden.

Die Unterhaltung war hiemit zu Ende. Der Graf öffnete ein Portefeuille, das man ihm brachte, las den Inhalt der Depeschen, unterschrieb die Aktenstücke und Verordnungen, welche Lombard ihm vorlegte, und stand bereits in der Thüre, um das Arbeitskabinet zu verlassen, nachdem er den Rath verabschiedet hatte, als er denselben nochmals zurückrief.

Sie haben mir von einem Darlehn gesprochen, Lombard, das Herr Wiesel für die Fabrikanten Wegmann forderte. Ist es ihm bewilligt?

Nein Excellenz! man wartet auf Ihre Resolution.

Wie hoch belief sich die Summe? ich erinnere mich nicht mehr.

Vierzigtausend Thaler auf fünf Jahre.

Legen Sie mir die Sache vor, und Herr Wiesel solle sich morgen in der Frühe bei mir einfinden.

Mit diesen Worten verließ er das Gemach; auch Lombard entfernte sich, jedoch erst, nachdem er vorsichtig die angelangten Briefpackete und einige Billete an den Grafen durchmustert und gelesen hatte.

Fünftes Kapitel.

Die Ermordung des Prinzen von Enghien, welche in Europa so heftige Aufregungen zu Wege brachte, hatte in Frankreich nur dazu gedient, einen neuen Beweis für die Gewalt Bonapartes zu liefern, und die royalistische Partei zum Schweigen zu bringen, deren Thätigkeit und Kräfte in jenem Zeitpunkte ohnehin fast erschöpft waren. Anders verhielt es sich mit der großen Anzahl wirklicher Republikaner, welche grollend und drohend die Alleinherrschaft des Kaisers betrachteten. Ihre Aufmerksamkeit von seinen Handlungen abzulenken, bedurfte Bonaparte des Krieges, als des friedlichsten Mittels zur Ausweisung der Thatendurstigen, zur Decimirung der unruhigen Jugend.

Ueberall erwartete man einen neuen Feldzug, Niemand wagte die Heimath zu verlassen, und auch Rahel begnügte sich um so bereitwilliger, für den Sommer ihren Aufenthalt in Charlottenburg zu nehmen.

In der Mitte des April bezog sie eine Wohnung am obern Ende der Schloßstraße. Hier besuchte der Prinz sie häufig, um Trost und Erhebung bei Rahel zu suchen, die es um seinetwillen ganz zu vergessen schien, wie hoffnungslos ihr eigenes Leben sei.

Pauline und Wiesel hatten Berlin verlassen, ohne den Prinzen davon vorher zu benachrichtigen, und diese ganz unerwartete Vereinigung der Gatten, mußte ihn um so tiefer verletzen, da er

seit Monaten auf Paulinens Scheidung von Wiesel gedrungen, welche sie selbst als eine Nothwendigkeit anerkannt hatte.

Weder Wiesel noch Pauline schrieben ihren Freunden in Berlin, Niemand kannte ihren Aufenthalt, Niemand den Zweck ihrer Reise. Diejenigen, welche besser von Wiesel dachten, und ihm einen Rest von Liebe für Pauline zutrauten, nahmen an, daß er sie entfernt habe, um sie nicht dem Prinzen zu überlassen. Andere die ihn und seine Ansichten kannten, lachten über jene Voraussetzung. Vergebens hatte der Prinz in Vetter gedrungen, ihm Auskunft über Pauline zu geben; auch Vetter wußte nichts, als daß Wiesel, wenig Tage, nachdem die Ermordung des Prinzen von Enghien bekannt geworden war, den beiden Wegmanns mitgetheilt hätte, er würde mit seiner Frau den Sommer außerhalb Berlin zubringen, und könne dies um so leichter, da das Staatsdarlehn für die Fabrik bereits bewilligt, die königliche Kasse zur Auszahlung an die Wegmannsche Ordre angewiesen sei. Wegmann behauptete, daß man von einem Aufenthalte in Schlesien gesprochen habe, ohne doch Näheres zu wissen.

Vetter, dessen Theilnahme an Pauline nie erloschen war, hatte darauf bei allen Bekannten Wiesels in Schlesien Anfragen gemacht, um zu ermitteln, bei wem sie sich befänden, aber es stellte sich bald heraus, daß Wiesel gar nicht nach Schlesien gegangen, und auf der Polizei in Berlin überhaupt kein Paß für ihn ausgefertigt worden sei.

In der quälendsten Sorge um Pauline, in der Ungewißheit über die nächste Wendung der politischen Verhältnisse, vergingen dem Prinzen die Tage des April, und die verschiedenen Hofstaaten, welche bis dahin noch in Berlin geblieben waren, schickten sich an, die Hauptstadt mit den Lustschlössern zu vertauschen, als die Prinzessin Radziwil noch einmal einen kleinen Abendzirkel in ihrem Palaste versammelte.

Außer dem Prinzen Wilhelm mit seiner Gemahlin, den Prin-

zen Louis und August, und den Brüdern des Fürsten Radziwil, nebst den vertrautesten Personen dieser fürstlichen Herrschaften, zum Theil dem Regimente Garde du Corps angehörend, waren nur Graf Tilly und Frau von Stael geladen. Man hatte Musik gemacht, eine neue Composition des Fürsten Anton Radziwil ausgeführt, und dann Frau von Stael vermocht, einzelne Stellen aus Voltaire und Racine vorzutragen, denen ihr prächtiges Organ und der Schwung ihrer dichterischen Seele neues, bezauberndes Leben verlieh. Sie hatte eben geendet, als Prinz Louis den Saal betrat. Er beklagte, daß er den Genuß, sie zu hören, versäumt habe.

Sie werden bald Ersatz finden, Hoheit, entgegnete sie, denn man bereitet sich zur Aufführung von Sprüchworten, von Fabeln, und Graf Tilly hat versprochen, die Fabeln zu deklamiren, welche man errathen haben wird.

Es währte auch nicht lange, bis die erste Darstellung begann. Scenen mit und ohne Rede wurden rasch vorgeführt, und leicht errathen. Graf Tilly trug ein Paar Lafontaine'sche Fabeln vor, und man war in der heitersten Laune, als die geschlossenen Thüren des Nebenzimmers, in dem man gespielt hatte, sich abermals öffneten. Auf einem hohen Throne erblickte man einen der größten Männer der Gesellschaft. Er trug eine Teufelsmaske, eine Krone auf dem Haupte, und einen Purpurmantel auf den Schultern, der bis zur Erde herniederfloß. Plötzlich trat eine kleine Zwerggestalt, ein Napoleon Bonaparte neben ihm hervor, von Pappe und Seidenstoffen aufstaffirt, dem Nichts fehlte, was ihn kenntlich machen konnte, weder der dreieckige Hut, noch die Reiterstiefeln oder die grüne Uniform. Langsam und pathetisch schritt er bis an die Stufen des Thrones, schüttelte das Haupt, trampelte vor Zorn, bewegte verzweiflungsvoll die Arme, und versuchte dabei den Kopf in die Höhe zu heben, um zu dem Könige emporzureichen; aber umsonst, der Kleine war gar zu klein. Indeß, er

ließ sich nicht abschrecken, schien Muth gefaßt zu haben, reckte sich, und fing zu wachsen an. Immer emporblickend, und wenn er ein Stück größer geworden war, an den König hinauflangend, der dann jedesmal spöttisch das Haupt schüttelte, wuchs und wuchs er mit sichtlicher Anstrengung weit und weiter fort. Der Kopf, der Leib, die Beine entfalteten sich; immer angstvoller und eifriger blickte er nach oben, immer höhnischer schüttelte der König das Haupt. Endlich, als der werdende Riese fast die Größe seines Gegenübers erreicht hatte, machte er eine letzte Anstrengung, schoß noch ein Paar Zoll in die Höhe, und streckte mit heftiger Gier die Arme nach des Königs Krone aus; aber in dem Augenblick erscholl ein Knall, die Gestalt Bonapartes platzte in der Mitte auseinander, und eine ganze Schaar kleiner, bunt gemalter Teufel, die Habsucht, den Ehrgeiz, den Mord und alle Laster darstellend, wurden aus der großen Umhüllung an Stricken in die Luft gezogen, während der Offizier, der in der Bonaparte-Maske gespielt hatte, unter dem hellen Lachen und Beifallklatschen aller Zuschauer aus dem Gerüste trat, und der Teufel, der ihn versucht hatte, vom Throne herabstieg.

La grenouille qui veut se faire grand comme le boeuf! erscholl es von allen Seiten und zugleich die Bitte, Graf Tilly, der ein Meister in dieser Art der Deklamation war, möge auch noch die Lafontaine'sche Fabel vortragen, welche jene Ueberschrift führte. Er that es mit all' der anmuthigen Laune, mit der geistreichen Mimik, welche er dabei zu entwickeln wußte, und die Heiterkeit der Gesellschaft stieg von Minute zu Minute. Unzählige Anekdoten auf Kosten Bonapartes wurden mitgetheilt, man überbot sich in Spott und Witzen gegen den hochmüthigen, tolldreisten Emporkömmling. Nur Frau von Stael saß etwas abgesondert von den Uebrigen in einer Unterhaltung mit der Prinzessin Marianne, welche, ihrer ernsteren Natur nach, an dieser spottenden Fröhlichkeit nicht Antheil zu nehmen vermochte.

Plötzlich sagte diese: Und das ist Wahrheit, Frau von Stael? keine Dichtung? es wäre ein so wunderbares Zusammentreffen!

Man hatte den Ausruf gehört, fragte, wovon die Rede sei, und bat Frau von Stael um eine Wiederholung ihrer Erzählung.

Es ist keine Erzählung, antwortete sie, nur eine ganz einfache Thatsache. Als Bonaparte, zum Tode erschöpft, eines Tages in der Wüste unter dem Schatten einer Pyramide rastete und in Schlummer versank, weckte ihn, den kaum Entschlafenen, ein Schlag, der seine Hand berührte. Er schreckt empor, eine antike Münze, welche nur von der Höhe der Pyramide herabgefallen sein konnte, liegt in seiner Rechten, und hell und deutlich strahlen ihm die Worte Cäsar Augustus entgegen.

Die Prinzessin Marianne erbleichte, ein leichter Schauder flog durch ihre Glieder, man sah es, daß sie tief ergriffen war, während Graf Tilly es ein Taschenspielerstückchen, eine Erfindung Bonapartes nannte, und Fürst Radziwil behauptete, wenn Bonaparte es erfunden habe, verrathe er dichterischen Takt und Kenntniß dessen, was auf die Massen wirke.

Getrennt von den Sprechenden, stand während dessen in einer Fensternische Graf von Brankow, ein Offizier des Regiments Garde du Corps, in eifrigem Gespräche mit dem Prinzen Louis.

Vergeben Sie mir, gnädigster Herr, sagte er, wenn ich behaupte, es gäbe keinen andern Weg der Rettung.

Als Rebellion? nimmermehr Graf Brankow!

Hier ist von keinem Eidbruche, von keiner Untreue die Rede, königliche Hoheit! Weil wir den König lieben, weil die Ehre des Vaterlandes uns heilig, sein Waffenruhm unser höchster Stolz ist, beschwören wir Sie, Sich uns nicht zu entziehen. Ohne Sie ist jener Schritt unmöglich, mit Ihnen wird er leicht. Sind wir Verräther, weil wir einen Elenden aus der Nähe des Königs entfernen wollen, der die Ehre des Vaterlandes verkauft und verschachert? Sind wir Meuterer, wenn wir uns in den Rath des

Königs drängen, um uns, dem Könige, dem Lande seine Ehre zu erhalten?

Und was gedenken Sie zu thun, was fordern Sie von mir?

Der Graf hielt inne. Nach einer Weile sagte er: Das Regiment möchte, wenn Sie gnädigster Herr! sich an die Spitze zu stellen geruhten, zum Könige gehen, im Namen aller treuen Söhne Preußens die Entlassung des Grafen Haugwitz und eine Kriegserklärung gegen Bonaparte zu erbitten.

Sie sagen: erbitten, Graf Brankow! Und wenn man diese Deputation nicht vorzulassen, wenn man der Bitte kein Gehör zu geben dächte? Was dann Graf Brankow?

Da der Graf schwieg, fuhr der Prinz fort: Mit Gewalt fordern, Graf Brankow! ist fluchenswerthe That. Bitten, wo wir des abschlägigen Bescheides sicher, uns eine neue Demüthigung, Haugwitz einen neuen Triumph bereiten würden, wäre thörichtes Beginnen. Ich, ein Prinz von Preußen, bescheide mich, das Glück des Friedens zu dulden, das dieser Haugwitz auf uns ladet, denn der König will den Frieden; und das Brandmal der Rebellion ist keine Ehrenrettung für das Heer des großen Friedrich. Sagen Sie das den Kameraden, welche Sie an mich gesandt haben. Meine Ueberzeugung, daß Sie abstehen müssen von jenem Unterfangen, wenn Sie Preußen, wenn Sie Kavaliere sind, bürgt Ihnen für mein Schweigen.

Die Nacht verging dem Prinzen schlaflos in heftigster Erregung, in wachen, wilden Träumen. Die Unterredungen mit der Fürstin, mit dem Grafen, wirkten in ihm nach. Er sah sich an der Spitze eines Heeres, die besten Männer des Vaterlandes strömten ihm zu, er zog Bonaparte entgegen, der Geist des großen Friedrich schwebte über seinen Fahnen. Sieg reihte sich an Sieg; Lorbeeren gekrönt kehrte er in die Heimath zurück, als Unterthan, als Herrscher. Seine Gedanken schlangen sich wild und wilder durcheinander. Warum sollte ihm, dem Fürstensohne un-

erreichbar sein, was der Sohn des Advokaten errungen hatte, das Scepter höchster, irdischer Gewalt? Er wollte das Glück, die Ehre seines Vaterlandes! Seine Hand schien sicherer, sein Herz kühner, als das seines Königs, war es nicht Pflicht, Ehre und Volk und Land zu retten? Die Königin selbst —

Die brausende Fluth seiner Gedanken stand plötzlich stille.

Er hatte sein Leben der Königin gelobt, er hatte ihr bei seiner Fürstenehre geschworen, dem Könige nie zu fehlen in der Stunde der Gefahr. Und seine Phantasien beschäftigten sich mit Hochverrath.

Er kämpfte einen ernsten Kampf. Als der Morgen kam, war derselbe beendet, der Prinz war Herr geworden über sich selbst. Mit völliger Ruhe ging er an sein Bureau, und mit sicherer Hand schrieb er die folgenden Worte: Eure Majestät! Der lebhafte Wunsch, die Zustände der deutschen Völkerschaften und ihre Heeresverfassungen kennen zu lernen, welche Kenntnisse vielleicht in kurzer Zeit Ihren Generalen nöthig sein dürften, veranlaßt mich zu der Bitte, mir einen Urlaub von vier Monaten für eine Belehrungsreise zu bewilligen. Ich werde diesen Urlaub als erloschen betrachten, sollte das Vaterland früher meiner bedürfen, und meinen höchsten Ruhm darin suchen, diesem Vaterlande und Eurer Majestät zu dienen, mit allen Kräften, welche ich besitze.

Sechstes Kapitel.

Gegen die Gewohnheit seiner mittheilsamen Natur, hatte der Prinz von diesen Vorgängen mit Niemand gesprochen, und Rahel war höchlich überrascht, als er an einem der folgenden Abende ihr seinen Reiseplan enthüllte, zu dem der König in einem freundlichen Handschreiben augenblicklich die Bewilligung gegeben hatte.

Der Prinz war sehr ernst. Er setzte Rahel auseinander, wie es ihm nothwendig scheine, sich einmal für längere Zeit zu entfernen, um sich zu einem ruhigen Ueberschauen der Verhältnisse zu sammeln, und einen gewaltsamen Bruch zwischen seiner Vergangenheit und seiner Zukunft zu thun. Es sei ihm unmöglich den Handlungen der Regierung ohne Tadel zuzusehen, eben so unmöglich eine Aenderung in denselben zu bewirken, und er halte es für eine Pflicht, sich nicht in dieser ohnmächtigen Erbitterung aufzureiben. Der Augenblick der That könne nicht mehr fern sein, weil Bonaparte selbst der Friedfertigkeit des Königs ein längeres Ertragen unmöglich machen werde; und sobald dieser Zeitpunkt komme, hoffe er es dem Könige zu beweisen, wie er es immer verdient habe, als treue Stütze des königlichen Hauses betrachtet zu werden. Ueberdem, fügte er hinzu, glaube er auch für sein Verhältniß zu Henriette diese Entfernung nützlich, ja unerläßlich nothwendig.

Henriette und ich können die Liebe nicht wieder beleben, sagte er, die in uns Beiden längst erlosch, aber wir sind es unsern Kindern schuldig, in ruhigem Verständniß aneinander zu halten. Dies zwischen uns allmälig festzustellen, wird die Trennung uns erleichtern. Dussek hat sich bereit erklärt, eine neue Kunstreise zu beginnen. Wir Alle haben Ruhe nöthig, sollen wir nicht untergehen, und einer besseren Zukunft fähig bleiben, auf die ich zuversichtlich hoffe.

Rahel, so schwer die Furcht vor der nahen Trennung sie beängstigte, stimmte dem Prinzen aus voller Ueberzeugung bei. Man sprach von dem Wege, welchen der Prinz einschlagen, von den Orten, welche er besuchen solle, von den Verbindungen, die er anzuknüpfen habe, um persönlichen Genuß und Belehrungen mit Vortheilen für die Partei in Preußen zu verbinden, die eine Erhebung gegen Bonaparte im Schilde führte.

Nur Eines, sagte der Prinz, macht mir dies Scheiden schwer — die Ungewißheit über Paulinens Schicksal. Sie hat mir weher gethan, als je ein Weib. Ich fühle, daß ich mich in ihr betrogen habe, und doch Rahel, liebe ich sie, nicht nur trotz ihrer Mängel, nein! selbst um dieser Mängel willen. Können Sie Das begreifen, liebe Rahel?

Glauben Sie, daß ich nicht Gerechtigkeit von Liebe zu unterscheiden wisse? Die Eigenschaften eines Feindes schätzen, seine Mängel mild beurtheilen, das ist Gerechtigkeit. Aber Liebe, was hat die mit Prüfung, mit Gerechtigkeit gemein? Liebe umschließt das Wesen eines Menschen, wie es vor uns hintritt, mit Mängeln und Eigenschaften, mit Tugenden und Lastern, mit Schönheiten und Gebrechen, denn sie ist eben die Liebe, das heißt ein göttliches Erfassen, ein göttliches Ergänzen, und darum sicher höher, als jeder Maaßstab des prüfenden Verstandes. O! ich begreife gewiß, wie man die Fehler eines Menschen liebend in sein Herz schließt! antwortete sie schmerzlich lächelnd.

Nun, so versprechen Sie mir, daß Sie, wenn Pauline zurückkehrt, ihr sagen wollen — Gott des Himmels! rief er, plötzlich aufstehend, verwirren sich meine Sinne, das ist Paulinens Stimme! —

Er und Rahel eilten der Thüre zu, aber noch ehe sie dieselbe erreicht hatten, ward sie geöffnet, und bleich, athemlos vor heftiger Erregung, sank Pauline mit dem Ausdruck: Endlich! Endlich! fast ohnmächtig in seine Arme.

Des Prinzen Erschütterung, seine Freude kannten keine Grenze. Er bedeckte ihr bleiches Gesicht, ihre Hände und Füße mit seinen Küssen, er schalt sie, daß sie ihm Schmerz bereitet, und betheuerte ihr, daß sie das höchste, das einzige Glück seines Lebens sei. Bald verlangte er Erklärung über ihr räthselhaftes Verschwinden, über ihre plötzliche Rückkehr, bald bat er sie, vor ihr knieend, nicht zu sprechen, sondern zu ruhen, er wolle Nichts wissen, er bedürfe keiner Erklärung, denn sie sei ja bei ihm.

Ich sehe Dich wieder! rief er immer und immer, das ist genug! O! Du weißt nicht, Du kannst es nicht wissen, was es heißt, wieder sehen, die himmlischen Züge des Wesens endlich wieder zu sehen, das man liebt. Denn man muß grade Dich lieben, um es zu begreifen.

Schweigend den Kopf des vor ihr knieenden Prinzen in ihren Händen haltend, und mit tiefer Zärtlichkeit ihn betrachtend, saß Pauline da. Es schien, als müsse sie sich erst der Gegenwart bewußt werden, als vermöge sie noch nicht ihr Glück zu fassen. Rahel hatte sich mit thränenschwerem Blick entfernt.

Endlich, als der erste leidenschaftliche Rausch des Entzückens sich besänftigt hatte, vermochte Pauline über ihre plötzliche Entfernung, über ihre unverhoffte Rückkehr die Aufschlüsse zu geben, die der Prinz ersehnte.

Ach! sagte sie, ich weiß erst jetzt, wie man mich von Dir entfernt hat, ich weiß es kaum, wie ich zu Dir gekommen bin. Sie

hatten mir die Sinne verwirrt mit jenem Brief der Todten, Eifersucht zerriß mir das Herz. Man ist so mißtrauisch, wenn man sich selbst nicht mehr vertraut. Ich glaubte an Verrath, hatte ich ihn doch an mancher Liebe selbst begangen, und ich wollte lieber leiden, als verrathen von Dir sein. Da kam Wiesel, der mein Elend sah, und sprach: Laß uns fortgehen von hier. Der Prinz soll durch mich erfahren, wohin wir reisen, und liebt er Dich, so wird er Dir folgen. Dir Gewißheit über seine Liebe zu schaffen, ist Alles, was ich für Dich thun kann.

Aber ich habe keine Nachricht erhalten, unterbrach sie der Prinz, ich —

Das, das war ja eben der höllische Betrug. Weder die Nachricht, noch einen der Briefe hat er Dir gesendet, die ich Dir in der Verzweiflung meines Herzens geschrieben. Wir lebten in Franken bei einer Verwandten Wiesels auf dem Lande. Da kommt vor vier Tagen in Wiesels Abwesenheit ein Bote, er bringt einen Brief, ich sehe das Postzeichen Berlin, erbreche das Couvert, und lese die Worte, von fremder Hand geschrieben: Werther Herr! Der Augenblick ist gekommen, in dem man es für wünschenswerth erachtet, dem Prinzen Mittheilungen über Ihren Aufenthalt zukommen zu lassen, haben Sie die Güte ihn jetzt augenblicklich von demselben zu benachrichtigen, und zwar in einer Weise, die ihn auffordert, Ihnen zu folgen, wenn Sie den verabredeten Reiseplan bereits fortgesetzt haben werden. Der Brief hatte keine Unterschrift, das Petschaft keine Chiffre. Ich verstand den Zusammenhang nicht gleich, aber ich sah, daß wir betrogen waren. Ich hatte keine Wahl. Der alte Gutspächter, der oft von mir zur nächsten Stadt geschickt worden war, um nach Briefen von Dir zu fragen, gab mir Geld, weil er meine Verzweiflung sah. Er selbst begleitete mich zur Stadt, schaffte mir einen Wagen, und ich bin bei Dir! rief sie, ihn mit ihren Armen umschlingend.

Alle Fragen des Prinzen, der den leitenden Faden dieses Lü-

gengewebes zu finden wünschte, blieben unbeantwortet, denn Paulinens leichtlebige Natur machte sie blind für Alles, was um sie her geschah, wenn sie nicht ein vorherrschendes Interesse zum Beobachten trieb. Endlich besann sie sich, das Geld, welches sie geborgt, in jenen Brief gewickelt zu haben, welcher ihre Reise veranlaßt hatte. Der Prinz nahm das Blatt, es trug die Handschrift des Grafen Haugwitz selbst, und somit blieb ihm kein Zweifel, daß man Pauline fortgelockt habe, um die Sehnsucht des Prinzen zu steigern, und ihn dann um so sicherer von Berlin zu entfernen Jenes Darlehn für die Fabrik, in der Wiesel betheiligt war, hatte den Kaufpreis des Dienstes gemacht, dessen Haugwitz bedurfte.

Des Prinzen Empörung, sein gerechter Zorn flammten auf, um unterzugehen in der Freude, Pauline wieder zu sehen, und sie schuldlos zu wissen. Stunden flogen den Liebenden wie Minuten dahin, Vergangenheit und Zukunft entschwanden ihrem Auge in dem Glück der Gegenwart, als Rahels Frage, welchen Tag der Prinz zu seiner Abreise bestimmt habe, sie aus ihrer Freude aufschreckte.

Wie ein drohendes Gespenst tauchte jetzt plötzlich die Vorstellung dieser Reise vor dem Prinzen, vor Pauline empor. Sie zu verlassen, sie auf's Neue den Schlingen ihres Mannes, den Einflüsterungen seines Uebelwollens auszusetzen, schien ihm eben so unmöglich, als es unstatthaft war, sie mit sich zu nehmen. Er wollte bleiben aus Liebe für Pauline; er mußte bleiben, sagte er sich, um Haugwitz nicht durch seine Entfernung gewonnenes Spiel zu geben. Jene Reise, die er aus der Nothwendigkeit erwählt, sich den, von allen Seiten auf ihn eindringenden Versuchungen zu entziehen, und den unzufriedenen Regimentern den Mittelpunkt zu rauben, welchen sie sich zur Vereinigung ersehen hatten, jene Reise schien ihm jetzt eine schimpfliche Flucht, seit er wußte, daß Graf Haugwitz sie wünsche. Aber durfte er bleiben? durfte er gewiß sein, daß nie ein Aufruf zur Empörung gegen die Absichten

des Königs einen zustimmenden Wiederhall in seinem Herzen finden würde? Und was sollte er dem Könige sagen? wie diese plötzliche Sinnesänderung erklären?

Bald zu dem einen, bald zu dem andern Schritte entschlossen, von Rahel, welche die eigentlichen Gründe der Reise nicht kannte, um seines Schwankens willen ernst getadelt, litt der Prinz noch zehnfach durch Paulinens Klagen und Thränen. Sich wolle er retten vor Versuchung, weil er seiner Willensstärke nicht vertraue, und Pauline, das leichtbewegliche, auf des Geliebten Beistand angewiesene Weib, solle allein zurückbleiben in den schwierigsten Verhältnissen, dem schlausten, eigennützigsten Manne gegenüber!

O! rief er, es ist mein altes Schicksal! Alles verschwört sich gegen mich, jeder Schritt zur Befreiung wird mir unmöglich, und das ersehnteste Glück wird mir zu neuer schwerer Qual! Rahel, geben Sie mir noch einmal die stützende Freundeshand, und helfen Sie mir aus diesem Labyrinthe; denn Sie allein vermögen es!

Was soll ich thun? was verlangen Sie?

Ich werde reisen, weil ich reisen muß. Aber soll ich nicht Folterqualen der Sorge erdulden in der Ferne, so versprechen Sie mir, über Pauline zu wachen, bat er dringend. Ich vertraue sie Ihnen, denn — Sie verstehen es, daß man die Fehler der Geliebten liebt.

Siebentes Kapitel.

Sich gleich nach diesem Wiedersehen der Geliebten von Pauline zu trennen, schien dem Prinzen unmöglich, und er hatte bald Scheingründe aufgefunden, seine Abreise für einige Zeit hinauszuschieben. Da sowohl der Prinz als Pauline entschieden gegen ihre Rückkehr in das Haus der Mutter eingenommen, und in Charlottenburg keine Wohnungen frei waren, hatte man für Pauline ein Häuschen in dem nahegelegenen Moabit gemiethet, dessen Garten die Spree bespülte, und das traulich und freundlich aus dem Grün alter Kastanienbäume hervorsah.

Unbekümmert um irgend einen Lebensbedarf, hatte Pauline weder bei ihrer Flucht von Wiesel, noch bei ihrer Uebersiedelung nach Moabit, die geringste Sorge für die nothwendigsten Dinge getragen. Daß man Kleider, daß man Möbel haben müsse, schien sie vergessen zu haben. So lange sie bei Rahel wohnte, nahm sie von deren Sachen, was ihr brauchbar däuchte, und nahm sie ohne Frage, ohne Dank, weil aller Besitz ihr selbst ganz werthlos war. Als sie Charlottenburg verließ, mußte Rahel den Prinzen aufmerksam darauf machen, daß Pauline einer vollständigen Ausstattung bedürfe, da sie es nicht wagte, die Herausgabe ihrer Sachen, welche sich theils in Wiesels, theils in Frau von Cäsars Händen befanden,

zu fordern, aus Furcht vor Mißhelligkeiten, welche sie in ihrem Glücke stören könnten.

Den Prinzen entzückte diese Sorglosigkeit. Es machte ihn glücklich, Pauline ganz von sich abhängig zu wissen, und mit der verschwenderischen Großmuth der Liebe ward ein Hausstand für Pauline hergerichtet, der ihrer Schönheit und ihrer Lust am Schönen gleich entsprechend, unter dem bescheidenen Dache eines Bauernhäuschens ein kleines Feenschloß hervorzauberte.

In dem Genusse dieses Landlebens wurden den Liebenden glückliche Tage zu Theil. Jeden Augenblick, welchen der Prinz seinen Verhältnissen zum Hofe abmüßigen konnte, verlebte er mit Pauline, und hielten ihn Pflichten der Etikette in Charlottenburg zurück, so wußte sie ihm, bald als Landmädchen, bald als Knabe verkleidet, in den Gängen und Boskets des Schloßgartens zu begegnen und ihm die Freude des unerwarteten Wiedersehens zu bereiten.

Aber dieses Idyll sollte nur von kurzer Dauer sein. Wiesel war zurückgekehrt, und sowohl Henriette, als Graf Haugwitz von Paulinens Anwesenheit benachrichtigt.

Ruhig, als könne es nicht anders sein, trat eines Tages Henriette mit den Kindern in die Wohnung Paulinens, als der Prinz in ihrer Gesellschaft das Mittagsmahl verzehrte. Der Knabe sprang jubelnd an ihm empor, das kleine Mädchen breitete ihm seine Händchen entgegen, und Henriette sagte: die Kinder verlangten so lebhaft nach Dir, da zog ich es vor, Dich lieber hier, als gar nicht zu sehen, und ich soll es ja auch lernen, Deine Freundin zu werden.

Hätte sie die härtesten Vorwürfe, die bittersten Klagen gegen ihn ausgesprochen, sie würden den Prinzen nicht so hart getroffen haben, als diese Entsagung, deren schwere Kämpfe sich in Henriettens verfallenen Zügen verriethen.

Der Prinz umarmte sie, umarmte seine Kinder, aber er sowohl als Pauline waren fassungslos. Es wollte sich kein Weg der Vermittlung, keine Anknüpfung des gleichgültigsten Gesprächs finden.

Selbst die Kinder schienen, von der drückenden Schwüle erfaßt, ihr harmloses Plaudern vergessen zu haben. Endlich fragte Pauline, ob Dussek schon abgereist sei?

Er sollte den Prinzen in Dresden erwarten, antwortete Henriette sehr einfach, aber da er mir nicht schreibt, weiß ich nicht, ob er Gegenbefehl erhalten hat.

Der Prinz blickte Pauline zornig an, und doch war diese Frage nur Folge ihres Leichtsinns, ihrer peinlichen Verwirrung, nicht böser Wille gewesen. Aber er liebte Henriette in diesem Augenblicke mehr als seit Jahren, da sie ihm zum ersten Male wieder in der Schönheit wahrer Weiblichkeit erschien. Mißgestimmt gegen Pauline, wendete er sich mit achtender Zärtlichkeit Henrietten, mit Liebe den Kindern zu, und litt dennoch nicht allein für sich, sondern auch für Pauline. Ein solches Beisammensein konnte nicht dauern.

In Begleitung Henriettens und der Kinder verließ der Prinz das Landhaus, Pauline blieb in Thränen zurück. Aber trotz seines achtenden Gefühls für Henriette kam, sobald er sich ihr allein gegenüber befand, eine Erbitterung gegen sie, ein Mitleid gegen Pauline in dem Herzen des Prinzen auf. Niemals hatte er mehr das Unaushaltbare dieser getheilten Existenz empfunden, als in diesem Augenblicke, niemals weniger die Möglichkeit begriffen, Henriette, die er nicht mehr liebte, zu verstoßen, oder Pauline aufzugeben.

Vollkommen zerstört in seinem Innern kehrte er in seine Gemächer zurück. Ein Brief lag auf seinem Schreibtische. Von der Handschrift des Königs und mit dem Privatsiegel desselben geschlossen, lautete er:

Ew. Hoheit haben von Mir den Urlaub zu einer Reise verlangt, den Ich augenblicklich bewilligte, ohne daß Sie bis jetzt von jener Erlaubniß scheinen Gebrauch machen zu wollen. Es sind Mir in der Frühe Nachrichten zugegangen, die, von den schlechten Gesinnungen einzelner Regimenter sprechend, den Namen Ew. Hoheit in jene Gerüchte zu mischen wagen. Ich verachte Denunziationen, und

lege auch auf diese Mir gemachte Mittheilung kein Gewicht. Dennoch rathe Ich, daß Ew. Hoheit den Reiseurlaub benutzen, um die Ehre eines Hohenzollern auch vor dem Verdachte eines strafbaren Unternehmens zu bewahren: wünsche aber, daß Sie noch einige Tage am Hofe verweilen, damit jene Personen, von welchen die Warnung ausging, nicht der Meinung werden, ihre Angeberei habe bei Mir Glauben gefunden und Ew. Hoheit Entfernung veranlaßt.

Das kommt von Haugwitz! rief der Prinz in heftigstem Zorne, während er sich niedersetzte, um dem König für seine edle Handlungsweise zu danken, die den Prinzen wie ein Dolchstoß in das Herz traf, und von ihm ein Vertrauen zu begehren, daß nicht mehr in dem Könige sein konnte, obschon der Prinz es zu verdienen wußte. Zugleich zeigte er dem Könige an, daß er den fünf und zwanzigsten Mai für seine Abreise bestimmt habe.

Die fünf Tage bis zu diesem festgesetzten Termine vergingen in den peinlichsten Berührungen. Die Stellung Louis Ferdinands am Hofe, an dem er, nach des Königs Willen alltäglich zu erscheinen hatte, war sehr drückend, die Begegnungen mit Henriette voll schmerzlicher Wehmuth, das frohe, beglückende Verhältniß zu Pauline getrübt. Und um die Last dieser Zustände noch drückender zu machen, war die Großherzogin von Schwerin in Charlottenburg angekommen, der zu Ehren man Bälle und Feste im Freien veranstaltete, bei denen der Prinz nicht fehlen durfte.

So war der vier und zwanzigste Mai herangekommen. Der Prinz hatte am Morgen Henrietten Lebewohl gesagt, und sie waren von einander mit gramzerrissenen Herzen und doch voll Liebe und Vergebung geschieden, wie Menschen, die nicht mit einander leben und nicht von einander lassen können. Erschöpft und der innern Sammlung bedürftig, hatte er gehofft, am Abende Pauline noch in Ruhe zu sehen, und die letzten Stunden vor dem Scheiden mit ihr verleben zu können, als man ein neues Fest

im Garten in Vorschlag brachte, bei dem man Bauernquadrillen und kleine Aufzüge beabsichtigte, und den Beistand des Prinzen in Anspruch nahm.

Aber mitten in den Zurüstungen für diese Spiele langte eine Nachricht in Charlottenburg an, welche, obschon seit Wochen gefürchtet, einen tiefen und nachhaltigen Eindruck auf die königlichen Wirthe und ihre fürstlichen Gäste machen mußte.

Bonaparte war am achtzehnten Mai zum Kaiser erwählt und am zwanzigsten unter dem Namen Napoleon der Erste als solcher ausgerufen worden. Le petit caporal, auf den man von den Thronen mit so legitimem Stolze herabgesehen, der freche Korse, den man in den Sälen der Prinzessin noch vor wenig Tagen als einen Gegenstand des Spottes dargestellt hatte, saß in dieser Stunde als Kaiser auf einem Throne, den ihm das ruhmreichste Volk Europa's selbst bereitet hatte, und verkündete den Sieg des eingebornen Genius über die angeerbte Macht.

Während man im Schlosse diese Botschaft erhielt und dieselbe klopfenden Herzens in den Schäferanzügen besprach, hingen bereits Tausende von bunten Lampen in dem jungen Grün der Bäume, wiederstrahlend aus den Teichen und Bassins des Gartens. Zwischen den eleganten Männern und Frauen des Hofes schlüpfte das Dienstpersonal noch eilig umher, hier eine verlöschende Lampe frisch anzuzünden, dort eine Guirlande zu ordnen, welche in der Eile nicht fest genug an die Baumstämme geknüpft worden war.

In dem ganzen Theile des Gartens, der sich vom Schlosse abwärts bis zu den großen Wiesenplätzen jenseits der Brücken erstreckt, herrschte reges Leben und Tageshelle strahlte aus den untern Sälen des Palastes, deren Fensterthüren nach der Terrasse geöffnet standen, wogegen die nicht erleuchteten Partien des Gartens um so lauschiger erschienen. Im Schutze dieses Halblichtes landete um die neunte Stunde vorsichtig ein Kahn an einer jener Steintreppen, die von der rechten Seite des Gartens zur Spree

hinabführen. Nur flimmernd machte sich hier das Licht der Lampen durch die Zweige sichtbar; verscheucht von dem Lärm des Festes sangen die Nachtigallen hier ihre süßen Lieder, und das Mondlicht strahlte sanft auf den Weg hernieder, den Pauline zu ihrem Stelldichein verfolgte.

An der äußersten Grenze des Gartens liegt auf einer in die Wiesengräben hineinragenden Spitze ein Pavillon. Rohrgeflecht überzieht von außen die Wände und Fenster, eine kleine brückenartige Gallerie schließt ihn ein. Dort sollte Pauline den Prinzen erwarten.

Unbemerkt schlüpfte sie hinein und kaum war es geschehen, als der Prinz ihr bereits folgte.

Louis! rief sie ihm entgegen, ich habe eine Bitte an Dich, Du mußt mich mit hinaufnehmen nach dem Schlosse, ich muß das Fest ansehen.

Der Prinz, abgestumpft gegen alle solche Eindrücke, vermochte nicht, Paulinens Ergötzen daran zu verstehen, und fühlte sich unangenehm davon berührt, daß sie in einer Trennungsstunde nach dem Genuß einer leeren Zerstreuung verlangte. Er war nicht fähig, ihr dieses zu verbergen.

Aber sich an ihn schmiegend, wie ein Kind, das schmeichelnd Verzeihung und Gewährung erfleht, sagte sie: Kann ich denn dafür, Louis, daß ich von bürgerlichen Eltern geboren bin? daß mich der Glanz des Hofes und all die Pracht entzücken, die Dir gleichgültig sind, weil Du sie besessen hast von Jugend an? Menschen wie ich, werden das nie gewohnt, nie überdrüßig!

Josephine Beauharnois wird es wohl gewohnt und überdrüssig werden als Kaiserin von Frankreich, meinte der Prinz.

Pauline horchte auf und fragte; sie erfuhr, was vorgegangen war.

O! rief sie, die Glückselige! Wie göttlich muß es sein, aus der Hand des Geliebten eine Kaiserkrone zu empfangen.

Da faßte der Prinz krampfhaft Paulinens Rechte über dem Handgelenk, und sie so fest drückend, daß sie davon erbebte, sprach er: Mußt Du mir sagen, was seit einer Stunde in meinem Herzen wüthet, als ein brennender, zerstörender Schmerz?

Pauline blickte ihn erschrocken an. Sie fragte, was er meine, und knieete vor ihm nieder, den Blick seines Auges aufzufangen, da er sich auf eine der Bänke gesetzt, und das abgewendete Antlitz schwermüthig sinnend auf die Hand gestützt hatte.

Als sie nun vor ihm lag und die Mondesstrahlen ihr helles Haar umglänzten, nahm er sanft ihr Haupt in seine Hände. Ja! sagte er: dies Haar verlangt eine Krone, und ich habe sie diesem schönen, stolzen Haupte nicht zu bieten! Sieh Pauline! seit Tagen habe ich mir gesagt, Bonaparte wird Kaiser werden und das Diadem drücken auf Josephinens Stirne. Daß er dies vermag, daß er sein Weib hinstellen kann und sagen: weil ich sie liebe, sollt Ihr sie Alle lieben; die Fürsten der Erde sollen sich vor ihr neigen und Ihr sollt niederknieen vor ihr, als vor Eurer Kaiserin; daß er alle Ehren und Schätze der Welt häufen kann auf ihr geliebtes Haupt, das, das ist es, was ich ihm beneide.

Pauline versuchte ihn zu beruhigen. Sie betheuerte ihm, wie glücklich sie sei, sie überhäufte ihn mit Zärtlichkeit; aber mitten in den Liebesworten und Versicherungen, welche sie aus vollem Herzen gegen ihn aussprach, zogen vor Paulinens Seele alle Möglichkeiten des Glückes vorüber, die sich der neuen Kaiserin eröffneten, und plötzlich rief sie: Wie stolz muß sie auf Bonaparte sein!

Der Prinz fuhr vor diesen Worten zusammen, und sagte dann: Sei unbesorgt Pauline! Du sollst nicht erröthen dürfen über Deine Wahl. Eine Krone habe ich Dir nicht zu geben, aber ein Lorbeerkranz soll Dir einst zu Füßen gelegt werden, und wäre er auch blutgetränkt. Das verspreche ich Dir. Vielleicht steht dann der Todte höher in Deiner Liebe, als der Lebende in dieser Trennungsstunde.

Achtes Kapitel.

Etwa anderthalb Jahre nach diesen zuletzt erwähnten Ereignissen, durchwandelte eine Frau raschen Schrittes die Alleen des Thiergartens, wie Jemand, der achtlos für die Außenwelt mit den eigenen Gedanken beschäftigt ist. Sie trug einen Ueberrock, einen sogenannten Schanzenläufer, von hellgelbem Casimir mit doppelten Pellerinen, da der feuchtkalte Oktobertag schon wärmere Bekleidung forderte, einen Hut von weißem Atlas, aus dem ihre dunklen Augen unter schwarzem Haargelock lebhaft hervorblitzten, und Vetter, der in Begleitung eines andern Mannes herankam, erkannte schon von fern Rahel Levin an Kleidung und Gang.

Sie schritt den Männern schnell entgegen und fragte, Vetter mit einem Gruße die Hand gebend und dann sich zu dem Andern wendend: Nun, Herr Geheimrath! wie stehen die Sachen? welche Nachrichten haben Sie?

Der Angeredete war Johannes Müller, der Verfasser der Schweizergeschichte, ein kleiner Mann, von beweglichen Gesichtszügen und großer Lebhaftigkeit der Geberden. Er zuckte bedenklich mit den Schultern. Die Sachen stehen so, Mademoiselle! antwortete er, daß ich wollte, Sie verlangten keine Nachricht!

Aber was ist denn eigentlich geschehen?

Nun, Bernadotte, der noch immer mit seinen Truppen in Anspach und Bayreuth verweilt, hat, als Hardenberg dagegen, wie gegen einen Friedensbruch, protestirte, ausdrückliche Befehle Napoleons vorgelegt. Die Franzosen hausen dort wie in Feindesland, und als man hier dem Gesandten Laforest Vorstellungen machte und Aufklärungen verlangte, leugnete er entschieden die Thatsachen, die Brutalitäten ab, welche dort verübt worden sind, und sprach abbrechend ganz ruhig von pariser und berliner Tagesneuigkeiten.

Das ist unerhört! das ist beispiellos! rief Rahel im Tone der Entrüstung.

Unerhört? beispiellos? wiederholte Vetter, liebe Rahel, das sind die Worte, die man in Preußen aus dem Lexikon streichen sollte. Bei uns ist leider seit Jahren keine politische Schande mehr unerhört. Ist es denn nicht schmachvoll, daß Preußen, welches vor vierzig Jahren dem vereinten Oesterreich und Frankreich glorreich die Spitze zu bieten vermochte, welches seitdem Deutschland vorangeleuchtet als eine große, starke Macht, jetzt zu der Rolle einer Exekutiv-Behörde Bonaparte's herabgesunken ist?

Ja! fiel ihm Müller in die Rede, ja Herr Assessor! Exekutivgewalt Bonaparte's, voilà le mot! Nous ne sommes que cela! Und wie Polizeispione, wie Häscherknechte werden wir im ganzen übrigen Deutschland verachtet und gehaßt.

Es ist, als ob ein Wahnwitz die Regierung erfaßt hätte, meinte Rahel. Können Sie denken, daß ich gestern verschiedene Personen aus den Ministerien gesprochen habe, die mir triumphirend die unglückselige Neuigkeit von der Vernichtung des österreichischen Heeres bei Ulm erzählten? Triumphirend bei einem Ereigniß, das Napoleon in kürzester Zeit zum Beherrscher Deutschlands machen muß.

Cela vous étonne! sagte Müller, der von seinem langen Aufenthalte in der französischen Schweiz, die Gewohnheit angenommen

hatte, das Deutsche mit französischen Redensarten zu untermischen. Cela vous étonne! Was werden Sie aber sagen, Mademoiselle Levin, wenn ich Sie versichere, daß alle jene Schritte, die man zu einer Annäherung an Rußland und die österreichisch-englisch-russische Triplealliance gethan hat, nur scheinbar sind!

Ich sollte es Ihnen glauben, Herr Geheimerath! aber ich vermag es nicht. Denn wozu in diesem Falle das Ausrücken unserer Truppen nach Franken, Hessen, Westphalen? Wozu die Spiegelfechterei der russischen Freundschaft, und die bevorstehende Ankunft des Kaisers Alexander?

Zur Spiegelfechterei meine Verehrte! zur Spiegelfechterei! Meinen Sie, eine Sumpfpflanze könne Rosen tragen? ein Mensch könne in seinem politischen Leben seinen Privatcharakter verläugnen? Dem widerspricht die Erfahrung der Geschichte. Stellen Sie den graden, durchweg deutschen Hardenberg an das Ruder der Geschäfte, und Sie werden Handlungen erleben, die in vernünftiger, nothwendiger Folge auseinander hervorgehend, das Vernünftige, das Ehrenwerthe erstreben und erreichen. Ein Minister, der in seinem Privatleben ein uneigennütziger Ehrenmann ist, wird auch dem Staate eine würdige, eine auf Achtung gegründete Stellung zu verschaffen wissen. Wer aber wie Haugwitz sich von einer Misere in die andere stürzt, von jämmerlichen affaires de coeur in jämmerliche intrigues d'antichambre, und noch jämmerlichere liaisons mit Illuminaten und Mystikern; wer heute sündigt nnd morgen bereut, um übermorgen wieder zu sündigen, der wird und muß gleiche Unordnung, gleiche Jämmerlichkeit über das Land bringen, dessen Angelegenheiten er leitet. Haugwitz ist es, und sein serviler Intriguengeist, qui flétrit à tout jamais la gloire de la Prusse, und der das Preußen Friedrichs des Großen zu Grabe trägt.

Eine Weile gingen sie schweigend neben einander. Dann sagte Vetter: Haugwitz soll in diesen Tagen der Geldnoth fast alle seine Gläubiger, und zwar mit französischem Gelde, bezahlt

haben. Indeß würde die Thatsache an sich Nichts beweisen, denn wir haben seit Jahren so viel französische Truppen in Deutschland, daß französische Münzen eben so häufig bei uns sind, als die deutschen.

Sie sagen Deutschland! mais c'est une chose qui n'existe plus! mein werther Herr! bemerkte der Geheimrath Müller. Nennen Sie Deutschland jene verschiedenen Länder, deren Fürsten, Oesterreich ausgenommen, nur darin einig sind, daß Jeder den eigenen Vortheil sucht, wozu denn freilich das unglückselige Preußen das erste und fortdauernde Beispiel gegeben hat? Das deutsche Oesterreich triumphirte, als es vor wenig Tagen die deutschen Baiern an der Iller geschlagen. Preußen besetzt Hannover, ein deutsches Land, für Frankreich und triumphirt über Oesterreichs Niederlage bei Ulm, wie Mademoiselle sehr richtig bemerkte. Wo sehen Sie da ein Deutschland? Bonaparte kannte die Unfehlbarkeit des Grundsatzes divide et impera! Ein starkes, einiges Deutschland war eine Macht, die ihm trotzen konnte. Fünfzig Fürsten, die einander aufreiben in kleinem Eigennutz, zerstören diese Macht und lassen dem Feinde nur die angenehme Mühe, die Brocken der einstigen deutschen Größe in seine Tasche zu stecken, in der sich das Getrennte dann wieder zu einem Ganzen zusammen findet.

Bei diesen Worten hatte man das Chausseehaus des Charlottenburger Weges erreicht, und Rahel fragte, als der Geheimrath weiter gehen zu wollen schien, ob er es nicht vorziehe, umzuwenden, da die Sonne schon tief gesunken war und der Abend kühl wurde. Aber Müller lehnte es ab.

Ich bin mit so freudigem Stolze in die Dienste Preußens getreten, sagte er, daß ich den Untergang dieses Reiches nicht ohne den bittersten Kummer anzusehen vermag. Denken Sie, daß ich, berufen hier die Geschichte des großen Friedrich, die Geschichte Preußens zu schreiben, jetzt als Historiograph des Königshauses die schmachvollen Ereignisse der Gegenwart aufzuzeichnen habe. Ich will nach Charlottenburg hinausgehen, den Herzog

Karl von Strelitz aufzusuchen, um durch diesen Bruder, den die Königin liebt, immer und immer wieder den Nothruf an ihr Ohr dringen zu lassen.

Das heißt das Faß der Danaiden füllen, Herr Geheimrath, meinte Vetter, so lange Haugwitz allein das Ohr und das Vertrauen des Königs besitzt.

Wohl möglich! aber wie die Danaiden, folge ich einem eisernen Müssen, einer innern Nothwendigkeit. Lassen Sie mir den Trost, d'avoir fait mon devoir, d'avoir fait tout ce que je pouvais, um nicht den Untergang der Monarchie des großen Königs schreiben zu müssen.

Mit diesen Worten verließ Johannes Müller die beiden Andern, welche den Rückweg antraten. Rahel ging nun an Vetters Arm zurück, und die Unterhaltung wendete sich bald auf den Prinzen Louis Ferdinand. Vetter fragte, ob Rahel nicht wisse, wie man das Gesuch des Prinzen aufgenommen habe, ihm eine der ausrückenden Heeresabtheilungen anzuvertrauen?

Man hat es mit dem Vorgeben abgelehnt, daß der Herzog von Braunschweig, der Fürst Hohenlohe und der Kurfürst von Hessen als ältere Generale bereits dazu ernannt worden seien.

Und wie nahm es der Prinz?

Lieber Freund! wie nimmt man Tantalusqualen? — Nichts! aber Nichts kann er erlangen, nicht Wirksamkeit, nicht Ruhe, ja nicht einmal eine schöne hohe Liebe, die doch bei seiner Natur so leicht erreichbar scheinen müßte.

Aber Pauline?

Liebt er leidenschaftlich, und dennoch ohne eigentliches Glück. Es ist wunderbar: während Wiesel, der ihr Nichts als Leid bereitet, sie heute noch so vollkommen beherrscht, daß der Prinz ihre Scheidung von ihm nicht durchzusetzen vermag, welche er schon seit seiner Reise forderte, ist der Prinz noch nicht dahin gelangt, wirkliche Herrschaft über Pauline zu gewinnen.

Früher, sagte sie dann nach einer Pause, habe ich mich oft gefragt, worin es liegt, daß manchem Menschen, daß zum Beispiel dem Prinzen, daß mir aber auch gar Nichts gelingt; habe nachhelfen, das Schicksal spielen, ordnen und zurecht legen wollen. Jetzt ergebe ich mich in das Leidenmüssen, denn ich weiß, woher es kommt und daß es nicht anders sein kann.

Und worin besteht diese Einsicht, Rahel!

In der einfachen Erkenntniß, daß der Boden gesund sein muß, auf dem Glück aufgehen soll. Wer aber keinen ausfüllenden, ihm natürlichen Beruf im Leben findet, dem fehlt der gesunde Boden. Und weil ein solcher mir, weil er dem Prinzen fehlt, sind wir die Narren des Glückes geblieben, während Henriette, die ihn hat, sich in der Erfüllung ihrer Mutterpflichten zurechtgefunden, und durch diese ihr naturgemäße Entwicklung, auch die warme Neigung des Vaters ihrer Kinder wieder gewonnen hat. Ich bin neulich ganz erstaunt darüber, wie gefaßt und wie ruhig sie geworden ist. Und sie wird durch diese Ruhe besser und anmuthiger, als sie jemals war.

Wiesel behauptete dieser Tage, meinte Vetter, der Prinz werde sich der Kinder wegen mit Henriette trauen lassen.

Nicht mit Henriette, und auch mit Pauline nicht! entgegnete Rahel. Denn weil er Beide liebt, weil er keine von Beiden leiden sehen kann, leidet er für Alle und wird von den Furien der widersprechendsten Gefühle so lange umhergetrieben werden, als noch ein Funken Lebenskraft in ihm sein wird. Er fühlt und weiß das selber, dieser Ueberzeugung muß er leben, ein Prinz sein, witzig sein und lächeln, und außerdem zusehen, daß Preußen untergeht.

Neuntes Kapitel.

Nehmen Sie Platz! und vielen Dank! mein werther Herr! sagte einige Tage später der erste Kanzleirath des Haugwitzschen Ministeriums, als der junge Wegmann Abends in die Geheimkanzlei getreten war, deren Thüre der Secretair sorgfältig hinter dem Ankommenden verschloß.

Sie haben also meine Sendung erhalten, Herr Kanzleirath!

Zuverlässig! werther Herr Wegmann! und auch die schöne Zugabe für meine Frau, die auf das Angenehmste von Ihrer Galanterie überrascht worden ist.

Ich habe den Shawl von Paris mitgebracht, bemerkte Karl, wo ich leider durch das Ausbleiben der Zahlung jener zweiten Hälfte der vierzigtausend Thaler, so ungemein lange aufgehalten wurde. Erst heute bin ich hier eingetroffen, und mein erster Gang ist zu Ihnen, um Sie an Ihr anderweitiges Versprechen zu erinnern. Haben Sie die Ursachen endlich ermitteln können, um derentwillen man so hartnäckig die Entlassung meines Bruders verweigert, die mir so sehr am Herzen liegt?

Diese Entlassung wird schwer zu erlangen sein verehrter Freund! bedeutete der Kanzleirath, so lange Ihr geschätzter Herr Vater dieselbe nicht in Person begehrt. Denn da Ihr Bruder nur kör-

perlich angegriffen, nicht organisch krank ist, liegt gar kein Grund für seine Freigebung vor.

Gesetzlich nicht, das weiß ich! aber man ist sonst ja in gleichem Falle nicht eben streng gewesen, warum will man hier sich denn so eisern an den Buchstaben des Gesetzes binden?

Der nahe Ausbruch des Krieges! meinte achselzuckend der Beamte, und manche andere Rücksicht —

Herr Kanzleirath! sprechen Sie es aus, was Sie mir verschweigen. Der Ausbruch des Krieges ist es nicht allein, wie Sie selbst mir andeuten. Welche Rücksichten hindern es, daß man für meinen Bruder einen Ersatzmann annimmt, den ich so groß und so kräftig stellen will, daß Friedrich Wilhelm der Erste ihn in seine Garde aufnehmen könnte. Sie wissen, Herr Wiesel und selbst seine Hoheit Prinz Louis haben sich bei dem Regimentskommandeur dafür verwendet, als meine Geschäfte mich zu schleuniger Abreise zwangen.

Sehen Sie, Werthester! sagte der Kanzleirath, sich nahe zu Wegmann hinneigend und die Hand auf seinen Arm legend, während er leiser sprach, sehen Sie, Werthester, das war eben das Unglück. Hätten Sie die Sache abgemacht, wie Sie selbst sie angefangen, so wäre das mit dem Unteroffizier, dem Feldscheer und dem Regimentskommandeur ein Leichtes gewesen. Nun aber reisten Sie ab, Herr Wiesel ging in Ihrem Auftrage zu dem Obersten, bezog sich auf den Beistand des Grafen Haugwitz, des Prinzen Louis Ferdinand. Der Obrist, um dem Grafen Haugwitz seine Bereitwilligkeit zu zeigen, fragte bei seiner Excellenz persönlich an, und damit war denn eben die Sache verloren.

Aber erklären Sie mir nur, was kann Graf Haugwitz daran liegen, ob mein Bruder frei wird oder nicht, da er in der That von dem ihm ungewohnten Leben so leidend ist, daß er unmöglich einen Marsch, einen Feldzug in dieser Jahreszeit ertragen könnte. Ich würde im Augenblicke des Krieges nicht Alles daran setzen,

ihn dem Dienste zu entziehen, wäre es nicht eine Nothwendigkeit für seine Erhaltung.

Der Kanzleirath rückte noch näher. Wissen Sie, wie Herr Wiesel jene Bewilligung der vierzig tausend Thaler erlangte? Graf Haugwitz steht sich schlecht mit dem Prinzen Louis, und wünschte ihn von Berlin zu entfernen. Herr Wiesel versprach die Entfernung zu bewirken, und hielt nicht Wort. Darum zögerte man, Ihnen den Rest des Geldes auszuzahlen; darum, weil man dem Prinzen und Herrn Wiesel nicht gefällig sein wollte, hat man die Freilassung Ihres Herrn Bruders hintertrieben. Ich habe zufällig erfahren, daß man diese Einmischung des Prinzen in die Angelegenheiten fremder Regimenter übel gedeutet, und höchsten Ortes an Vorgänge erinnert hat, bei denen er einmal durch ähnliche Einmischungen in schlimme Verwickelungen mit einem Offizier gerathen ist. Ich weiß auch, daß man ihn höchsten Ortes zur Vorsicht ermahnt und ihm nochmals streng alle Uebergriffe in Angelegenheiten verboten hat, die nicht in sein Ressort gehören.

Und zu welchen Schritten würden Sie mir bei dieser Lage der Sache jetzt noch rathen können, um an mein Ziel zu gelangen?

Es käme auf einen Versuch an, meinte nach einigem Besinnen der Beamte, ob sich nicht durch die kleine Nina vom Ballette Etwas erreichen ließe. Es ist ein hübsches, artiges Kind, wohlgelitten bei hochstehenden Personen, hat schon hie und da eine carte blanche zu erschmeicheln gewußt, die man nachher nicht zurück zu nehmen vermochte. Sie sah das Ameublement, zu dem Sie uns den Stoff gesendet, und fand es sehr hübsch. Vielleicht könnte sie Etwas thun. Dabei, mein werther Freund, fällt mir ein zu fragen, ob man dieses Zeug wohl auch in anderen Farben hat? Sie wünschen bei mir zu Hause ein zweites Zimmer einzurichten, und baten mich, gelegentlich nachzufragen, ob der Stoff vielleicht aus Ihrer Fabrik genommen sei, und ob man auch im Handel davon erhalten könnte?

Ich werde für das Nöthige sorgen, antwortete Wegmann kurz, und stand auf, sich zu empfehlen. Als er schon an der Thür war, rief ihn der Kanzleirath zurück. Sprechen Sie vor allen Dingen doch noch einmal mit dem Kriegsrath Momsen. Er pflegt Abends im Theater zu sein, und wird heute gewiß nicht fehlen, da man den Tell von Schiller aufführt, dem die höchsten Herrschaften beiwohnen sollten. Schlüge aber Alles fehl, so bleibt noch der Versuch übrig, sagte er, daß Ihr Bruder bei dem Ausrücken des Regiments, das in den nächsten Tagen erfolgen muß, sich aus dem Staube zu machen sucht. Sie müßten dann die Etappen wissen und dort vorsorgen. Was ich Ihnen dabei helfen kann, soll gern geschehen.

Die Hand im Unmuthe zusammenballend, stieg Wegmann die Treppe des Ministeriums hinab, um sich nach dem Schauspielhause zu verfügen.

Die Straßen waren strahlend erleuchtet, die Ankunft des Kaisers von Rußland zu feiern, aber in den Gemüthern der Einsichtigen sah es nicht so heiter und strahlend aus.

Die französische Besetzung von Anspach und Bayreuth hatte auch den Gleichgültigeren die Augen geöffnet. Man begriff die drohende Gefahr, und das Erscheinen des Kaisers, dessen liebenswürdige, ritterliche Persönlichkeit Männer und Frauen begeisterte, ward deshalb als ein Rettungsmittel begrüßt, das die Hoffnung politischer Aenderungen in Aussicht stellte. Wo sich der Kaiser in Begleitung des Königs zeigte, scholl ihrer Vereinigung von allen Vaterlandsfreunden ein Vivat entgegen, von allen Gebildeten erklang der Ruf zu den Waffen, zum Kampfe, nur am Hofe sprach man noch von Ausgleichungen, und wollte den Frieden.

In den Theatern ward jede Anspielung auf die Erhebung eines Volkes, auf die Freiheit der Nationen mit Beifallssturm empfangen, und die Aufführung des Wilhelm Tell von Schiller, der zum erstenmal in Berlin gegeben werden sollte, wurde förmlich als ein politisches Zugeständniß an den Willen der Kriegspartei betrachtet.

Der ganze Hof sollte der Darstellung beiwohnen. Der Prinz hatte Wegmann aufgefordert, ihm die Auskunft über den Erfolg seiner Unterhandlung mit dem Kanzleirath in das Theater zu bringen. Wegmann sollte am Ende des dritten Aktes den Adjutanten des Prinzen im Büffetzimmer treffen. Da es aber durch die große Galaerleuchtung sehr warm in den Logen geworden, war der Prinz selbst mit seinem Adjutanten hinabgegangen, noch ehe der Akt zu Ende war. Hinter einem Wandschirm, den man in dem Büffetzimmer zum Schutze gegen die Zugluft aufgestellt hatte, nahm der Prinz, in seinen Mantel gehüllt, einen Platz, von dem aus er die Anwesenden sehen konnte, ohne gesehen zu werden.

Das Zimmer war noch fast leer, als Wegmann eintrat, nur in einer Ecke, zunächst dem Platze des Prinzen, saßen jenseits des schützenden Schirmes drei Männer in eifrigem Gespräche bei ihren Punschgläsern. Ein Vierter ging, eine Melodie vor sich hinsummend, auf und ab. Die Trinkenden hatten sich hier fest niedergelassen, und schienen die Aufführung des Tell nicht weiter ansehen zu wollen.

Der Eine war ein königlicher Stallmeister, der Andere eben jener Kriegsrath, an den Wegmann gewiesen worden war. Diese Beiden machten die Erzähler, und besonders der Kriegsrath, ein noch junger Mann, legte in jede seiner Aeußerungen das ganze Gewicht der hohen Bedeutung, die er sich selbst zuschreiben mochte. Der Dritte, ein wohlhabender Materialhändler, hörte ruhig zu, seinen Punsch trinkend, und nur hie und da eine Frage dazwischen werfend.

Nachdem Wegmann dem Prinzen die Erfolglosigkeit seiner bisherigen Bemühungen mitgetheilt hatte, rieth dieser ihm, sich gleich hier an den Kriegsrath zu machen, dem Wegmann schon bekannt war. Ich höre ihn ohnehin schon eine ganze Weile und mehr als nöthig über Krieg und Frieden unterhandeln, sagte der Prinz. Vielleicht erfahren Sie irgend Etwas, das Ihnen nützlich ist, ohne daß Sie darum zu fragen brauchen.

Wegmann trat hinzu, der Kriegsrath lud ihn ein, Platz zu nehmen, und der Kaufmann sagte, in der Unterhaltung fortfahrend: ich kann's mir nur nicht denken, daß wir nun, so mir nichts, dir nichts in den Krieg ziehen werden. Wir sind nicht vorbereitet, und Rußland und Oesterreich, die fix und fertig da stehen, die werden nicht erst auf uns warten.

Nicht fertig? meinte der Kriegsrath. Wer sagt Ihnen Das? Es ist Alles in Ordnung, Alles fertig, bis in die kleinsten Details der Pläne, nach denen die Truppen zusammengezogen werden sollen.

Ja, es ist ohne Frage, bekräftigte der Stallmeister, denn sehen Sie, ich darf es unter Freunden sagen, wir haben geheime Ordre, die Kriegspferde zuzureiten, und auch die Equipagen werden schon besorgt.

Wie oft sind schon Plane entworfen und Ordres gegeben, meine Herren! wendete Wegmann ein, die widerrufen worden sind! Ich werde erst dann an den Krieg glauben, wenn die erste Schlacht geschlagen sein wird.

Nun! rief der Kriegsrath, der sich durch den Zweifel in seine Aussagen beeinträchtigt zu fühlen schien, wenn Ihnen denn mein Wort nicht genügt, so glauben Sie vielleicht meinen Papieren. Ueberzeugt Sie das? — damit zog er seine Brieftasche hervor, und legte zwei Papiere auf den Tisch: den Plan der Truppenaufstellung und die Liste der Lieferungen, welche man ausgeschrieben hatte.

Während Wegmann und der Stallmeister sich die Zusammenziehung der Truppen auseinandersetzen ließen, nahm der Kaufmann die Lieferungsliste zur Hand, und sagte: Sagen Sie mir, mein verehrter Herr Kriegsrath! könnte man nicht auch Etwas von diesen Lieferungen erhalten? Die Zeiten sind schwer, und — fügte er hinzu, sich flüsternd zu dem Kriegsrath hinüber neigend — und man würde nicht undankbar sein.

Mein lieber Mann! entgegnete der Kriegsrath, sich mit einer Protektormiene in den Sessel zurücklehnend, das sagt ein Jeder; aber die Begriffe über Dankbarkeit sind verschieden. Zudem haben der Herr Minister und der Herr Geheimrath selbst diejenigen bestimmt, welche die Lieferungen übernehmen sollen. Sehen Sie, diese Herren haben Verpflichtungen gegen Personen, die ihnen dienstlich behilflich waren, gegen die man sich abfinden will. Da wird denn die Gelegenheit benutzt, und uns bleibt nur die Verfügung über kleine Posten, zu Gunsten irgend eines Freundes.

So ablehnend diese Antwort schien, ließ sich's der Kaufmann nicht anfechten. Wenn es mit den Lieferungen eben Nichts wäre, meinte er, so könnte man doch vielleicht an den Ruheplätzen noch einen kleinen Gewinn erzielen, wenn man diejenigen Bedürfnisse, Tabak und desgleichen, hinschickte, welche an kleinen Orten nicht in nöthiger Menge vorräthig zu sein pflegen. Für die bloße Mittheilung der Marschroute, der Rasttage würde ich dem verehrten Herrn Kriegsrathe schon äußerst dankbar sein.

Nun das ließe sich machen Bester! lächelte der Kriegsrath, so Etwas ließe sich machen. Besuchen Sie mich gelegentlich, und hier können Sie ja vorläufig sich den Plan einmal ansehen.

Darauf fing er an, dem Kaufmanne, der sich auf der Karte nicht zurecht zu finden wußte, die beabsichtigten Operationen mit allen Details auseinander zu setzen, wobei der umhergehende Fremde, der den Kriegsrath immerfort im Auge behalten hatte, näher zum Tische heran trat, und aufmerksam seinen Worten folgte.

Ungeduldig sprang der Prinz empor. Es ist um rasend zu werden: sagte er zu seinem Adjutanten. Das sind nun die königlichen Diener, das ist ihre Pflichttreue, ihre Amtsverschwiegenheit! Der elendeste Lakai in der Livree des erbärmlichsten Herrn dient treuer, als diese vornehm thuenden, aufgeblasenen Verräther. Wer nur der herumschleichende Fremde sein mag? Fragen Sie doch nach?

Der Adjutant wendete sich an den Besitzer des Büffets, und kam mit der Nachricht zurück, es sei ein Franzose, der deutsch spreche und das Theater oft besuche. Befehlen Hoheit, den Kriegsrath vielleicht zu warnen?

Kann denn auch nur Einer dieser Plane ausgeführt werden, die nur auf dem Papiere möglich sind? und ist der Kriegsrath der Einzige, der sie verräth? entgegnete bitter der Prinz. Sie hören ja von Wegmann, und wir wissen aus eigener Erfahrung, wie elend die Mehrzahl dieser Klasse ist, wie ihre schlechte Besoldung und ihre Habsucht sie Alle käuflich gemacht haben. Wie sie jetzt kleine Dienste für kleinen Gewinn verkaufen, werden sie das Land verkaufen, sobald der rechte Preis geboten wird. Oben im Saale klatscht dieses vornehme Gesindel dem Patriotismus eines Tell, eines Stauffacher Beifall, weint Thränen der Rührung, und verschachert in der nächsten Minute sein Vaterland! Es widert mich an, ich mag nicht mehr hineingehen. Lassen Sie den Wagen kommen!

Zehntes Kapitel.

Die Lage des Prinzen, welche dem Hofe gegenüber schon seit Jahren eine peinliche gewesen war, hatte sich, seit Parteiungen in der öffentlichen Meinung eingetreten waren, noch verschlimmert, und steigerte sich während der Anwesenheit des Kaisers Alexander fast bis zum Unaushaltbaren. Dem Kaiser stand die ganze Natur des Prinzen, in ihrer lebhaften Jugendkraft und Thatenlust, viel näher als das zögernde, verschlossene Wesen des Königs. Dazu kam, daß der Prinz sich von jeher für den Krieg und für eine Verbindung mit Rußland erklärt hatte, von der man noch immer nicht mit Gewißheit voraussehen konnte, ob der König sie jetzt schon, und in wie weit er sie eingehen werde.

Vom Könige mit Mißtrauen betrachtet, von des Grafen Haugwitz Spionen unabläßig bewacht, hatte der Prinz dennoch nicht die Freiheit, sich von Berlin zu entfernen, und war gezwungen, allen jenen Festen beizuwohnen, welche die Anwesenheit des Kaisers und seiner militairischen Begleitung, sowohl am Hofe, als in den Zirkeln der Aristokratie veranlaßte.

Die Feste dieser letzten Kreise übertrafen an Ausdehnung Alles, was man jetzt der Art als üblich annimmt. Graf Stadion, der österreichische Gesandte, hatte die Sitte eingeführt, daß man sich

Abends acht Uhr zum Spiele versammelte, dem gegen Mitternacht das Souper folgte. Nach diesem begann der Tanz, der bis zum Morgen währte, worauf die ganze Gesellschaft, so lange die Jahreszeit es irgend zuließ, sich in bereit gehaltenen Wagen zu einem Frühstück auf das Land verfügte, und oft erst am Nachmittage in die Stadt zurückkehrte.

Ein solches Fest war von dem Grafen Haugwitz in der letzten Woche des Oktober, den russischen Offizieren zu Ehren, veranstaltet worden, und die Prinzessin Ferdinand hatte ihren Sohn selbst aufgefordert, sich nicht davon auszuschließen. Es war gegen eilf Uhr Mittags, als die Gesellschaft von dem Landgute des Grafen heimkehrte, und der Prinz, seinen Wagen am Thore verlassend, den Weg nach seiner Wohnung zu Fuß zu machen beschloß.

An den beiden vorhergehenden Tagen war die Wachtparade nicht abgehalten worden, weil man einigen ausrückenden Bataillonen das Geleit gegeben hatte. Jetzt war die Stunde derselben bereits vorüber, dennoch sah der Prinz schon von fern, daß sie noch nicht aufgelöst sei. Einige der Gardeoffiziere, welche an dem Haugwitz'schen Feste Theil genommen, und des Dienstes wegen früher heimgekehrt waren, standen mit bleichen, übernächtigen Gesichtern noch beisammen auf dem Platze. Sie besprachen mit der müden Gleichgültigkeit der Uebersättigung die Anordnung des Festes und die Schönheit der Frauen, als der Prinz mit der Frage an sie heran trat, weshalb man noch nicht auseinander gegangen sei?

Ein Füsilier läuft Spießruthen, Hoheit! berichtete der Gefragte mit vollkommener Theilnahmlosigkeit.

Es war ein schlanker, schöner Jüngling, an dem die Exekution vollzogen wurde. Hundert Mann von der Wachtparade hatte man in zwei Reihen aufmarschiren lassen, und jeden derselben mit einer starken Weidenruthe bewaffnet. Zwischen diesen ging mit entblößtem Oberkörper der Sträfling; vor ihm ein Unteroffizier mit umgekehrtem Kreuzgewehr, die Spitze gegen ihn gewendet, ein anderer

Unteroffizier ihm nach; und hinter den beiden Reihen zum Schlagen kommandirter Soldaten, befanden sich zwei Regimentsadjutanten, um Jeden sogleich zu strafen, der nicht tüchtig auf den Delinquenten loshieb.

Kein Laut regte sich, nur die Weidenruthen pfiffen durch die Luft. Um bei solchen Exekutionen das Schreien der Gepeitschten unhörbar zu machen, steckte man ihnen eine große Bleikugel in den Mund, welche zugleich verhinderte, daß sie sich, im Schmerz die Zähne zusammenbeißend, nicht die Zunge beschädigten und für den weitern Dienst unbrauchbar wurden.

Das Blut rieselte bereits über den Rücken des Jünglings hernieder, dessen Gesicht die furchtbarsten Schmerzen verrieth. Als der Prinz hinblickte, war der empörende Akt vorüber, man nahm dem Gestraften die Bleikugel aus dem Munde, mit einem Schmerzenslaut brach er ohnmächtig zusammen, und ein Paar Kameraden sprangen hinzu, ihm mitleidend Hilfe angedeihen zu lassen, als Buße für die Grausamkeit, zu der man sie gezwungen hatte.

Unter dem schmerzlichen Eindrucke dieser letzten Scene, langte der Prinz ermüdet in seiner Wohnung an. Auf der Vorflur fand er den alten Wegmann, der sich todtenbleich und entstellt zu seinen Füßen warf. Retten Sie, retten Sie! allergnädigster Prinz! Das waren die einzigen Worte, welche er hervorzubringen im Stande war.

Eine schwere Ahnung zuckte durch des Prinzen Herz. Er hob den Alten auf, führte ihn in das nächste Zimmer und fragte, was geschehen sei.

Mein Sohn! mein Fritz! — Er wird mir fluchen, er wird der Mutter fluchen! — Wir, unser Hochmuth, unsere Verblendung tragen die Schuld! Retten Sie um Gottes Willen.

Aber was ist geschehen? fragte der Prinz nochmals dringender; ich muß wissen, was geschehen ist, um helfen zu können!

Das Mädchen kam nach Berlin, hub der Alte an, voraus-

setzend, ein Jeder müsse diese Verhältnisse kennen. Das Mädchen kam nach Berlin, weil sie einen alten Mann nicht nehmen wollte. Sie sahen sich, so oft er Urlaub hatte, der Karl wußte darum, er war der einzige Gerechte unter uns. Jetzt soll sie Mutter werden, Fritz wollte fort mit ihr, er war selbst krank und konnte es nicht ertragen, sie in dem Zustande allein zu wissen. Karl hatte des Bruders Freiheit noch nicht erlangt, aber er hoffte sie zu erlangen, und gab dem armen Weibe Geld zu leben bis dahin. Das Geld haben die Unglückseligen zur Flucht benutzt. Er ist eingeholt und soll — Thränen stürzten aus des Greises Augen, seine Zunge versagte den Dienst, das Furchtbare auszusprechen, bis er endlich, sich händeringend dem Prinzen nochmals zu Füßen werfend, mit erstickter Stimme die Worte hervorstieß: Mein Sohn, mein leiblicher Sohn! Er muß Spießruthen laufen, wenn Sie nicht Hilfe schaffen.

Der Ruf es ist zu spät! schwebte auf den Lippen des Prinzen, aber er wollte dem Vater die schmerzliche Botschaft vorenthalten, bis er wenigstens die Kunde hinzufügen konnte, daß der Sohn noch lebe.

Wo ist Ihr älterer Sohn? fragte er.

Er ist zu Mademoiselle Levin gefahren, um vielleicht Hoheit dort zu treffen. Auch das Mädchen war bei ihr, ihre Bekannten hatten sie dorthin gewiesen, um Fürbitte und Protektion zu erflehen.

Und ist Ihre Frau zu Hause? forschte der Prinz weiter, um den Greis in die Nähe befreundeter Personen zu bringen.

Sie wollte mit der Schwiegertochter in ihrer Todesangst zum Obristen, um dort für ihn zu bitten.

So erwarten Sie mich hier, ich werde selbst nachsehen und Ihnen Kunde bringen.

Der Prinz befahl anzuspannen, und wollte da es geschehen war, den Wagen besteigen, als Karl Wegmann mit jener Ruhe in das

Zimmer trat, welche die Gewißheit eines unabänderlichen Unglücks über starke Charaktere bringt.

Nun? Nun? rief der Alte. Kommt er frei? erläßt man ihm die Strafe?

Sie ist vollzogen, Vater! antwortete Karl tonlos.

Gott des Himmels! Du strafst mich hart! — und wo ist er? lebt er? hat er's überstanden? fragte der Vater nach einer Pause.

Da fiel der Sohn dem Vater um den Hals, und mit einem Strome heißer Thränen, in denen seine Mannesstärke unterging, sagte er: Fritz hat's überstanden, er hat ausgelitten.

Der Prinz schlug schmerzhaft beide Hände vor das Gesicht und verließ das Gemach.

Der Tag entschwand ihm in dem furchtbaren Nachklang dieser Erlebnisse. Gegen den Abend hin ging er zu Rahel. Sie wußte bereits um Alles.

Wie starb er denn? fragte der Prinz.

Er muß sich, sobald er verbunden worden war, von seinem Lager erhoben haben, einen Dolch hervorzuziehen, den er seit Wochen in seinem Strohsack verbarg, mit diesem hat er sich das Herz durchbohrt.

Der Prinz schauderte, und Rahel fuhr fort: Ich bin jetzt ganz ruhig, weil ich all meine Schmerzeskraft erschöpft habe in dem Leiden mit dem unglückseligen Mädchen, das den ganzen Morgen bei mir zugebracht hat. Sehen Sie, Prinz! da bluten tausend Wunden auf einmal hervor. Wissen Sie, warum die Arme das Vaterhaus floh? Weil man sie nach Rußland einem alten, fremden Manne verkuppeln wollte. Und wissen Sie, was die Juden zwingt, ihre so heißgeliebten Kinder weit von sich in der Fremde an Fremde zu verheirathen? Die wahnsinnigen Gesetze Ihres Landes, welche, uns auszutilgen von der Erde wie giftiges Gewürm, es nur zwei Kindern jeder jüdischen Familie gestatten, sich in der Vaterstadt zu verheirathen und anzusiedeln. Ich selber Prinz!

Ihre Freundin, Rahel Levin, ich bin auch heimathlos in der Heimath. Ich habe mein Heiraths-Privilegium dem Bruder abgetreten — und es ist gut, daß es so ist, daß ich einsam, kinderlos sterben werde. Ich hätte nicht den Muth, den Fluch, den Ihr auf uns geworfen habt, fortzupflanzen auf ein Kind, das ich unter meinem Herzen getragen, an meiner Brust genährt hätte O! die Unmenschlichkeit unserer Zustände ist himmelschreiend, und ich glaube nicht mehr an Gott, wenn er sie noch lange duldet.

Elftes Kapitel.

Den Tagen der Hoffnung, welche die Ankunft des Kaisers erzeugt, schien auch eine Erfüllung folgen zu sollen. Preußen schloß sich so weit an Rußland und Oesterreich an, daß es Napoleon Vorschläge zur Ordnung der europäischen Verhältnisse vorlegte, welche Graf Haugwitz mit der Erklärung nach Paris zu überbringen gesendet ward, daß Preußen in der Mitte des Dezember den Krieg beginnen werde, wenn Napoleon jene Vorschläge nicht annehmen sollte.

Die Vorbereitungen zum Kriege wurden dabei in Berlin immer ernstlicher betrieben, und die Truppen, besonders die Garderegimenter, fanden ihrer Freude kein Ziel, daß sie endlich in die Lage gesetzt werden würden, die Lorbeeren zu pflücken, welche das lange Zögern der Regierung ihnen bisher vorenthalten hatte. Indeß ihre Zurüstungen für den Kampf waren nicht so kriegerisch, als ihre Worte. Man ließ bequeme Zelteinrichtungen, Feldbetten, Feldequipagen machen, und jene Franzosen von Roßbach, welche mit ihren Schmink- und Pomadebüchsen noch immer der Gegenstand des preußischen Spottes waren, konnten schwerlich üppiger und verweichlichter gewesen sein, als man die preußischen Offiziere nach ihren Bequemlichkeitsvorrichtungen glauben durfte.

Endlich zu Anfang des Dezembermonats rückten einige Regimenter, von Berlin aus nach Sachsen und Thüringen vor, unter denen sich auch das Regiment des Prinzen befand. Aber schon wenig Tage darauf verbreitete sich die Nachricht von der am Krönungstage Napoleons bei Austerlitz erfolgten furchtbaren Niederlage der Oesterreicher und Russen in Berlin, und gleich darauf kehrte Graf Haugwitz mit neuen Friedensvorschlägen aus Paris zurück, welche man, da Oesterreich und Rußland sich von dem Kampfplatze zurückzuziehen gezwungen waren, nothwendig annehmen mußte.

Von seiner Siegeshoffnung, von der Kampfesluft sank das preußische Militair zur tiefsten Muthlosigkeit herab, denn Jeder gestand sich, daß der Augenblick des Einschreitens vorüber sei, und daß man jetzt Alles zu dulden genöthigt sein werde, weil man die Zeit zum Handeln versäumt habe. Die Aristokratie, welche ihre dem Soldatenstande angehörigen Söhne überall, wo sich die thatenlos heimkehrenden zeigten, verspottet sah, war nun plötzlich gegen den Frieden und gegen den König empört. Die Bürger, mit Recht die Summen in Betracht ziehend, welche das Militairwesen seit den Zeiten des großen Königs verschlungen hatte, warfen dem König und dem Heere vor, wie unnütz das Letztere sei, wenn es nicht einmal die Abtretung der treu preußisch gesinnten Lande Anspach und Bayreuth zu hindern vermocht habe. Kurz, die Unentschlossenheit, das Zaudern und die Halbheit, mit welcher der König den Interessen jeder Partei seines Landes und den eigenen Neigungen zu genügen gemeint hatte, um allgeliebt zu werden, hatten es dahin gebracht, ihm den Tadel aller Parteien, und seiner Regierung das Mißtrauen des ganzen Landes zuzuziehen.

Aber der Volksunwille, so mächtig er war, stand trotz dem noch immer unter dem Banne der fesselnden Gewohnheit. So lebhaft war die Begeisterung für den großen Friedrich gewesen, so tief gewurzelt die Anhänglichkeit für seine Dynastie, daß man den

König weniger hart anklagte, als seinen Minister, den Grafen Haugwitz, in welchem das Volk den Anstifter der schmachvollen Abtretung preußischer Erblande an Frankreich, den Urheber seiner demüthigenden Stellung überhaupt verdammte.

Unter diesen Umständen kehrte auch Prinz Louis mit seinen Truppen nach wenig Wochen ohne Schwertschlag heim. Es war in den letzten Tagen des Jahres, als er früh Morgens in seiner Wohnung anlangte. Erst spät am Abende entschloß er sich auszufahren, um sich in das Palais seiner Eltern zu verfügen. Eine unruhige Volksbewegung machte sich in den Straßen bemerkbar. Einzelne Gruppen von Männern standen beisammen, lebhaft sprechend und gestikulirend. Je näher man dem Palaste des Grafen Haugwitz kam, um so unruhiger wurde es auf dem Wege, bis endlich vor demselben der Wagen des Prinzen in ein so dichtes Gedränge gerieth, daß man kaum noch im Schritte zu fahren vermochte.

Wohlgekleidete Männer der höhern Stände, Offiziere aller Regimenter, darunter eine große Anzahl Garde du Corps hatten sich, in Mäntel gehüllt, hier versammelt, umringt von jener Volksmasse, welche sich in großen Städten bei jedem auffallenden Ereignisse lawinenartig zusammen ballt. Jeder, auch der Kenntnißloseste begriff, um was es hier sich handelte: um den Verrath an der Volksehre, um den Verrath einer Nation durch die Regierung.

Wie lange wird das Geld reichen, rief ein großer, starker Mann, das der Herr Graf für den Verkauf von Anspach und Bayreuth erhalten hat? Was kostet solch liederliche Wirthschaft! Ist's zu Ende, so wird wieder geschachert werden, und der Graf verkauft uns so sicher, als er die treuen Anspacher verkauft hat.

Verkaufen? uns? das soll er probiren! dawider haben wir Fäuste! schrie ein Anderer. Schlagt den Hund todt, ehe er wieder Preußen verschachern kann.

Was kriegt er für die Seele? scholl es von einer dritten Seite,

und zugleich flogen mit dem Rufe: man muß anklopfen, damit man Antwort bekommt, zahllose Steine in die Fensterscheiben

Pereat dem Seelenverkäufer! Nieder mit dem Schacherer! dem Verräther! donnerte es von allen Ecken, und Koth- und Steinwürfe regneten gegen das Haus.

Vergebens versuchten Polizeibeamte und Gensd'armes Ordnung zu schaffen. Zum erstenmale seit vielen Monaten wurde das Militair von den Civilpersonen gut angesehen; Offiziere und Bürger machten zum erstenmale wieder gemeinschaftliche Sache, aber nicht für, sondern gegen die Regierung. Dahin hatte man es in dem monarchisch gesinnten Lande durch Mißkennen der Zeit und der Umstände gebracht.

Plötzlich wendete sich die Aufmerksamkeit eines Mannes der zum Stillstehen gezwungenen Equipage zu. Man erkannte die königliche Livree, ein Offizier der Garde du Corps erkannte den Prinzen. Im gleichen Augenblick war er an der Thüre des Wagens. Der Ruf: Prinz Louis! Vivat Prinz Louis! erscholl. Man drängte sich heran: Lassen Sie es nicht geschehen! Fordern Sie Rettung unserer Ehre! Gnädigster Herr! verlassen Sie das Land nicht! Halten Sie zu uns Prinz! riefen verschiedene Stimmen durcheinander.

Mit Mühe gelang es dem Prinzen, dem Andrange zu wehren. Er erinnerte, den Wagen verlassend, die nächststehenden Offiziere an ihren Eid, ermahnte sie, sich nicht vom Augenblicke hinreißen zu lassen, und suchte so schnell als möglich dieser Scene zu entfliehen. Zu Fuß langte er in dem Palaste seiner Eltern an, entschlossen, seiner Mutter, welche leidend war, die Vorgänge auf der Straße wo möglich zu verschweigen.

Prinz Ferdinand hatte sich, wie immer, früh zur Ruhe begeben; die Prinzessin wartete ihres Sohnes. Auf einem Armstuhl ruhend, der neben dem Kamine stand, hatte sie das Haupt in die Kissen zurückgelehnt, und betrachtete in träumerischem Sinnen die

aufspringenden und wieder erlöschenden Funkengarben des Feuers. Sie hatte sichtlich gealtert in den letzten Monaten; ihre stolze Haltung schien gebrochen, körperliches oder geistiges Leid war über ihre Züge Herr geworden. Sie sehen angegriffen aus, meine Mutter! sagte der Prinz, ich erfuhr am Morgen, daß Sie leidend wären. Wie fühlen Sie sich jetzt?

Du wußtest mich krank und warst Tagüber in Berlin, ohne mich zu besuchen! entgegnete sie vorwurfsvoll. Willst Du mich im Voraus daran gewöhnen, die Achtung zu entbehren, welche man mir schuldet?

Mutter! wenn Sie von solchen Ahnungen erfüllt sind, wie ich — wenn Sie denken, empfinden, wie ich, rief der Prinz, all' seine Vorsätze die Mutter zu schonen vergessend, dann werden Sie es begreifen, daß ich an dem Tage nicht durch die Straßen gehen mochte, an dem ich ruhmlos, ohne Schwertschlag, als ein Besiegter heimkehrte. Sie müssen fühlen, was es heißt, als Mann vor Männern, als Fürst vor seinem Volke zu erröthen.

Die Prinzessin neigte schmerzlich beistimmend das Haupt. Und der Augenblick war so glückversprechend, die Stimmung des Volkes noch so günstig vor wenig Wochen! klagte sie.

Nein Mutter! nein! das war sie nicht! Die Tage, in denen ich auf Glück, auf die Treue des Volkes zu zählen, und durch sie den Sieg zu erkämpfen hoffte, sind bei mir vorüber.

Die Prinzessin schwieg eine Weile, dann sagte sie: Sonderbar! wir stehen uns in Lebensfülle gegenüber, und doch klingt es, wie der Abschiedston von Sterbenden zwischen uns. In schwüler Luft erlöscht der Klang der Glocken. Es ist der Druck der Tyrannei, der unsern Athem einengt, unser Auge trübt. Ich fühle ihn wie Du.

Der Prinz neigte sich, die Hand seiner Mutter zu küssen. Es zerriß ihm das Herz, die stolze Frau so tief gebeugt zu sehen. Noch war der Palast von den Schaaren dienstbeflissener Höflinge erfüllt, noch prangte Alles in der hergebrachten Ordnung, und doch

lagen schon unheilverkündende düstere Schatten für das Auge der Besitzer über dies Alles hingebreitet. Das Gefühl der festbegründeten, der durch den Volksglauben gesicherten Existenz, hatte sie verlassen.

Du wirst Berlin verändert finden, hub die Prinzessin wieder an; ich kenne es selbst kaum wieder. Wo ist die Freude hin, die uns sonst willkommen hieß, wenn wir erschienen? wo der sympathische Jubelruf, der den König und die Königin im Theater begrüßte? Ueberall Schweigen und Kälte, überall eine Entfremdung zwischen dem Volke und uns, und — — sie hielt inne, als wolle sie dem Gedanken nicht Worte geben.

Der Prinz that es statt ihrer. Und die Schuld ist unser! ergänzte er. Ja Mutter! das Bewußtsein ist es, das auf uns lastet. Was mir ein Bürger Berlins einst sagte, was ich damals stolz zurückwies, ich habe es einsehen lernen zu meiner Verzweiflung: wir haben nicht auf das Volk zu rechnen, denn wir haben kein freies Volk, das sich frei mit seinem Herrscher verbündet zu gegenseitigem Schutz und Trutz; wir haben Unterthanen, treue Unterthanen, ich will es zugeben. Aber wir haben die Gebildeten des Volkes verlassen, die ihre Nationalehre zu verfechten begehrten, wir haben den Geist der Zeit verhöhnt, uns festbannend an veraltete Gesetze; dafür wird die Zeit uns stürzen in ihrem stürmischen Fluge, uns begraben unter dem Schutte unserer verjährten Institutionen, unserer barbarischen, unmenschlichen Vorurtheile.

Und nur ein Weib sein! zusehen, schweigen, überleben müssen! sagte die Fürstin leise in achtlosem Selbstgespräche.

Der Prinz aber hatte es dennoch gehört, und ihrer Gedankenreihe folgend, entgegnete er: „Als wir dem Kaiser Alexander das Geleit gebend in Potsdam bei der Abendtafel saßen, und man siegesfreudig in die Zukunft blickte, verlangte er plötzlich die Vergangenheit herauf zu beschwören und die Gruft des größten Herrschers zu besuchen. Seine Wagen standen gepackt, Mitternacht war nahe, als wir ihn vom Schlosse zu der Kirche geleiteten. Die

Nacht war sternenlos, die Kirche frostig kalt. Als wir eintraten, schlug es zwölf Uhr. Das Glockenspiel klingelte seine schwermüthige Melodie durch die Stille.

Zu Dreien stiegen sie hinab, der Kaiser, der König und die Königin, einen Bundeseid zu schwören über des großen Friedrichs heiliger Asche. Mir schauerte banges Todesahnen durch Mark und Bein, als ich die Lichtgestalt der Königin, vom Fackelschein der Vorleuchtenden hell bestrahlt, in jener Todtengruft verschwinden sah. Es war mir, als versänke mit ihr der Genius Preußens in Nacht, als müsse ich nachstürzen, sie zurückzuhalten, mich selbst darbringen als ein Sühnopfer. Aber klarer als jemals fühlte ich in dem Augenblicke, was ich Ihnen einst gesagt, als das Unglück, das uns jetzt bedroht, sich fern an unserem Horizonte zeigte: den Untergang Preußens würde ich nicht überleben.

Die Prinzessin erschrak, sie bereute das Wort, welches sie gesprochen. Kleinmuth? Verzagen in dem Enkel jenes Helden? fragte sie, einlenkend. Wo wäre Preußens Größe, hätte Er sich gebeugt unter der Last des Mißgeschickes? hätte Er aufgehört zu kämpfen und zu hoffen?

Dem Mißgeschicke trotzen, ausharren im Vertrauen auf eigene Kraft, das ist Tugend! ich weiß es, theure Mutter. Schmach dulden, welche fremder Wille auf uns wälzt, ein entehrtes Dasein tragen, wäre Feigheit, entgegnete er, als laute Volksbewegung auf der Straße Mutter und Sohn emporschreckten und an das Fenster riefen.

Dieselben Männer, welche vorhin den Palast des Grafen Haugwitz bedroht hatten, zogen zu der Wohnung des Grafen Hardenberg, ihm ein Vivat zu bringen, da er, der Verwaltung der Markgrafenthümer durch die Besitznahme der Franzosen enthoben, nach Berlin zurückgekehrt war.

Und kein Lebehoch dem Könige! Sind wir denn nicht mehr in Preußen, in Berlin! sagte die Fürstin, indem sie bleich und kummervoll das Fenster am Arme ihres Sohnes wieder verließ.

Zwölftes Kapitel.

Die Demonstrationen für den Grafen Hardenberg und gegen Haugwitz, deren zufälliger Zeuge der Prinz geworden, waren von den ihm feindlich Gesinnten benutzt worden, neue Verdächtigungen gegen ihn heraufzubeschwören, indem man ihn als Theilnehmer, ja als Anstifter derselben nannte. Unter solchen Verhältnissen mußte in dem Prinzen der Wunsch, Berlin auf's Neue verlassen zu können, natürlich entstehen. Er wünschte sich wieder einmal nach Schricke zurückzuziehen, um dort bis zu einer möglichen Aenderung der Dinge zu verweilen, aber man weigerte ihm die Erlaubniß dazu, ohne die Gründe dieser Weigerung anzugeben.

So begann das Jahr achtzehnhundertsechs noch trüber, als das vorige geendet hatte. Jeder Lebensmuth, jede Hoffnung einer besseren Zukunft schien die Umgangsfreunde des Prinzen verlassen zu haben, weil die Wetterwolken der nächsten Gegenwart den Blick in die Ferne verdüsterten. Daß Preußen trotz seiner Nachgiebigkeit zum Kampfe gezwungen werden würde, nahm man im Volke eben so zuverlässig an, als man hier und da besorgte, daß dieser Kampf unglücklich enden müsse, weil Preußen jetzt fast allein sich der Macht Napoleons entgegen zu stellen hatte, der die großen vereinten Kräfte von Oesterreich und Rußland nicht zu trotzen vermocht.

Henriette, ganz gebrochen durch die Furcht vor diesem Kriege, durch den Gedanken an die Gefahren, denen der Prinz entgegen ging, hatte nur stille Thränen und Klagen, so oft sie ihn sah. Rahels feste, männliche Ergebung in das Unvermeidliche, so erhebend sie war, wirkte dennoch niederbeugend auf den Prinzen, weil sie den Glauben an ein glückliches Ende entschieden auszuschließen schien. Pauline allein war schöner und heiterer als je, voll Lebensmuth und Hoffnung.

Unbekümmert durch die schweren Schicksale des Vaterlandes, achtlos gegen die Gestaltung der Zustände um sie her, schien sie einer Welt anzugehören, die mit dem Erdentreiben Nichts gemeinsam hatte. Ihr Frohsinn, ihre Liebesfreudigkeit legten sich wie ein goldener Vorhang zwischen den Schmerz und ihr Auge. Von der Zukunft, von dem bevorstehenden Kriege sah sie Nichts, als den heimkehrenden, sieggekrönten Geliebten, der von dem Danke seines Volkes hochgepriesen ihr seine Lorbeeren zu Füßen legte, um in ihrer Freude, ihrer Liebe seinen höchsten Lohn zu finden.

Wenn Rahel diese Sinnesart unfaßbar für sich fand, Henriette sie Herzenskälte nannte, und der Prinz sich selbst gestehen mußte, daß Pauline jeder ernsten Lebensauffassung vollkommen unfähig sei, so war und blieb sie ihm trotzdem ein Ausnahmswesen, der Gegenstand seiner nie verminderten Liebe, und grade jetzt seine Zuflucht und sein Trost.

Daß Pauline sich schmücken, ihm und Anderen gefallen wollte, daß sie Vergnügungen suchte und zu genießen fähig war in einem Augenblicke allgemeiner Entmuthigung, erfreute den Prinzen. Mochten die Wetterwolken sich immer drohender über dem Lande zusammenziehen, in Paulinens lachendem Antlitz fand er den Sonnenschein des Glückes, mochte die tiefste Niedergeschlagenheit sich der Gemüther bemächtigen, Pauline blieb heiter wie zuvor; und nur der Wunsch, das trübselige Berlin und die trübseligen Unglückspropheten zu verlassen, regte sich in ihr.

Laß uns nach Schricke gehen, bat sie den Prinzen oft, wo Niemand uns von den Dingen erzählt, die Dich verstimmen. Dort bin ich Deine Welt, dort hast Du keinen Herrscher als mich, und kein Laut soll an Dein Ohr dringen, als die Worte meiner Liebe und die Erzählung meines Glückes. Wozu sich plagen, wo man Nichts zu ändern vermag? Wozu leiden, wenn man die höchste Seligkeit genießen kann? Es ist Undank, schnöder Undank gegen die wunderschöne Welt, die sich für uns, für unser Glück bald auf's Neue in die Pracht des Frühlings kleiden wird.

Endlich beim Beginn des Sommers ward es dem Prinzen möglich, Berlin zu verlassen und mit Pauline nach Schricke zu gehen. Es waren Jahre vergangen, seit er dies Gut zuletzt besuchte. Er malte es sich aus, wie die Arbeiten, welche er dort einst für die Verschönerung und Verbesserung seines Besitzes hatte beginnen lassen, nun ausgeführt und vollendet sein würden. Er gedachte mit Lust manch friedlicher, in sich begnügter Tage, die er in jenem Schaffen für die Zukunft dort verlebt; er erwartete Freude und Beruhigung dort zu finden, weil er sich ihrer mehr als je bedürftig fühlte.

Aber kaum in Schricke angelangt, fand er statt der ersehnten Freude, nur Sorge und Noth. Von all' den Anordnungen, welche er einst im Glauben an eine ruhige Zukunft gemacht, war wenig vollzogen worden, von den Saaten, die er gestreut, kein Segen erwachsen. Die Durchmärsche der Heeresabtheilungen hatten die Fortsetzung des Begonnenen, die Ausführung des Beabsichtigten gehindert. Die Felder waren nachlässig bestellt, die Heerden nicht mehr vollzählig. Man scheute sich, Ersatz für dasjenige zu schaffen, was den Truppen geopfert worden, aus Furcht, es bald auf's Neue hergeben zu müssen. Die Gebäude waren beschädigt, die Glashütte und die Ziegelei in Verfall, die dabei angestellt gewesenen Arbeiter ohne Erwerb. Die bloßen Vorboten des Krieges hatten hingereicht, die heitere Schönheit dieses Besitzes zu zerstören.

Der Amtsrath und seine Frau empfingen den Prinzen, der statt ihrer Nichte, Pauline mit sich brachte, ohne Freude mit kalter Unterwürfigkeit. Schon in den ersten Tagen wurden ihm große Rechnungen für Reparaturen und Neubauten vorgelegt, welche durch die Verwüstungen der Soldaten unerläßlich geworden waren. Von Schricke aus hatte Louis Ferdinand gehofft, seine Vermögensverhältnisse zu ordnen, seinen Kindern eine Zukunft in diesem Besitze zu gründen, und jetzt fand er ihn in einem Zustande, der nur neue Verlegenheit, aber keine Hilfe herbeiführen konnte.

Daß solche Dinge den Prinzen zu verstimmen, ihm Sorge zu machen im Stande waren, schien Pauline unbegreiflich.

Was ist denn an solch' todtem Hab und Gut gelegen, rief sie, wenn man mit dem liebsten Wesen zusammen sein kann! Hast Du kein Geld, so muß der König Dir welches geben, denn Du bist ein Prinz, und mußt leben können wie ein Prinz, und mich behältst Du immer. Wozu also die Sorgen.

Sie freute sich des Sommers, der Gärten, der Möglichkeit in einem Schlosse zu befehlen, der Selbstständigkeit, mit welcher sie dem Prinzen trotz Wiesels Einwendungen gefolgt war, und vor Allem des Alleinseins mit dem Geliebten. Stark und ausdauernd begleitete sie ihn von früh bis spät, bald gehend, bald reitend, auf seinen Wanderungen durch Flur und Wald, überall Schönheit und Anlaß zur Freude entdeckend.

So hatten sie einst einen weiten Weg durch die Felder gemacht, als es gegen den Abend hin dem Prinzen einfiel den alten Klaus zu besuchen. Der Tag war regnicht gewesen, noch hingen graue, schwere Wolken am Himmel, und die Wiesen dampften in der dämmrigen Schwüle ihre feuchten Nebel empor.

Das Häuschen des Alten hatte viel von seinem schmucken Ansehen verloren, die Tünche der Wände war abgefallen, die Fensterscheiben trübe und sonnenverbrannt, das Strohdach neuer Belegung bedürftig. Vor der Thüre saß auf hölzernem Lehnstuhl der

Alte, nur noch ein Schatten des einst so rüstigen Greises. Er war hinfällig und blind geworden.

Wer kommt da? fragte er bei dem Nahen der Schritte.

Ich bin es, Klaus! Prinz Louis! ich komme sehen, wie es hier steht und wo man helfen muß.

Ach Sie! gnädiger Herr! und Mamsell Jettchen auch?

Nein Klaus! Henriette ist mit den Kindern in Berlin, dies hier ist eine Dame aus der Nachbarschaft, antwortete der Prinz, mit einer Art von scheuer Befangenheit sich des Augenblickes erinnernd, in welchem dieser alte Schäfer den Bund seiner Liebe mit Henriette als einen heiligen gesegnet hatte.

Dem Alten schien eine Reihe von Gedanken plötzlich durch den Kopf zu gehen, und wie sich besinnend, fragte er: Gnäd'ger Herr! wo ist denn die Amtmannin von Bernau geblieben, die damals fortgebracht worden ist?

Sie ist todt, sagte der Prinz tonlos.

Todt? wiederholte der Alte, solch junge, starke Frau? —

Ihn abzubringen von Erörterungen, welche schon wegen Paulinens Gegenwart dem Prinzen drückend waren, erkundigte sich dieser, ob es dem Schäfer an nichts gebreche?

Gnädiger Herr! entgegnete der, am Augenlicht gebricht's mir und am Jungsein; da kann denn alles Andere doch nicht helfen. Meinen Wasser, der alt und schwach geworden war, wie ich, hat ein Husarenpferd todtgetreten; den Dompfaff hat ein Weibsbild, eine Marketenderin mitgenommen, und Alles, was sie sonst brauchen konnte, auch. Nur mich haben sie sitzen gelassen, denn mich konnten sie nicht brauchen.

So hat Er Noth gelitten seitdem, Klaus.

Das just nicht. Sie lassen es mir an Nichts fehlen, schicken mir vom Schlosse Essen und Trinken um die rechte Zeit. Aber es ist doch Alles nicht mein eigen, und ich kann mir nicht mehr selbst helfen, wie ein Mensch, sondern muß mich versorgen lassen, wie das liebe Vieh.

Er soll Alles wieder haben, Klaus! rief der Prinz, ich will Ihm ersetzen, was man Ihm genommen hat.

Auch den Wasser? auch den Dompfaff? und Augen und Kräfte? entgegnete der Alte kopfschüttelnd. Gnädiger Herr! lassen Sie es nur bewenden! Es muß eben sein! Wenn das Korn zum Schneiden reif ist, kann kein Mensch es mehr zum Grünen bringen. Es ist nur schlimm, wenn's zu lange stehen bleibt, so daß es verkommt. Ich klage nicht mehr um meine Jungen, die jung gestorben sind. Es ist ein schlimm Ding um's Verkommen, und ist kein Rath dagegen, bis der da oben ruft.

Die Ruhe des Alten erschütterte die beiden Hörer und der Prinz fragte nochmals, ob er denn gar Nichts thun könne, was ihm erfreulich oder nützlich wäre.

Nein! gar Nichts! gnäd'ger Herr. Ich wünsche mir Nichts, habe Keinem ein Leid gethan mit Wissen, und bin keinem Menschen Etwas schuldig auf der Welt. Nun wart' ich ab, was Gott schickt. Aber können Sie machen, daß der Bonaparte nicht in's Land kommt, daß der Feind uns nicht Haus und Hof verwüstet und unsere Saaten nicht zertritt, so thun Sie's, denn der Feind im Lande ist eine große Plage.

Jedes dieser Worte traf den Prinzen schwer. Als er fortgehen wollte, reichte er dem Greise die Hand, der sie herzhaft schüttelte.

Das ist Abschied! sagte der Alte. Ich bin alt, und Sie werden in den Krieg gehen. Der Krieg ist aber ein heißer Sommer! da reifen die Aehren, die am Höchsten aufgeschossen sind am ehesten, und fallen ab im Sonnenbrand. S'ist aber doch besser, als so langsam verwelken.

Nun, Klaus, verzage Er nicht! wir kommen noch zusammen, tröstete der Prinz.

Hier oder dort, gnädiger Herr! ergänzte Klaus, und fügte dann, als der Prinz sich schon zum Fortgehen abgewendet hatte,

die Bitte hinzu, ihm den Johann, den Reitknecht, zu schicken, damit er ihm von Mamsell Jettchen und den Kindern erzählen könne.

Ernst und schweigend legte der Prinz den Heimweg zurück, selbst Pauline fand ihre gewohnte Leichtigkeit nicht wieder. Im Gartensaal des Schlosses angelangt, lehnte sie sich schweigend an seine Brust, das Haupt an ihn geschmiegt, in ernsten Gedanken. Der Prinz hielt sie still umfangen. Nach einer Weile hob sie das schöne Haupt empor, blickte ihn zärtlich an und fragte: Nicht wahr Louis! Du wirst glücklich sein?

Niemals Pauline!

Aber wenn wir siegen, wenn Du den Sieg erkämpfst?

So möchte ich einen Augenblick die volle Siegesfreude genießen und dann sterben.

Und das sagst Du mir? rief Pauline im Tone des tiefsten, schmerzlichsten Vorwurfs, mir? und jetzt? Wie klagen diese Worte mich an! Wäre ich das Weib gewesen, das Dein Herz ersehnte, ich hätte Dir das Leben werth gemacht, Du hättest es wieder lieben lernen durch mich. Aber Du bedurftest eines Engels, und fandest in mir ein gesunkenes Weib.

Der Prinz betrachtete sie mit schmerzvoller Zärtlichkeit. Und wärst Du ein Engel gewesen, wärst Du das Ideal gewesen, das ich in Dir geliebt, sagte er, es war zu spät!

Er versank einen Augenblick in tiefes Hinbrüten. Dann sich langsam emporrichtend, fuhr er fort: Pauline! höre mich an, aber antworte mir nicht. So wie ich hier vor Dir stehe, in Kraft und Fülle der Jugend, bin ich doch nur einer glänzenden Frucht zu vergleichen, in deren Inneren der Wurm der Zerstörung nistet. Kannst Du mir eine verschwendete Jugend wiedergeben? verschwendet in wilder Wüstheit, halb aus Lust, halb aus Verzweiflung? Kannst Du Henriettens Leiden aus meinem Leben tilgen, und Mathildens unglücklichen Schatten verscheuchen? Kannst Du mir den Glauben wiedergeben, den ich verloren an Allem, was mir

groß und heilig erschien? Den Glauben an mich selbst? Den Glauben an irgend Etwas auf Erden? Denn auch Dich, fuhr er mit leidenschaftlicher, bewegter Stimme fort, auch Dich liebe ich, aber ich glaube nicht an Dich!

Louis! wehklagte Pauline.

Und was sagte der alte blinde Schäfer heute, der Greis am Rande des Grabes: ich habe das Meine gethan auf der Welt, und bin Niemandem Etwas schuldig. — Und ich — ich? — Ich habe Nichts gethan von Allem, was ich hätte thun, Nichts von dem vollbracht, was ich vielleicht unter günstigeren Sternen hätte vollbringen können! Nichts! auch nicht die kleinste That. Und falle ich in dem bevorstehenden Kampfe, so wird mein Name von meinen Gläubigern verwünscht werden, deren Forderungen zu befriedigen eine Million nicht hinreicht.

Eine lange Pause entstand, aber es schien, als habe dies Aussprechen seiner Gedanken dem Prinzen die Seele befreit. Die nächsten Tage war er heiterer. Er freute sich des ungestörten Beisammenseins mit der Geliebten, traf mancherlei Anordnungen zum Besten seiner Gutsinsassen, und musizirte viel.

Jeder Fremde, der ihn in diesen Zuständen zum erstenmale gesehen hätte, würde ihn für zufrieden und in sich beruhigt angesprochen haben; Pauline aber, und alle Personen seiner Umgebung fühlten sich beängstet durch Züge nachgiebiger Weichheit und Stille, welche außer seinem Wesen lagen.

Ich wage nicht mehr, Dich zu umarmen wie sonst, sagte eines Tages Pauline, Du bist so ruhig geworden, so sanft, daß ich den Frieden in Dir durch meine Liebe zu stören fürchte.

Weißt Du nicht, daß nach den Regeln der Kunst, die grellsten Dissonanzen leise verklingen müssen vor dem Schlußakkord? antwortete er, indem er sie herzlich in seine Arme zog. Deine Schönheit, meine Pauline! soll die Göttin sein, welche mich die auflösenden Harmonieen mild und richtig wählen lehrt.

Dreizehntes Kapitel.

Einige Wochen stillen Rastens waren dem Prinzen in Schricke gegönnt. Sie hatten ihn wesentlich erfrischt, als er nach Berlin zurückkehrte. Man fand ihn gesammelter, ernster als früher, und erwartete das Beste von seinem Muthe, der sich jetzt mit ruhiger Besonnenheit zu paaren schien.

Die preußischen Heere standen schlagfertig, die Bildung einer Landwehr ward besprochen, aber es fehlte Geld zur Ausrüstung derselben, und man sah sich, trotz der vorhergehenden Friedensjahre, genöthigt, zehn Millionen Schatzscheine auszugeben, was große Besorgniß erregen mußte, wenn man an die Möglichkeit eines längern Krieges dachte.

Indeß noch immer pflog man Unterhandlungen, obschon Napoleon gar keine Rücksicht mehr darauf nahm, und Länder, welche er Preußen zuerkannt hatte, an England abzutreten gedachte. Es war im August, als man diese Treulosigkeit erfuhr, und einen neuen Gesandten nach Paris schickte, während fast zu derselben Zeit das ganze preußische Heer an sechs verschiedenen Stellen über die Elbe ging, als wolle man den Krieg beginnen, ohne ihn erklärt zu haben.

Dies Verfahren fand selbst in Deutschland allgemeinen Ta-

del, und bei dem Mißtrauen, welches die andern Staaten gegen Preußen hegten, benutzten es Hessen und Sachsen, sich von dem bisherigen Bunde mit Preußen loszusagen.

So rückten denn die Letztern ganz allein in das Feld. Was noch von Truppen in Berlin war, sollte in der Mitte des September dem Heere folgen. Die Stadt war todtenstill, von Soldaten entblößt, durch eilig gebildete Bürgermilizen bewacht. Die unwahrscheinlichsten Gerüchte von dem Herannahen, von einem Ueberfalle der Franzosen, liefen umher und wurden geglaubt. Obschon das ganze preußische Heer noch in voller Stattlichkeit dastand, trugen Berlin und die Physiognomie des Volkes das Gepräge einer erlittenen Niederlage; ein schlimmes Zeichen! denn ohne verständiges Selbstvertrauen wird die größte Kraft ein todter Besitz, mit dem Nichts auszurichten möglich ist.

An einem frischen, sonnigen Septembermorgen folgte Prinz Louis seiner Heerabtheilung. Er war bestimmt, die Vorhut des linken Flügels zu führen. Mit schwerem Herzen hatte er sich von Eltern und Geschwistern, von Henriette und von seinen Kindern getrennt. Noch spät in der Nacht war er zu Rahel gefahren. Er fand sie allein, seiner wartend, da er ihr sein Kommen gemeldet hatte.

Sie haben mich erschöpft mit ihren Thränen, sagte er, da wollte ich zu Ihnen kommen, Rahel, um mein Herz wieder fest zu machen. Das Leben thut recht weh!

Sehr weh! antwortete sie still.

Meine Kinder sind so schön und noch so jung! Es schmerzt mich zu denken, daß sie kein eignes Bild von mir behalten werden. Euch Allen war ich Etwas; viel oder wenig, doch stets so viel, als ich vermochte. Diesen Kindern, die ich so sehr geliebt habe, werde ich ein bleicher Schatten sein, und man wird ihnen mein Bild entstellen!

Er blickte sinnend vor sich nieder, dann nahm er Rahels Hand:

Höre, Rahel! sagte er, Du sollst mir Etwas schwören. Sie werden, wenn ich fallen sollte, viel von meinen Fehlern sprechen, meinen Lebenslauf tadeln, mein Andenken durch manchen Flecken zu entstellen wissen, denn ich habe Feinde, und sie brauchen nicht zu lügen, um mich anzuklagen. Versprich Du mir, Rahel! daß Du leben willst, mich zu vertreten, zu sagen: Ich habe Louis geliebt, denn obschon er fehlte und irrte, war sein Herz rein, sein Wille gut, und er strebte nach dem Besten. Willst Du mir Das thun, Rahel? Willst Du meinen Kindern das Andenken ihres Vaters rein erhalten?

So wahr als ich Sie liebe! sagte Rahel, und hob die dunkeln Augen mit ernstem Aufschlage zum Himmel empor.

Das ist ein großer Schwur, denn Du hast mich sehr geliebt, und ich danke Dir dafür. Deine Liebe war oft mein guter Genius im Leben; sie wird auch mein Vertreter nach dem Tode sein.

Sie lohnen mir wie ein Königssohn; ich will's verdienen! sagte Rahel fest.

Der Prinz erhob sich, umarmte sie, und sie schieden.

Nur die Trennung von Pauline stand ihm noch bevor, und mit Angst gedachte er an diese.

Am lichten Morgen, funkelnd im Waffenschmuck, ritt er vor ihr Haus. Er hatte sich auf jene Ausbrüche eines leidenschaftlichen Schmerzes gefaßt gemacht, welche Pauline eigen waren, und all seine Kraft in sich beschworen, diesen zu begegnen. Statt dessen fand er sie heiter, strahlend im vollen Glanze ihrer Schönheit, zur Reise gekleidet, und einen Reisewagen vor ihrer Thüre.

Kommst Du mich holen? fragte sie, denn Du hast doch nicht geglaubt, daß ich Dich jetzt verlassen würde?

Beglückt durch ihren Anblick, wie durch ihren unerwarteten Entschluß, mußte der Prinz ihr dennoch weigern, sie mit sich zu nehmen, um dem Heere nicht ein solches Beispiel zu geben.

Aber Pauline wollte davon nichts wissen. Sie erbot sich in

Männerkleidern zu folgen, betheuerte allen Anstrengungen gewachsen zu sein, und sagte: Du nennst mich Dein Glück, Deinen guten Stern! Du sagst, ich sei Dir das Bild des Lebens! willst Du Glück und Leben von Dir stoßen, die sich Dir darbieten in vollster Freudigkeit? Soll Dein guter Stern nicht bei Dir sein, wenn das Gestirn des Sieges nun endlich an Deinem Himmel aufgehen wird? Muß ich es denn nicht sein, die Dich zuerst erblickt, wenn Du heimkehrst als Sieger aus der gewonnenen Schlacht?

Einen Augenblick schwankte der Prinz, aber das Gefühl seiner Pflicht trug den Sieg davon. Mit stürmischem Schmerze trennte er sich von Pauline, die er fast sinnlos zurückließ, und nur durch das Versprechen zu besänftigen vermochte, daß sie ihm folgen solle, daß er sie selbst rufen werde, und seinem Herzen zu genügen, rufen müsse, sobald sich Aussicht zu längerem Verweilen an irgend einem Ruhepunkte bieten sollte.

So waren für den Augenblick alle Bande gelöst, und der Prinz fühlte sich freier als seit Jahren, da er jetzt bestimmte Pflichten und ein festes Ziel vor Augen hatte.

Wenig Tage nachdem er Berlin verlassen hatte, gingen auch die verschiedenen Hofstaaten fort, und das Königspaar begab sich nach Naumburg, wohin man das Hauptquartier verlegte. Diese Abreise ward das Zeichen zu einem allgemeinen Aufbruche. Man glaubte sich nicht mehr sicher in der Mark, und viele wohlhabende Familien flüchteten nach Dresden, Prag oder Wien.

Rahel hatte Anfangs beschlossen in Berlin zu verweilen, aber die Stimmung der Hauptstadt war so niederdrückend, daß sie, selbst der Erhebung bedürftig, es wie eine Nothwendigkeit empfand sich diesen Eindrücken zu entziehen. Seit Jahren hatte Gentz oftmals den Wunsch ausgesprochen, Rahel wiederzusehen, immer hatten dazwischen tretende Ereignisse es gehindert. In diesem Augenblicke war er von Wien aus mit geheimen Aufträgen nach

Dresden gesendet, und da er ihre Absicht erfuhr, Berlin zu verlassen, erlangte er es leicht, daß sie Dresden zu ihrem Aufenthalte wählte. Dort fanden sie sich nach einer fünfjährigen Trennung endlich wieder.

Rahel und Gentz hatten sich Beide, wie es bei so stark ausgeprägten Naturen zu erwarten gewesen war, nicht wesentlich verändert. Nur schärfer, nur entschiedener noch als früher machten sich ihre Eigenthümlichkeiten geltend. Nach jenen ersten, stummen, erschütternden Augenblicken des Wiedersehens, deren die Seele immer bedarf, um in sich gewiß zu werden, daß die Trennung vorüber, und der Entfernte aus dem Schattenreiche der Erinnerung in die Wirklichkeit getreten sei, schien es Beiden, als hätten sie immer neben einander gelebt, und doch war eine so reich bewegte Zeit an ihnen vorübergegangen, daß es des Mittheilens und Erzählens kein Ende werden konnte.

Gentz fragte nach Frau von Grotthuß, nach der Unzelmann, die Beide noch in den früheren Verhältnissen und in gewohnter Weise lebten. Er war vor wenig Wochen dem Grafen Tilly auf einer Reise begegnet, denn Tilly hatte Berlin vor einem Jahre in Folge eines Liebesabenteuers verlassen, welches mit dem Selbstmorde der von ihm verführten Frau geendet hatte. Er erzählte, daß Schlegel und Dorothea am Rheine lebten, und forderte von Rahel Auskunft über Wiesel, über Vetter.

Wiesel ist schlecht geworden, sagte sie, um auch an sich selbst seine Theorie durch die Praxis zu beweisen; aber es ging langsam damit, denn er hat wie viele Menschen, mehr Konsequenz im Denken, als im Handeln. Sein früherer Freund Vetter ist des Lasters überdrüssig, das er haßt, ohne deshalb die Tugend zu lieben. So langweilt er sich, wie Herkules auf seinem Scheidewege, und wird ewig auf dem Scheidewege stehen bleiben.

Und Pauline? Wie ist Pauline?

Pauline ist das Ideal des Weibes, das Ihr Männer erstrebt

und verdient. Nichts durch sich selbst als schön und heiter, alles Andere von dem Manne empfangend, der sie liebt, und darum von jedem Manne, der sie liebt, angebetet wie sein Spiegelbild, sein anderes Ich. Ihr letzter Liebhaber wird über sie entscheiden. Was dieser sein wird, wird sie bleiben!

Engel! himmlischer Dämon! rief Gentz, Rahels Hände ergreifend und mit ausgelassener Zärtlichkeit küssend. Wer urtheilt denn so göttlich boshaft und so kindlich wahr über die Menschen, als Sie! Haben Sie einen Zauberspiegel? — dann sagen Sie mir, wie und was bin ich geworden?

Was Sie versprachen und wollten! sagte sie mit Nachdruck.

Ja Rahel! so ist's! rief Gentz. Ich habe mir Wort gehalten und revoltirt auf meine Weise. Ich bin geadelt, bin Hofrath, habe Geld, lebe ungeheuer gut, besitze ein Landhaus, die schönsten Möbel, halte zwei Kammerdiener, einen Koch, und habe Einfluß — Einfluß nach allen vier Himmelsgegenden der Welt.

Rahel lachte, weil Gentz mit wahrhaft kindischer Lust sich dieser äußern Erwerbnisse seines so bedeutenden Lebens zu erfreuen vermochte. Er berichtete ihr von seinen Verbindungen, stellte ihr seine Ansicht über die jetzigen Zustände dar, und wußte, während er sie durch die Klarheit seines Geistes entzückte, sie doch in jedem Augenblicke fühlen zu lassen, wie ihm dies Alles nur Mittel zum Zwecke wären.

Ich halte darauf, daß die große politische Maschine, in der die Welt verarbeitet wird, möglichst gut im Stande bleibe, sagte er; denn fängt sie zu rosten an, oder geräth sie in's Stocken, so kann der Einzelne vor dem infamen Spektakel nicht mehr ein Auge ruhig zu machen. Ich arbeite für Alle, um meines Komforts willen.

Plötzlich unterbrach er sich. Wir sprechen von der Welt, von mir, von unseren Freuden, und Sie sagen mir nichts von sich, Rahel! Wie geht es Ihnen? Haben Sie sich innerlich beruhigt?

Lernen Sie allmälig die Welt genießen, nur das Mögliche verlangen? Haben Sie Lust bekommen, auch einmal glücklich zu werden?

Sehe ich denn aus wie Jemand, der dazu Talent hat? entgegnete Rahel. Nein Gentz! ich werde nie glücklich sein, aber ich werde ein Schicksal haben, und das ist eine Auszeichnung; denn die meisten Menschen haben nur Erlebnisse. Ich werde für Andere leben, wie die Andern für sich selbst.

Es entstand eine Pause, dann bemerkte Gentz, gleichsam als Schluß einer Gedankenreihe: Prinz Louis ist nun beim Heere. Diese Ereignisse könnten ihn retten, wenn —

Ein Diener in der Livree von Gentz, mit einem Schreiben eintretend, unterbrach seine Worte. Er meldete, die Depesche sei von einem Couriere überbracht, der die Antwort zurücknehmen solle. Gentz öffnete das Blatt und war sichtlich auf angenehme Weise davon überrascht.

Sieh' da! rief er, gegen Rahel gewendet, der Stein, den die Bauleute verworfen haben, ist zum Eckstein geworden! Es gab eine Zeit, in welcher Seine Excellenz der Graf von Haugwitz, sehr vornehm vorübergingen durch die Antichambre, wenn der Kriegsrath Gentz die ihm zustehende Beförderung demüthig forderte!

Und jetzt? was geht jetzt vor sich, Gentz?

Lesen Sie! antwortete er, indem er ihr mit zufriedenem Lächeln das Schreiben hinhielt.

Es war aus dem Hauptquartiere von der eigenen Hand des Grafen Haugwitz geschrieben. In den verbindlichsten Ausdrücken forderte er Gentz auf, sich dorthin zu verfügen, um seinem Vaterlande einen wesentlichen Dienst zu leisten. Man wolle die Kriegserklärung durch ein Manifest begründen, und wünsche sowohl für dieses, als über die österreichischen Zustände und die Möglichkeit einer Vereinigung mit dieser Macht, die Ansicht des Hofrath von Gentz zu vernehmen.

Rahel blickte ihn lange an. Da sie schwieg, fragte er sie, weshalb sie ihn betrachte.

Ich will mir das Bild eines Menschen einprägen, dem es gelingt sein Ziel zu erreichen, sagte sie. Solche Menschen sind selten auf dieser Erde. Ihr Mährchen von den Thronen, die Sie stützen, ist schnell zur Wahrheit geworden!

Gentz gab ihr die Hand; er war ernst geworden. Denken Sie der Stunde und des Mährchens noch? Ich habe jenen Tag nicht vergessen, Rahel! Das Mährchen zur Wahrheit zu machen, war meine Aufgabe — ich habe sie vollführt. Aber die Wünsche, welche ich damals hegte, die Bitte, welche ich Ihnen damals aussprach, zu erfüllen, das lag in Ihrer Hand. Wollen Sie mir am Ziele gewähren, was Sie mir beim Beginn meines Weges verweigerten?

Ich kann es nicht, Gentz! obschon ich wollte, daß ich's könnte.

So muß das wahrgewordene Mährchen mich denn trösten! sagte Gentz, und stand von seinem Platze auf, sich gewaltsam fassend. Ich gehe noch diese Nacht nach Naumburg; denn ich habe die wunderliche Phantasie, dies Preußen, das mich schlecht behandelte, zu lieben, weil es mich doch werden sah. Ich reise gleich! Was soll ich dem Prinzen sagen, wenn ich ihm begegne?

Lehren Sie ihn leben, denn Sie allein verstehen es von uns Allen, dieser Welt froh zu werden.

Vierzehntes Kapitel.

Während Rahel und Gentz in Dresden dieses flüchtigen Beisammenseins genossen, und der Letztere seine Reise nach Naumburg antrat, befand sich Prinz Louis Ferdinand in Jena, dem Standquartiere des Fürsten Hohenlohe, welcher zu einem Kriegsrath in das Hauptquartier berufen worden war. Der Prinz, als ältester General dieser Abtheilung, hatte den Fürsten zu vertreten.

Der Marsch und das bewegte Leben waren ihm zusagend gewesen. Ich fühle mich frei und leicht, hatte er zu seinem Adjutanten gesagt, da ich endlich einmal nur unter Männern lebe. Die Weiber haben mich zu lange beherrscht und gequält.

Mit großer Leichtigkeit ertrug er die Beschwerde des Dienstes, ohne eine Bequemlichkeit für sich zu beanspruchen, welche den Andern versagt war. Außer seinem Kammerdiener und Reitknechte begleitete ihn nur Dussek. An jedem Orte, an welchem man längere Zeit verweilte, ward ein Instrument herbeigeschafft, und der Prinz sprach es oftmals aus, wie die Musik das einzige, das ihm beständigste Gut des Lebens gewesen sei.

So war man nach Leipzig gelangt, und Prinz Louis Ferdinand war dort mit dem Generale Blücher zusammengetroffen, der bedeutend älter als Jener, und schon mit kriegerischen Ehren ge-

schmückt, dennoch grade in seinem eigenen leidenschaftlichen und rücksichtslosen Charakter den Maaßstab zur Würdigung des Prinzen besaß.

Kühnem Wagen geneigt in der Stunde der Gefahr, der eigenen Kraft vertrauend und dem eigenen Scharfblicke, mußte ihm wie dem Prinzen, das lange Zögern und Berathen, das Ueberlegen und Verwerfen besonders widerwärtig werden, welches im Hauptquartiere herrschte.

Der Angriffsplan der nächsten Tage bot den Gegenstand des Gespräches, als die beiden Männer zusammen saßen: der Eine in aller Schöne der Jugend, der Andre in der reifen Kraft nerviger Männlichkeit. Weinflaschen standen zwischen ihnen auf dem Tische, auf welchem der Prinz die Terrain-Karten entfaltete, und den Angriffsplan des Fürsten Hohenlohe zu erklären versuchte.

General Blücher hörte aufmerksam zu. Er hatte den Kopf auf den linken Arm gestützt, die blitzend grauen Augen unter buschigen Brauen, sahen klug über der starken Habichtsnase hervor. Während er den langen Schnurbart langsam durch die Finger der rechten Hand zog und bald den Kopf verneinend schüttelte, bald zustimmend neigte, lächelte er plötzlich, als der Prinz einen andern Plan Hohenlohes entwickelnd, mit den Worten begann: wenn Napoleon den Weg einschlägt, welchen der Fürst erwartet —

So ist er ein Esel! rief Blücher dazwischen. Haltens zu Gnaden, Hoheit! es ist lauter dummes Zeug mit den Wenn's! Diese Feldherren von Wenn und von Aber, wie der Hohenlohe und der Braunschweig, die meinen sie hätten Ihresgleichen vor sich an dem Bonaparte. Aber der Bonaparte denkt den Teufel an Vauban und die andern alten Scharteken, aus denen Jene ihre Weisheit holten, denn er fabrizirt sich seine Schlachten selbst. Und da denke ich, der beste Plan wäre —

Welcher, lieber Blücher! Welcher? fragte der Prinz.

Ich denke, kommt der Bonaparte bei Weimar zum Vorschein,

so müssen wir ihn bei Weimar schlagen, und kommt er nach Naumburg, so schlagen wir ihn bei Naumburg. Denn daß wir ihn schlagen, das ist die Hauptsache; das Wie und Wo, das wird Er uns schon bestellen.

Und werden wir es können, General?

Können? Wir müssen's können, Prinz! Sie haben uns verdammt tief hineingeritten mit ihren Kongressen und Schreibereien; aber wir wollen uns schon heraushauen mit unsern Säbeln, denn Preußen soll und muß wieder glorreich dastehen, oder ich will nicht leben.

Die Hand darauf! rief der Prinz, wir fallen mit dem Vaterlande!

Hand und Wort darauf! wiederholte Blücher mit feierlichem Ernste.

Beide schwiegen dann, bis nach einer Weile Blücher bemerkte: Wollen doch aber erst recht ernstlich zusehen, ob nicht zu helfen ist, denn zum Untergehen kommt man immer zu früh, so lang es noch Weiber, Wein und Karten giebt.

Er lachte bei diesen Worten mit schallender Stimme, trank schnell sein Glas aus, und fing gleich wieder an, die Vorgänge zu besprechen, welche Allen in diesem Augenblicke am meisten am Herzen lagen.

Die Frische, die Derbheit Blüchers hatten den Prinzen belebt, und heiterer als seit langer Zeit, ja selbst mit dem Glauben an die Möglichkeit einer glücklicheren Zukunft, war Louis Ferdinand nach Jena gegangen, die Wiederkehr des Fürsten Hohenlohe abzuwarten, um nach derselben sich zu seiner Heerabtheilung zu begeben, welche das Saalthal besetzt hielt.

Fünfzehntes Kapitel.

In Naumburg aber, wohin Gentz beschieden worden, herrschte die bunteste Verwirrung. Der König und die Königin, sämmtliche Heerführer und Minister, mehrere Prinzen und Diplomaten befanden sich dort, und waren in dem kleinen Orte, so gut es thunlich gewesen, untergebracht worden.

Kaum war Graf Haugwitz benachrichtigt, daß Gentz angelangt sei, so ließ er ihn gleich ersuchen, zu ihm zu kommen.

Die Gewalt der Zeitumstände hatte das Aeußere des Ministers gealtert, aber seine Neigung sich würdig und in einem bestimmten Charakter darzustellen, nicht gemindert. Wie er einst als Freund ländlicher Freuden, im Kreise der Seinen mit Bewußtsein die Rolle des Cincinatus durchgeführt, um seiner inneren Vorstellung ein äußeres Genüge zu thun, so war er heute ganz und gar ein Regulus, ein edler verkannter Staatsmann, ein antiker Bürger.

Mit Würde und Herzlichkeit trat er dem Ankommenden entgegen. Seit wir uns in Wien zuletzt gesehen haben, hat sich Manches ereignet, sagte er. Ich weiß, daß man, daß Sie nicht ganz zufrieden mit mir gewesen sind; das wird sich ändern, sobald Sie die Sachlage kennen. Keines Falles sollen Sie Ursache ha-

ben zu bedauern, in dieser interessanten Krisis hergekommen zu sein. Der Federkrieg hat bereits begonnen — es wird nicht lange währen, so donnern die Kanonen, denn eben ist die Nachricht eingetroffen, daß Napoleon in Würzburg angekommen sei.

Aber ehe es noch zu den weiteren Aufklärungen kommen konnte, welche der Minister zu geben versprochen hatte, ward er in das Konseil zum Könige berufen. Dadurch gewann Gentz Zeit seine übrigen Bekannten aufzusuchen, und sich zu überzeugen wie wenig Zuversicht die Verständigen und Wohlunterrichteten zu dem glücklichen Ausgang dieses Unternehmens hegten.

Die Unfähigkeit der Feldmarschälle, des Herzogs von Braunschweig und des Fürsten von Hohenlohe, war für alle Generale ein Gegenstand ängstlicher Besorgniß, welche durch die Tüchtigkeit der Unterbefehlshaber wie Blücher, Kalkreuth, Rüchel, nicht aufgehoben werden konnte; denn diese Letzteren waren abhängig von den Anordnungen ihrer Chefs, und hatten höchstens die Freiheit, begangene Fehler möglichst zu verbessern.

In den Ministerien sah es nicht günstiger aus. Die Minister schützten überall ausdrückliche höchste Befehle, die Untergebenen Anordnungen der Minister vor, welche man zu tadeln nicht versäumte.

Gentz hatte von seinen frühern Verhältnissen in Berlin her, zahlreiche Bekannte unter den Offizieren; er wurde mit Freuden begrüßt, wo er sich blicken ließ. Seine ruhige Klarheit, seine Bestimmtheit in Geschäftsangelegenheiten, mußte Allen willkommen sein, die, auf dem Punkte ihr Leben für eine heilige Sache zu wagen, immerfort durch Gerüchte und Halbheiten über den Stand derselben getäuscht wurden.

Selbst die Königin schien von dem beängstigenden Gefühle, welches diese Ungewißheit verbreitete, berührt zu sein, und verlangte Gentz zu sprechen, der ihr vorgestellt werden sollte, als das Andringen Napoleons eine Verlegung des Hauptquartiers nach Erfurt nöthig machte, wohin man Gentz zu folgen einlud.

Der Weg nach Erfurt wurde über Auerstädt eingeschlagen; der Zug dahin bot eines der feierlichsten Schauspiele dar. Umgeben von seinen Truppen, von Kanonen und Geschützwagen umringt, fuhr das königliche Paar in einem geschlossenen Wagen über die Höhen von Kösen einer Schlacht entgegen, von deren Entscheidung seine Zukunft und die Zukunft eines Volkes abhing.

Es war in den Frühstunden des vierten Oktobers, als Gentz auf der Brücke bei Kösen stand, und die Regimenter defiliren, das Königspaar vorüberfahren sah. Seine ganze Vergangenheit, sein inneres Leben entfalteten sich vor seinem Auge, und mit dem freudigen Bewußtsein, welches durch festes Wollen immer erzeugt wird, durfte er sich sagen, daß er erreicht habe, was er erstrebte, den Gebrauch seiner geistigen Kräfte auf eine ihm zusagende Weise. Seine Stellung war so einzig, wie seine Begabung; sein Einfluß so bedeutend, daß seine, des Privatmannes Meinung, den Ausschlag gebend, in die Schaale gelegt wurde, welche über das Schicksal ganzer Nationen entschied. Aber in dies Gefühl des Triumphes, das Jeder am errungenen Ziele empfindet, mischten sich ein Gefühl der Verantwortlichkeit und eine Besorgniß für die nächste Zukunft, welche um so schwerer wurden, je klarer er alle Zustände zu übersehen vermochte.

In Erfurt begannen die Arbeiten und Konferenzen gleich wieder, welche man in Naumburg unterbrochen hatte. Hier sprach Gentz die Königin, hierher brachte ein Adjutant des Herzogs von Weimar die ersten zuverlässigen Nachrichten über die Bewegungen der Franzosen, welche ihre frühere Stellung in der Umgegend von Würzburg verlassen hatten, um ihre gesammten Kräfte bei Bamberg zusammen zu ziehen.

Gleich nach Empfang dieser Nachricht erhielten alle bei Gotha und Eisenach stehenden preußischen Truppen den Befehl, sich nach der Saale zu begeben, da man in dieser Gegend den Angriff erwarten mußte.

Fern vom Hauptquartiere verzehrte Prinz Louis Ferdinand sich indessen vor brennender Ungeduld, während er dem Augenblick der Entscheidung entgegenharrte.

Jena's Mauern erschienen ihm wie ein Kerker, dessen Enge ihn erdrückte. Vergebens nahm er zu seinen Feldzugsplanen und Terrainkarten, zu Büchern und zum Flügel seine Zuflucht. Es vermochte Nichts, ihn dauernd zu fesseln. Tag über sah man ihn auf den Straßen, die Truppen mustern, die einzelnen Feldstücke untersuchen, und mit den Offizieren verkehren. Es war ihm, als müsse er den Andern seinen Muth, seine Lebensverachtung und seine Todesfreudigkeit in die Seele hauchen, um sie würdig vorzubereiten für den großen Tag des Kampfes.

In lebhafter Unruhe ging er Abends mit seinem Adjutanten und einigen Offizieren auf dem Markte umher, die Ankunft eines Couriers erwartend. Je länger dieser ausblieb, mit um so schnelleren Schritten fing der Prinz an, den Marktraum zu durchmessen, bis endlich sein Adjutant, Graf Nostiz, ein Liebling des Prinzen, leise gegen einen Kameraden bemerkte, solche Unruhe bringe den Courier nicht um eine Minute früher nach Jena und der Prinz reibe seine Kräfte durch die Ungeduld nur nutzlos auf.

Aber so wenig diese Worte für das Ohr Louis Ferdinands berechnet waren, hatten sie es doch erreicht. Sie haben geliebt, fragte er plötzlich, und haben gespielt, nicht wahr, Nostiz?

Wer hätte das nicht gethan, Hoheit?

Sie haben geliebt und gespielt, wiederholte der Prinz, und wundern sich über die fieberheiße Gluth der Erwartung, über die bebende Spannung vor dem Augenblick der Entscheidung? Ich habe diesen Kampf ersehnt, wie die Umarmung des geliebtesten Weibes; das Schicksal wirft seine Würfel über unsere Zukunft, und Sie wundern sich, daß die Sekunden sich mir in Jahre verkehren?

Ein Posthorn erschallte, Alles fuhr empor, aber es war nicht

der ersehnte Courier, sondern der französische Gesandte Laforest, welcher nach Erfurt ging. Zwei Wagen voll Franzosen begleiteten ihn, und blieben zurück, während er nur die Pferde wechselte, um sein Ziel zu erreichen.

Diese Spannung verwirrt meine Gedanken! rief der Prinz. Ich begreife es, wie man wahnsinnig wird, wenn die Seelenkräfte sich zu gewaltsam auf einen Punkt richten. Sprechen Sie von etwas Anderm, geben Sie mir einen andern Gedanken, als den an diese alten Zöpfe, die im Hauptquartiere sitzen, und weil ihre Zeit vorüber ist, die Zeit verpassen. Lassen Sie uns Etwas vornehmen, irgend Etwas!

Aber es braucht nur einer so gewaltsamen Aufforderung zu einer Zerstreuung, um jede Möglichkeit derselben zu vernichten, um alle Anwesenden zu lähmen. Niemand wußte etwas Anderes, als die gleichgültigsten Dinge vorzuschlagen, keine Unterhaltung wollte Wurzel fassen und gedeihen.

Da fiel des Prinzen Auge auf das Schild eines Weinhauses. Die starke Bewegung hatte ihn durstig gemacht, und plötzlich rief er: Lassen Sie uns hineingehen, lassen Sie uns trinken. Vielleicht verkürzt das die Stunden; und holen Sie Dussek herüber.

Es mochten gegen zwanzig Offiziere in dem Lokale anwesend sein. Sie hatten sich den großen Saal öffnen lassen, und saßen hier beim vollsten Zechen, als der Prinz mit seinen Begleitern eintrat.

Man wollte aufstehen, ihm den Saal überlassen, er litt es nicht.

Wir sind nicht auf der Parade, meine Herren! wer zuerst kommt, hat das Terrain. Bleiben Sie; aber rücken Sie zusammen, daß wir unterkommen können, sagte er.

Es geschah, man ließ sich nieder, die Champagnerflaschen wurden gebracht, die Korke knallten, und von den Lippen der jungen Krieger ertönten abwechselnd zärtliche und kriegerische Toaste.

Ein altes Klavier, das sich im Saale befand, wurde bald geöffnet, Dussek machte es möglich, selbst den halbverstimmten Saiten noch Wohllaut zu entlocken.

Wunderbar, sagte der Prinz, daß ich trotz dieses Lachens und Lärmens die Sekundenschläge der Uhr höre, daß ich Nichts empfinde, als die Dauer der Zeit. — Dussek! spiele uns keine sanften Lieder, spiele uns Schlachtendonner, präludire uns die Musik der nächsten Tage.

Dussek that es. Er spielte die beliebtesten Kriegslieder, er variirte sie, und alle Anwesenden stimmten bald ein. Inzwischen schlug die Uhr die achte Abendstunde.

Um drei Uhr konnte der Courier hier sein! rief der Prinz, von Wein und Ungeduld mehr und mehr erhitzt. Aber sie werden zu keinem Entschlusse gelangen, sie werden am Spiegel stehen, sich die Perücken kleistern und die Kamaschen knöpfen lassen, bis Bonaparte sie an den Zöpfen haben und zausen wird, daß ihnen das Paradereglement vergeht. Ich verfluche die alte Zeit, das ganze alte verzopfte Wesen, das uns zu Grunde richtet. Pereant die Zöpfe! alle Zöpfe!

Die Offiziere stimmten jubelnd mit ein.

Herunter mit ihnen, wer es ehrlich meint! rief der Prinz.

Vor diesem Vorschlage, der dem Prinzen Ernst zu sein schien, erschraken die Offiziere wie vor einem Verbrechen. Man that, als ob es ein Scherz gewesen sei; das entflammte den Prinzen noch mehr.

Komm Du her, Dussek! rief er, der Du der einzige Freie bist unter uns, und sieh nun selbst, wie sie uns an dem chinesischen Schwanze halten, der uns verdiente Nackenschläge giebt. Komme Du her, und wie Du brav auf Deine Tasten loszuhauen pflegtest, so haue mir mit einem ehrlichen Hiebe den Zopf herunter. Du hast doch kein Bedenken?

Nicht das Geringste! lachte Dussek, auf Erden wächst er wie-

der, wenn's sein muß; zu einem Liebespfande bleibt genug Haar auf dem Kopfe, und jenseits läßt St. Peter die Frommen wohl auch ohne Zopf herein.

Nun denn frisch! sagte der Prinz, zog den Degen, kniete vor einem Seitentische nieder, legte den wohlgebundenen Zopf darauf und Dussek, sich von seinem Sitze erhebend und die Manschetten von den fetten weißen Händen zurückschlagend, hieb mit einem Schlage den Zopf des Prinzen herunter.

Ein allgemeines Lachen erscholl. Aber als der Prinz ausrief: Pereat! den alten Zöpfen und der ganzen miserablen Vergangenheit, Vivat eine glorreiche Zukunft! Da stürzte Alt und Jung in der Versammlung herbei, und in wenig Minuten lagen alle Zöpfe wie Leichen starr und steif neben einander.

Ein unermeßlicher Jubel, eine ausgelassene Lustigkeit begannen. Plötzlich jedoch verstummte der Prinz. Seine Blicke hefteten sich starr auf eine Glasthüre, welche in ein Nebenzimmer führte, seine Wangen erbleichten, und in bebendem Zorn schienen sich seine Lippen zusammen zu pressen.

Was haben Sie, Hoheit! fragte Dussek erschrocken.

Der Prinz fuhr mit der Hand über die Augen, blickte nochmals hin, es war Niemand zu sehen. Wunderbar! sprach er, ich hätte gewettet, daß Er es wäre!

Wer denn?

O! laßt es nur, es war ein Bild meiner überreizten Phantasie!

Aber die Stimmung des Prinzen hatte ihren Schwung verloren; er brach bald auf, und noch im Fortgehen beauftragte er seinen Adjutanten, zu fragen, wer in dem Nebenzimmer gewesen sei.

Man erfuhr, daß es die Franzosen waren, welche Laforest hier zurückgelassen hatte.

Sechszehntes Kapitel.

In seiner Wohnung angelangt, überreichte François dem Prinzen einen Brief Paulinens. Ihr ganzes Wesen war darin ausgesprochen. Der Prinz las ihn wieder und wieder, und setzte sich sogleich hin, ihr zu antworten.

Als er dann spät sein Lager suchte, kam François wie immer, ihn zu entkleiden. Es sind Franzosen angekommen, Hoheit! sagte er, die hier ausruhen; gegen Morgen wollen sie ihre Route kontinuiren.

Ich weiß es.

C'est étrange, fuhr der Alte fort, wie in diesem siècle die Schicksale der Leute wechseln. Ce Monsieur de Heldrich, der vor Jahren im Palais mit Oehrdorf connaissance gemacht hatte und dort umherspionirte, ist mit dabei. Er trägt die Offiziers-Uniform der Cheveaux légers, aber er hat sich einen anderen Namen gegeben. Sie nennen ihn, Monsieur ... Monsieur ... der Alte suchte vergebens den Namen, der seinem Gedächtnisse entschwunden war.

Was thut der Name! sagen Sie mir, wo ich den Lieutenant finde, rief der Prinz mit Lebhaftigkeit, den Alten unterbrechend. Ich muß ihn sprechen, und sogleich!

François warf dem Prinzen die Kleider wieder über und

schickte sich an, den Verlangten aufzusuchen, als plötzlich sich ein Posthorn hören ließ. Ein Wagen hielt vor dem Hause. Der Prinz wähnte, es sei der Courier, aber statt des erwarteten Couriers trat der Fürst von Hohenlohe selbst ein, dem Prinzen die Mittheilungen zu machen, deren er bedurfte.

Ihre Unterredung währte zwei volle Stunden. Als der Fürst den Prinzen verließ, gab dieser Befehl zum Aufbruche, indeß die Hoffnung, welche seit dem Zusammentreffen mit Blücher über ihn gekommen war, hatte einer tiefen Niedergeschlagenheit Platz gemacht.

Während man packte und die Pferde sattelte, verlangte Louis Ferdinand nochmals, man solle Heldrich suchen, und sendete François zu diesem Zwecke ab, der bald darauf mit dem Bescheide zurückkehrte, der General, in dessen Begleitung sich Herr von Heldrich befunden, habe während der Unterredung des Prinzen mit dem Fürsten, Jena verlassen, und der Lieutenant ihm folgen müssen. Ein Billet des Letzteren ward dem Prinzen gebracht.

Mein neues Vaterland hat mir mit seinem Degen die Ehre wiedergegeben, welche Ew. Hoheit einst zu zerstören so eifrig waren; dafür gehört ihm mein Leben. Ich darf mir nicht erlauben, es im persönlichen Streite am Vorabende einer Schlacht für eine persönliche Sache einzusetzen. Vielleicht treffen wir einander auf dem Schlachtfelde — wo nicht, stehe ich Ew. Hoheit nach dem Kampfe zu Befehl.

Es war die Nacht vor dem achten Oktober, als der Prinz mit seinem Stabe Jena verließ, um nach Rudolstadt zu gehen. Seine Vorschrift lautete, sich wo möglich in kein Gefecht einzulassen, wenn der Feind anrücke, sondern sich auf die Division des Generals von Grawert zurückzuziehen, welche vor Orlamünde stand.

Bei seinen Truppen eingetroffen, mußte der Prinz jedoch abermals sechs und dreißig Stunden in thatenlosem Harren verweilen, obschon sich bereits feindliche Pikets an verschiedenen Punk-

ten gezeigt hatten. Endlich am Abend des neunten Oktober langte die Botschaft an, daß die Franzosen mit ganzer Macht heranzurücken schienen.

Seit Jahren hatte der Prinz die Stunde dieses Kampfes wie eine Befreiung, seit Monaten wie eine Erlösung betrachtet. Sich jetzt noch vor dem Feinde zurückzuziehen, kam ihm so unmöglich als unwürdig vor. Die Plane, welche Fürst Hohenlohe ihm vorgelegt hatte, versprachen geringen Erfolg, und waren weder klar noch bestimmt. Bei dem fortdauernden Unterhandeln und Parlamentiren, bei der geringen Zuversicht, welche man im Hauptquartiere für den glücklichen Ausgang des Krieges hegte, fürchtete er, dieser werde auch jetzt nicht begonnen werden, man werde sich zu neuen Zugeständnissen an Frankreich hergeben, neue Demüthigungen auf Preußen laden, wenn er selbst nicht einen unwiederbringlich entscheidenden Schritt thue.

Er wußte, daß auch die Königin den Krieg für unerläßlich halte, er gedachte des Versprechens, das er ihr einst gegeben hatte, und glaubte sich, als ein Prinz von Preußen, um so mehr berechtigt und berufen, endlich selbsthandelnd die Sache des Vaterlandes zu vertreten, je weniger die eigentlichen Feldherrn dazu befähigt schienen.

In diesem Sinne schrieb er dem Prinzen von Hohenlohe, wie er es dringend nothwendig halte, zu einer kraftvollen Offensive überzugehen. Nur diese allein sei dem Geiste der Zeit, der Armee und dem Drange der Umstände angemessen, während längeres Zaudern die eigenen Mittel lähme, die Streitkräfte des Feindes vermehre, und der preußischen Sache eben so die öffentliche Meinung, als bereitwillige Verbündete entziehe. Man dürfe, wenn man das Vaterland nicht mehr zu retten vermöchte, es doch nicht ohne Kampf untergehen lassen, und müsse wenigstens beweisen, daß man sein Leben dafür zu opfern entschlossen sei.

In dieser Gesinnung bereitete der Prinz, nach Absendung des

Briefes, Alles für die bevorstehende Schlacht, und rüstete sich zum Vorschreiten über die Saale, wo die Preußen angreifen sollten, sobald die Heere einander gegenüber stehen würden.

Der Prinz durchwachte fast die ganze Nacht. Aus seiner hochgelegenen Wohnung konnte er die hellen Wachtfeuer der Franzosen erblicken, welche sich in weitem Kreise, längs dem ganzen Horizonte hinzogen. Die häufig fallenden Schüsse ließen über die ernstlichen Absichten des Feindes für den kommenden Tag keinen Zweifel mehr übrig. Mit hoher, freier Seelenruhe blickte Louis Ferdinand diesem Tage entgegen. Nach Mitternacht setzte er sich zum Flügel und spielte mehrere Stunden. Der treue François wachte im Nebenzimmer; er war eben so bewegt als sein Herr ruhig.

Gegen Tagesanbruch, als der Prinz sich eben auf sein Feldbett geworfen hatte, ward gemeldet, daß die französischen Vortruppen unter dem Marschall Lefebre über Gräfenthal heranrückten, und die preußischen Truppen, welche jenseits Saalfeld ständen, sich in Folge dessen auf Saalfeld zurückzögen.

Sogleich entsandte der Prinz einige Ordonanzoffiziere mit kurzen, schriftlichen Befehlen an die Kommandanten der verschiedenen Truppenabtheilungen, dann schellte er nach François, um sich ankleiden zu lassen.

Nun, sagte der Prinz, da er bemerkte, daß des Alten bebende Hände ihm den Dienst versagten, will's heute nicht recht fort? Und Du hast es doch all die Jahre gut verstanden?

Veuille Dieu! daß ich es noch viele Jahre zu thun behielte!

So mache es schneller als jetzt! entgegnete der Prinz, und reiche mir die Orden und den Paradehut.

Gnädigster Herr! nur nicht die Orden! nur den Federhut nicht! Der weiße Federbusch ist ein Signal!

Das soll er werden, François, für alle braven Preußen! Gieb ihn her! Soll ich denn ungeschmückt zu einem Festtage gehen, auf den ich mich seit Jahren freute?

Hoheit! sagte der Alte, während er den Hut hinlegte und die Orden auf der Brust des Prinzen befestigte. Hoheit! je comprends ce noble sentiment, denn ich bin ein Franzose; aber — rief er in Thränen ausbrechend — schonen Sie Ihr Leben, gnädiger Herr! Wir haben nur einen Prinzen Louis!

Der Prinz antwortete nicht. Er war beschäftigt die Briefe Paulinens und ein Medaillon mit dem Haare seiner Kinder in eine Brieftasche zu schließen, die er in der Uniform auf seiner Brust verbarg.

Als er den Hut aufsetzte und der Thüre zuschritt, hielt François ihn zurück. Hoheit! fing er wieder an, ma vie Vous appartient, aber freilich, die Jugend kann das Alter entbehren; wir Alten können nur die Jugend nicht entbehren. Denken Sie, gnädigster Herr, an die Frau Prinzessin Mutter! et ne Vous exposez pas trop! rief er, in Thränen des Prinzen Hände küssend. Dann, als halte er diese ernste Ermahnung für unangemessen, fügte er scherzend die Worte hinzu: Mon Dieu! wie werden die Frauen Hoheit vergöttern, wenn Sie aus dem Felde zurückkehren! — Mais pour retourner il faut vivre avant tout!

Ich danke Dir, François! von Herzen danke ich Dir! war Alles, was der Prinz der Rede des Alten entgegnete, während er ihm die Hand schüttelte und das Gemach verließ.

Im Vorsaale empfingen ihn seine Adjutanten. Als er sein Pferd bestiegen hatte, gab er nochmals dem alten Johann, der nicht mehr in die Schlacht zu folgen fähig war, und François die Hände.

Beide blickten ihm nach, so lange sie ihn sehen konnten.

Der ist von des alten Fritzen Schlag! meinte Johann, und François sagte, sich die Augen trocknend, während er in das Haus zurückkehrte: Dieu le protège! c'est un vaillant enfant! Er hätte verdient, ein Franzose zu sein!

Siebenzehntes Kapitel.

Es war um die Mittagsstunde des zehnten Oktober. Der Kampf hatte bereits zwei Stunden gedauert, als Prinz Louis Ferdinand einzusehen begann, daß er sich einem dreifach überlegenen Feinde gegenüber in einer Stellung befinde, welche von Stunde zu Stunde unhaltbarer und gefährlicher wurde.

Ein Hauptangriff gegen die, auf der Höhe nach Blankenburg vorrückenden feindlichen Kolonnen, welche dem Prinzen den Rückzug von Saalfeld nach Rudolstadt abzuschneiden drohten, schien unerläßlich. Dieser Angriff mißlang, und nur die persönliche Unerschrockenheit des Prinzen, der sich überall der größten Gefahr aussetzte, vermochte die zurückgeworfenen Truppen vor wilder Auflösung zu schützen. Von jetzt an war der Rückzug unvermeidlich und mit schwerem Herzen entschloß sich der Prinz, den Befehl zu demselben zu ertheilen. Als dies geschehen war, sprengte er selbst, nur von einem Adjutanten begleitet, nach der Stadt zurück, um hier die nöthigen Maßregeln zur Deckung des Rückzuges zu treffen.

Aber schon am Thore begegneten ihm fliehende Haufen seines Fußvolkes, welche von dem mit Macht herangedrungenen Feinde

zurückgetrieben worden waren. Nur einige Trupps Jäger und Füseliere hielten sich vor der Stadt, deren Thore man bereits in der Geschwindigkeit barrikadirte. Der Prinz sprengte den Fliehenden entgegen. Vor seinem Anblick verstummte das wilde Geschrei der Flüchtigen.

Seid ihr Preußen? rief er ihnen mit starker Stimme zu, wann haben jemals preußische Soldaten ihren General, einen preußischen Prinzen verlassen?

Ein lauter Vivatruf war die Antwort. Der Prinz stellte sogleich die Ordnung wieder her, und wies ihnen den Punkt am Ausgange der Vorstadt an, bei dem sie Posto fassen sollten. Sein ruhiges, würdevolles Benehmen wirkte auf die Truppen wie ein Zauber. Obgleich er in diesem Augenblicke die dringende Gefahr seiner Lage völlig übersah, nahm man doch auf seinem Gesichte eben so wenig als in seinen Aeußerungen und Bewegungen irgend Etwas wahr, was die auf ihn blickenden schwächeren Gemüther hätte beunruhigen können. Absichtlich ritt er mit langsamem Schritte vom Thore der Stadt bis zum Ausgange der Vorstadt zurück, wo er mit bewunderungswürdiger Gelassenheit den Knäuel auseinander wickelte, den ein hier am unrechten Orte haltender Kavallerietrupp veranlaßt hatte.

Aber diese Anordnungen verschlangen kostbare Zeit. Der Rückzug auf Wöhlsdorf, den die Kavallerie bereits angetreten hatte, ward immer gefahrvoller durch das Vordringen des Feindes, der, mit aller Macht anrückend, und die gegen ihn aufgestellten Regimenter langsam zurückwerfend, jetzt die ganze Masse seiner bisher versteckt gehaltenen überlegenen Kavallerie zu entfalten suchte, um durch einen großen Reiterangriff die Niederlage der zurückweichenden preußischen Corps zu vervollständigen.

Der Prinz begriff die Wichtigkeit des Augenblickes. Es galt, die Aufstellung der feindlichen Kavalleriemassen zu hindern. Dies konnte nur durch Geschütz geschehen. In seiner Nähe, auf einer

kleinen Anhöhe, hielten als Reserve-Artillerie zwei berittene Kanonen. Der Prinz befahl, sie herbeizuholen, um die, sich in Kartätschenschußweite entwickelnden französischen Husarenregimenter mit Kartätschen zu beschießen. Als er eine Zögerung in der Ausführung seines Befehles bemerkte, sprengte er selbst dorthin.

Der Adjutant, blaß und bebend vor Zorn, hielt vor dem Unteroffizier, der die Geschütze befehligte.

Hoheit! rief er dem Prinzen zu, der Hund von Unteroffizier weigert sich, dem Befehle zu folgen, und die Stückknechte, die nur seinen Winken gehorchen, versagen gleichfalls den Gehorsam.

Vorwärts! Vorwärts! wenn Dir Dein Leben lieb ist! herrschte der Prinz. In demselben Augenblicke, wo er dem Manne in's Gesicht schaute, erschien er ihm bekannt. Es waren die wilden, frechen Züge des Rekruten, den er vor Jahren bei dem Transporte vor dem Oranienburger Thore in Berlin gesehen hatte, wo der Werbeoffizier seinen Hund auf ihn hetzte, um den Zurückbleibenden herbeizutreiben.

Der Unteroffizier blieb unbeweglich. Hierher bin ich postirt vom General Bevilaqua. Der hat mir gesagt: ich solle auf keine Ordre den Platz verlassen, und so thue ich, mag kommen, wer da will.

Der Mensch ist wahnsinnig! rief der Prinz. Er stürzt uns in's Verderben.

Was geht das mich an! trotzte mit frecher Stimme der Unteroffizier. Ich bin ja nicht freiwillig hier. Der Prinz hier hat selbst gesehen, daß ich mit Hunden in den preußischen Soldatenrock gehetzt bin.

Der Prinz verlor die Fassung. In der Verzweiflung über diesen Trotz führte er einen Hieb mit der flachen Klinge auf den Menschen, indem er ausrief: Ich steche Dich nieder, Elender! wenn Du nicht augenblicklich folgst.

Hoho! davor ist Rath! schrie der Andere, und seinem Gaule

die Sporen gebend, jagte er, gefolgt von einem Theile seiner Stückknechte, der Stadt zu.

Hat sich denn Alles wieder uns verschworen! rief der Prinz aus, als in diesem Augenblicke der Erdboden erdröhnte von dem Hufschlage der feindlichen Reiterei, welche sich unterdessen ungehindert entfaltet hatte, und mehrere tausend Mann stark auf den Rest der Infanterie des Prinzen losstürmte. Doch dieser ließ sie fast auf Pistolenschußweite herankommen, und empfing sie dann mit einem so mörderischen Feuer, daß sie in Unordnung sich zur Flucht zurückwandte.

Dieser Augenblick muß unser Schicksal entscheiden! sagte der Prinz, und sprengte von seinen Adjutanten, Lieutenant Nostiz und Hauptmann Valentini begleitet, auf das nahe Wöhlsdorf zu, wo fünf Eskadrons sächsischer Husaren aufgestellt waren.

Mit den Worten: Mir nach Kameraden! setzte er sich an ihre Spitze, und stürzte sich im wildesten Jagen auf die feindlichen Kavalleriemassen.

Allein dieser Angriff, ohne Einheit, ohne Ordnung unternommen, scheiterte an der überwiegenden Stärke des Feindes, der durch eine geschickte Bewegung sich den ansprengenden Schwadronen in beide Flanken warf.

Die Unordnung der fliehenden Haufen, von der ganzen Masse des Feindes verfolgt, theilte sich den noch Standhaltenden mit, und preußische, sächsische und französische Husaren stürzten in tollem Jagen in das, von Hohlwegen durchschnittene Terrain, dessen Beschaffenheit die Verwirrung noch vermehrte.

Alle Bemühungen des Prinzen, der mitten im Handgemenge oft wie ein gemeiner Reiter focht, waren unvermögend, den Strom der Flüchtigen aufzuhalten.

Um Gottes Willen, retten Sie sich, Hoheit! rief ihm einer der Offiziere zu, welche sich in dem Handgemenge zu ihm gesellt hatten, um das kostbare Leben ihres fürstlichen Generals zu vertheidigen.

Die Schlacht ist verloren! was liegt an meinem Leben! rief er verzweiflungsvoll aus.

Alles Hoheit! Ein gefangener Prinz von Preußen ist verhängnißvoller, als eine verlorene Schlacht. Bedenken Sie, daß Sie Ihr Leben dem Vaterlande schulden.

In diesem Augenblicke zeigte sich am Eingange des Hohlweges, in dem sie kämpften, ein Trupp französischer Husaren, von einem Offiziere der Cheveaux légers geführt, welche mit wildem Geschrei auf den Prinzen und seine Begleiter einsprengten.

Noch immer schien der Erstere unentschlossen; da ergriff Lieutenant Nostiz das Pferd des Prinzen am Zügel und wandte es zur Flucht. In diesem Momente mochte dem Prinzen zum erstenmale die Möglichkeit lebhaft vor die Augen treten, statt eines heldenmüthigen Todes das schreckliche Geschick der Gefangenschaft zu erleiden; denn er bedeckte mit dem Hute den Stern auf seiner linken Brust, und der Schnelligkeit seines vortrefflichen Pferdes vertrauend, versuchte er über Gräben und Hecken aus dem Bereiche der Verfolgenden zu entkommen.

Plötzlich aber sperrte ihm die Umzäunung einer Wiese den Weg der Flucht. Der Prinz war der geschickteste Reiter des preußischen Heeres. Er spornte seinen Schweißfuchs, mit welchem er oft viel gewagtere Reiterkünste geübt, zum Sprunge über den scharfkantigen Zaun. Das treue Thier streckte sich mit der letzten Kraft zu dem gefährlichen Satze, aber die Anstrengung des Tages, dessen Verwirrung den Prinzen in den letzten Stunden verhinderte, ein frisches Pferd zu nehmen, hatte die Kräfte des edlen Rosses erschöpft. Der Sprung gelang nur halb, das Pferd blieb mit einem Hinterfuße in der Umzäunung hängen und stürzte nieder.

Während der Prinz noch beschäftigt war, sich von dem Sturze aufzuraffen, hatten ihn aber die verfolgenden Husaren bereits erreicht, und ehe er noch die Klinge zur Abwehr entgegenstrecken

konnte, empfing er einen Hieb auf den entblößten Kopf, der ihn taumeln machte. Zu gleicher Zeit drang der Offizier in Chevauxlegers-Uniform mit dem Rufe auf ihn ein: Sie sind mein Gefangener! Ihren Degen, Prinz!

Da hast Du ihn! entgegnete Louis Ferdinand, mit der letzten Kraft einen Stoß auf seinen Gegner führend, der demselben den linken Arm durchbohrte.

Nun, so fahre hin! schrie der Andere wüthend, und begrub seinen langen Stoßdegen in die Brust des Prinzen.

Ist's möglich! rief der Prinz besinnungslos zusammenbrechend.

Mit stummem Entsetzen erblickten der Hauptmann Valentini und der Lieutenant Nostiz, welche in diesem Augenblicke mit einigen Reitern herbeisprengten, den gefallenen Fürsten. Ihre Bemühungen, den Sterbenden dem Feinde zu entreißen, waren vergebens. Die Uebermacht neu herandringender Franzosen zwang sie, den theuren Leichnam zu verlassen, an welchem die Wuth der feindlichen Husaren noch mit Hieb- und Stichwunden ihren Grimm ausließ.

Zerfetzt und nackt ausgeplündert ward Prinz Louis Ferdinand am Abend, nur in ein Laken gehüllt, unter dem Schalle der Musik durch die Straßen von Saalfeld getragen, und dort in der Fürstengruft beigesetzt.

So endete Prinz Louis Ferdinand. Er hatte das vierunddreißigste Jahr noch nicht zurückgelegt.

Das Schicksal, welches ihm versagte, die Erhebung des Jahres achtzehnhundertdreizehn zu erleben, hatte ihm wenigstens den Todesschmerz erspart, über den, wie es damals schien, hoffnungslosen Fall des Vaterlandes.

Der heldenhafte Ausgang seines Lebens versöhnte selbst die strengsten Richter desselben mit den Irrthümern und Ausschweifungen, in welchen sich eine Jugend verloren hatte, deren Unglück es war, ein Prinz zu sein. In dem Gedächtniß Aller, welche ihn

gekannt, lebte er fort als eine schöne seltene Erscheinung. Das Volk aber trug Leid um seinen Liebling noch Jahre lang, und aus den Tagen unserer Kindheit klingt das vielgesungene Lied:

Klaget Preußen! ach er ist gefallen!

mit den rührenden Tönen seiner Melodie in unserer Erinnerung nach.

Ende des dritten Bandes.

Druck von Eduard Krause in Berlin.

FEB 7 1901

LIBRARY OF CONGRESS
0 022 012 245 1